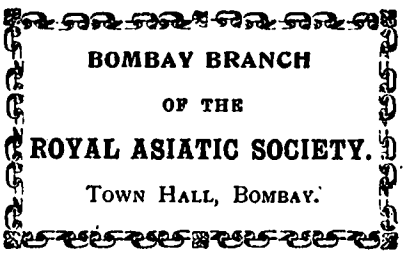
Vol 96

Gcd
Ger 830.8
wie / Sächn
99809

00099809



Digitized with financial assistance from
Government of Maharashtra
on 30 January, 2020

C. M. Wielands

ſämmtliche Werke.

99869

Sechsunddreißigſter Band.

00 a 35

Leipzig.
G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung.
1858.

Gocl
Ger 830-8
Wie/Säm
99809

00099809

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vermiſchte Schriften.

Inhalt.

N.

Das Narren- und Eſelsfeſt.

P.

1. Papſt. Von der Titulatur: Haupt der Chriſtenheit und Päpſtliche Heiligkeit.
2. Theophraſtus Paracelſus.
3. Parade.
4. Philoſophie bei den Griechen und Römern.
5. Pirkheimer.
6. Chriſtine von Piſan und ihre Schriften.
7. Platon. Ueber etwas, das er geſagt haben ſoll und nicht geſagt hat
8. Pompejus. Rechtfertigung eines ſchönen Wortes desſelben.

R.

1. Die Wunderflaſche des heil. Remiglus.
2. Des Roches, Magdalene und Katharine, Mutter und Tochter.
3. Maria von Romieu.

S.

1. Hans Sachs.
2. Saluſtius.
3. Sarpi. Urtheil des Cardinals du Perron über ihn.
4. Schärtlin.
5. Schickſalstragödie.
6. Anna Maria von Schurmann. Nebſt einem Auszug aus der Eukleria.
7. Algernon Sidney.

T.

1. Tafelrunde.
2. Tarpa. Was dies für ein Ding iſt.
3. Tibull.
4. Trésor de l'ame. Auszüge eines ſo betitelten merkwürdigen Buches aus dem 15ten Jahrhundert.

U.

Ueberſetzungen.
a. An Herrn ***.
b. Homers Odyſſee, überſetzt von J. H. Voß.
c. Ueberſetzung des Lucrez.
d. Ueberſetzung des Arioſto.
e. Ueberſetzung des Taſſo von Gries.

V.

1. Villehardouin.
2. Ludwig Vives.
3. Voltaire.

W.

1. a. Weibliche Bildung.
b. Bei der Anzeige von Schillers hiſtoriſchem Kalender für Damen.
2. Chriſtoph Martin Wieland. Unterredungen mit dem Pfarrer von ***.

X.

Xantippe.

Anhang.
Neujahrwunſch.
An Amelia Tiſchbein.
An Pſyche.
La Philosophie endormie.
Unter unſern Großen iſt kein Alexander und kein Richelieu, der die Chörite und Colletets der Dürftigkeit entriſſe.
Woher, nach der Edda, die guten und ſchlechten Skalden oder Barden kommen?
Demoiſelle oder Fräulein?
Reflexionen.
National-Poeſie.
Verſchiedenes über die Leſer.
Wie man liebt. Eine Anekdote.
Ein Geſpräch zwiſchen Autor und Leſer.

Miscellaneen.

N.

Das Narren- und Eſelsfeſt.

Ein Beitrag zur Geſchichte der Sitten und Gebräuche.

1784.

Das Narrenfeſt war vor Zeiten eines der größten Feſte in Frankreich, welches in allen Haupt- und kleinen Kirchen mit der ärgerlichſten Ausgelaſſenheit gefeiert wurde. Es fiel gerade auf das Feſt der Beſchneidung, welches damals noch nicht der Neujahrstag war; man fing aber ſchon vom Stephans-Tage die löblichen Vorbereitungen dazu an. Gewiß kann nicht leicht etwas Sitten und Geiſt der damaligen Zeiten in ein helleres Licht ſetzen, als das Rituale dieſer Saturnalien. Hier iſt es.

Zuerſt wählten die Prieſter Einen unter ſich zum Narren-Biſchof, dem ſie den völligen Biſchofsſtaat anlegten, und ihn dann mit großem Pomp in die Kirche führten, wo er mit der Inful auf dem Haupte und dem

Bischofsstabe in der Hand Messe lesen mußte. Nach der Messe wurde ihm, in der Kirche selbst, ein großes Gastmahl aufgetragen, wobei es dann bügelhoch unter den geistlichen Herren herging. Sie sangen, tanzten, besoffen und schlugen sich in der Kirche, daß sehr oft das Blut darnach lief.

In der Vesper gab's den zweiten, nicht minder saubern, Act der Farce. Die niedere Klerisey nämlich besetzte diesen Tag die ersten Plätze im Chor. Wenn es nun in dem Magnificat an den Versikel kam: deposuit potentes de sede etc., er hat die Mächtigen vom Sitze gestürzt und die Niedern darauf erhoben: da ging der Lärm aufs neue an. Man wiederholte den Versikel wohl funfzehn- bis zwanzigmal mit so unsinnigem Geschrei und Händeklatschen, als wenn die Kirche ein wahres Tollhaus gewesen wäre. Nach der Vesper maskirte sich alles. Der Herr Narren-Bischof wurde nun auf einen Wagen gesetzt und im Triumph durch alle Gassen der Stadt geführt. Seine Begleiter sangen dabei die üppigsten und schändlichsten Gassenhauer, und trieben tausend Stocknarren-Streiche den Pöbel zu amusiren. Diese ärgerliche Farce war noch unter Karls VII Regierung in vollem Gange, so viel sich auch der Römische Stuhl und rechtschaffene Prälaten Mühe gaben sie auszurotten.

Ein würdiges Gegenstück dazu ist das Eselsfest, das dem Geiste jenes Jahrhunderts der Brutalität nicht minder Ehre macht. Es wurde folgendergestalt gefeiert. Man putzte einen Esel herrlich und prächtig an, setzte eine junge Dirne darauf, und führte sie und ihn in diesem Aufzuge mit großer Ceremonie in die Kirche neben den Altar. Nun fing

der Prieſter, wenn er ſich zum Volke umkehrte, ſtatt ſeines gewöhnlichen Dominus vobiscum, aus vollem Halſe an zu yanen, ya! ya! ya! und der ganze Chor antwortete drauf aus vollem Halſe: ya! ya! ya!

Ainsi s'amusaient nos bons ayeux! ſagte der ehrliche Franzoſe, dem ich dieſe Kirchenanekdote nacherzähle.

P.

1.

Papſt.

Von der Titulatur.

Haupt der Chriſtenheit und päpſtliche Heiligkeit.

Aus einer handſchriftlichen zuverläſſigen Nachricht.

1783.

Auf dem Reichstage zu Speyer 1526 wurde unter andern eine Geſandtſchaft an den damals in Spanien ſich aufhaltenden Kaiſer Karl V beſchloſſen, und für die Abgeſandten (damals Oratoren genannt) eine Inſtruction projectirt. In dieſer wurde der Kaiſer Haupt der Chriſtenheit, und der Papſt päpſtliche Heiligkeit benennet. Hierüber entſtund bei den proteſtirenden Ständen die Frage: ob man ſich ihrerſeits auch mit gutem Gewiſſen dieſer Titulatur bedienen könne?

Man ſchien es zwar mit dieſem Zweifel bloß auf das Gewiſſen zu nehmen; dieſes war aber damals oft ſo ſehr in Politik verflochten, daß man nicht nur eines geiſtlichen, ſondern

auch eines weltlichen Rathes Gutachten in der Sache erstatten zu lassen für gut fand.

Der weltliche Rath gab in seinem schriftlich ausgestellten Bedenken an, daß er nicht glauben könne, wie dadurch gesündigt würde, wenn man den Kaiser das Haupt der Christenheit, und den Papst päpstliche Heiligkeit nenne. Denn es sey doch damit nicht also gemeint, daß der Kaiser ein anderes Haupt als ein weltliches, und der Papst auf eine andere Art heilig sey, als das ganze Römische Reich. Es könnten auch des Gegentheils Gedanken nicht seyn, den Kaiser für ein Haupt der geistlichen Christenheit auszugeben, und dieser werde sich dessen auch nicht anmaßen, weil es gegen den Papst nicht zu verantworten seyn würde. Ueberdieß wären es ja bloße Titel und keine Mysterien, so wie man etwa den König von Frankreich den Allerchristlichsten nenne. Also sey es ein ganz unnützer Zweifel, der aber doch Kaiserlicher Majestät empfindlich fallen könne, als wolle man ihr nicht die Ehre gönnen, ein weltliches Haupt der äußerlichen Christenheit zu seyn. Auf der andern Seite würden auch die Geistlichen des Papsts Titel nicht abbrechen lassen wollen; so daß dieser unbedeutenden Worte halber am Ende die gemeinschaftliche Abschickung ganz rückgängig werden könnte, welches sehr zu bedenken sey.

Der geistliche Rathgeber, Spalatin, blieb hingegen dabei, daß Christus allein das Haupt der Christenheit sey, darum solle die Ehre keiner Creatur gegeben werden. Ephes. 1, 22. 5, 23. Colos. 1, 18. Er schlug also vor, statt Haupt der Christenheit zu setzen: einiges Haupt und Oberer des heiligen Römischen Reichs. Die päpstliche Heiligkeit müsse aber ganz wegfallen.

Ob dieſe Zweifel der Proteſtirenden damals am Reichstage öffentlich zur Sprache gekommen, und wie die Inſtruction der Geſandten noch eingerichtet worden, läßt ſich nicht ſagen; gewiß aber iſt es, daß die beſchloſſene Geſandtſchaft nicht vor ſich gegangen.

So wenig ſich übrigens in Deutſchland das religiöſe Intereſſe immer von dem politiſchen trennen läßt: ſo zufrieden kann doch ein ächter Deutſcher darüber ſeyn, wenn die politiſche Dogmatik und dogmatiſche Politik jener Zeit immer mehr außer Gebrauch kömmt.

2.

Theophraſtus Paracelſus.

1776.

Paracelſus verdient aus zwei Urſachen einen Platz unter den Worthies des 16ten Jahrhunderts: als ein Mann von außerordentlichem Genie, und weil er in der Arzneikunſt Epoche gemacht. Heutiges Tages mögen freilich Wenige ſeyn, die ihn durch ſich ſelbſt kennen und mit dem Geiſte, der in ſeinen Schriften webt, in Gemeinſchaft ſtehen, und daß ein ſolcher ihm ein Denkmal errichtet, das ſeiner würdig ſey, wünſchte ich wohl vorzubereiten.

Alles an dieſem Manne war ungewöhnlich und parador, bis auf den Namen. Er nannte ſich Philippus Theophraſtus Bombaſt von Hohenheim, oder, ſtatt dieſes Geſchlechtsnamens, Paracelſus. Sein Recht an den Namen Bombaſt von Hohenheim ſoll ſich bloß darauf gegründet haben, daß ſein Vater ein unehlicher Sohn eines Deutſchen Herrn aus dieſem ehemaligen edeln Schwäbiſchen Geſchlecht geweſen. Paracelſus

wurde im Jahr 1493 zu Einsiedeln im Kanton Schwyz geboren,*) wo sein Vater damals die Arzneikunst trieb. Einige Jahre darauf zog er nach Kärnthen, und lebte dort bis gegen das Jahr 1525 in vielem Ansehen.

Galenus war damals den Aerzten was Aristoteles den Mönchen — ein unbekannter Gott, aber nur desto abergläubischer verehrt. Paracelsus wurde von seinem Vater von Jugend an zur damaligen Galenischen Heilmethode angeführt. Aber sein Geist war nicht dazu gemacht, auf der Heerstraße mit dem großen Haufen einherzutraben; und die Bücher, woraus er Wahrheit schöpfen sollte, schienen ihm löchrichte Cisternen die kein Wasser geben. Er sah das große Buch der Natur aufgeschlagen vor sich; er fühlte, daß ihm das geheime Alphabet, worin es geschrieben ist, nicht unverständlich war, warf seine Bücher weg, und zog aus in die weite Welt, um zu schauen und zu forschen; wallfahrtete per varios casus durch ganz Europa, und vielleicht noch weiter, und suchte überall alles auf, was ihn auf die Spur der Geheimnisse der Natur und Kunst leiten konnte. Er glaubte von jedem, der sich auf Erfahrung und That berief, etwas lernen zu können; Bergleute, Wurzelmänner, Zigeuner, Juden, Marktschreier und alte Weiber selbst, waren ihm nicht zu schlecht dazu. Daß er aber sogar nach Arabien und Aegypten gekommen, und dort in den Mysterien der Hermetischen Weisheit initiirt worden, wie van Helmont glaubt, scheint ohne Grund zu seyn; und wiewohl Paracelsus sagt: „er habe alle Winkel von Asien und Afrika durchkrochen," so hat das doch schwerlich mehr

*) Er war aus dem Flecken Gais gebürtig, und der Sohn eines Deutschen Ritters. Dieß versichert ausdrücklich Haller in Biblioth. Chirurg. I. 165. v. Murr.

auf sich, als wenn Gabriga versicherte, daß er in Wallfisches Bauche Leberklöse gekocht habe, denn es begegnete ihm ziemlich oft, wenn er in seiner marktschreierischen Laune war, das Ding, das nicht ist, zu sagen. *)

Mit diesen Reisen brachte er, anstatt die beste Zeit des Lebens auf Schulen zu verderben, seine Jugend zu; sammelte sich eine unendliche Menge Arcana, worunter freilich (wie in des großen Bacons Sylva Sylvarum) unächtes Zeug genug seyn mochte; und erwarb, was das Wichtigste war, in der Chymie, einer damals in Deutschland noch wenig bekannten Wissenschaft, große Kenntniß und Erfahrenheit. Dafür wußte er aber auch sehr wenig Latein- und Griechisch, las nichts was andere vor ihm geschrieben hatten, und erfüllte sich mit dieser unbegränzten Verachtung der Galenischen Aerzte wovon alle Blätter seiner Schriften überfließen.

Man kann sich vorstellen, was für Aufsehen er machen mußte, als er nach seinen zehnjährigen Ulyssischen Wanderungen in die Schweiz zurückkam, und die Arzneikunst, auf bisher unbetretenen Wegen, mit einer ganz neuen Kunstsprache, mit neuen oder doch den Meisten ganz unbekannten Heilmitteln, und mit öffentlichster Verschmähung und Verwerfung der Galenischen Methode, und derjenigen, die außer ihr kein Heilmittel kannten, zu treiben anfing. Glückliche Curen zum Theil verzweifelter und für unheilbar gehaltener Krankheiten setzten ihn in kurzer Zeit in großen Ruf, und sein berühmtes Laudanum that Wunder, wenn man Helmonten und andern seiner Verehrer glauben will. Eine seiner ersten Curen von dieser Art verrichtete er an dem gelehrten Baselischen Buchdrucker Johann Froben, der an einem bösen Fuß so krank

*) So nannten die Swiftischen Huynhms eine Lüge.

lag, daß ihn die Aerzte nicht anders als durch Amputation retten zu können glaubten. Paracelsus stillte die Wuth des Schmerzes durch sein Laudanum; und stellte den Patienten so weit wieder her, daß er zweimal wieder zu Pferde nach Frankfurt reisen konnte. Doch ist nicht zu verschweigen, daß Froben ein Jahr darauf an einem Schlagfluß starb, und daß viele, wo nicht die meisten Wundercuren unsers medicinischen Hercules (wie ihn Helmont nennt) nur Palliative, von keiner langen Dauer und oft schlimmen Folgen waren. Indessen bahnte ihm doch die besagte Cur den Weg zu einem öffentlichen Lehrstuhl und zum Physikat in Basel, dem er ums Jahr 1526 und einige Zeit darüber vorstund. Die Feinde und Neider, die er sich durch seine Lehrart, Curen und Intoleranz gegen die übrigen Aerzte zuzog; die Undankbarkeit seiner Patienten, die seine Belohnung nicht nach dem Werth einer in kurzer Zeit und mit der wenigsten Unlust wieder erlangten Gesundheit, sondern nach der wenigen Mühe, so sie ihn kostete, und nach der Kleinheit der Gläschen, die er ihnen zu schlucken gab, abmaßen; ohne Zweifel auch sein Hang zum herumschweifenden Leben trieben ihn bald wieder von Basel weg. Er hielt sich erst ein paar Jahre in Elsaß auf, lebte unter dem dasigen Adel in großem Ansehen, erwarb viel Geld, und gewöhnte sich an eine Lebensart, die einen gewöhnlichen Menschen gar bald zum Viehe machen würde, ihm aber in dem Geschäfte seines Geistes nicht hinderlich gewesen zu seyn scheint. Von da zog er über zehn Jahre in der Schweiz, in Schwaben, Bayern, Oesterreich, Mähren und Kärnthen umher, und starb endlich im Jahr 1541 zu Salzburg, wo er auf dem Gottesacker des Hospitals St. Sebastian begraben liegt. Auf seinem Grabsteine wird ihm nachgerühmt, daß er die Dira illa vulnera (den venerischen Aussatz, das

Podagra, die Waſſerſucht und andere unheilbare Krankheiten), durch ſeine wundervolle Kunſt geheilet, und all' ſein Vermögen den Armen vermacht habe.

Was allen außerordentlichen Menſchen begegnet, dumm gelobt, und dumm getadelt zu werden, war auch Paracelſens Schickſal.

Seine Feinde begnügten ſich nicht, ihn nur für einen unwiſſenden, verwegnen, heilloſen Marktſchreier und Saalbader auszugeben; ſie ſagten, er ſey ein Zauberer und Atheiſt, habe den Teufel, und treibe die Krankheiten aus durch Beelzebub den oberſten der Teufel. Seine Freunde prieſen ihn als den größten Arzt und Wundermann ſeit Adam, nannten ihn den Deutſchen Trismegiſt, und verſicherten, daß er den Stein der Weiſen gefunden habe, welches nach ihrer Meinung nichts Geringer's war, als den Hauptſchlüſſel zur ganzen Geiſter- und Körperwelt in der Taſche zu tragen.

Er ſelbſt und ſeine Anhänger gingen unſtreitig zu weit, da ſie die Heilkunſt zu ſehr ſimplificirten, ihre chymiſchen Arzneien zu ſehr univerſaliſirten, und den menſchlichen Körper zu einer völligen chymiſchen Werkſtatt machten, worin ewig nichts als deſtillirt, ſublimirt, aufgelöst, niedergeſchlagen und cohabirt wurde.

Auf der andern Seite erkennen alle, die ſeine Werke geleſen haben und verſtehen, daß er tiefe Einſichten in die metallurgiſche Chymie gehabt, und dieſe vornehmlich in ſeinem Tractat de Sulphure bewieſen; daß er, mancher mißlungenen Verſuche ungeachtet, die meiſten damals als unheilbaren Krankheiten, und unter dieſen beſonders die im ganzen Europa ſo ſchreckliche Verwüſtungen anrichtende veneriſche Seuche, viel geſchwinder als ſeine Galeniſchen Collegen durch ſeine aus

dem Metallreiche gezogenen viel wirksameren Mittel geheilt habe; und daß es Verdienst genug wäre, wenn er auch kein anderes um die Nachwelt hätte, als die Chymie in die Apotheken eingeführt und so viele herrliche Arzneimittel, als man in seinen Werken zerstreut findet, erfunden zu haben. Der berühmte Conring in seinem Werke de Hermetica Medicina, ist einer von denen, die dem Paracelsus die meiste Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. Seine Zeit konnte das nicht, da er eine Welt voll Gegner wider sich hatte, die er durch seine Unverträglichkeit, seine anomalische Lebensart, und selbst durch die Einmischung in die theologischen Händel seiner Zeit, und die besondern Meinungen, die ein Mann wie er nothwendig über die Religion haben mußte, immer im Athem erhielt.

Noch einen Umstand müssen wir berühren. Paracelsus war ein Weiberfeind, und sein Famulus Johann Operin, der seinen Sitten sonst nicht das beste Zeugniß gibt, versichert heilig von ihm, daß er der Venus in seinem Leben nie geopfert habe. Erastus und van Helmont geben eine Ursache davon an, die, wenn sie Grund hätte, diese Abweichung von der Natur hinlänglich rechtfertigte: nämlich, er sey, da er als ein Knabe in Kärnthen Gänse gehütet, durch einen Zufall combabisirt worden. Conring rechnet dieß unter die boshaften Verleumdungen seiner Feinde; gleich als ob es mehr Schande für ihn wäre, seine Zeugungskraft in der Kindheit verloren zu haben, als, ohne eine so triftige Ursache, ein Weiberfeind gewesen zu seyn.

Da sich keine einzige von des Paracelsus Schriften findet, welche vor seinem Sterbejahr 1541 erschienen, so ist sehr wahrscheinlich, daß er bei seinem Leben nichts davon hat

drucken lassen. *) Dieß ist um so mehr zu bedauern, da seine Schüler und Anhänger, Bodenstein, Alexander von Suchten, Dornäus, Thurnhäuser, Peter Severin, Croll, Scheunemann und einige andere, welche sich rühmen, daß Paracelsus ihr Meister gewesen, seine hinterlassenen Papiere in einer solchen Unordnung zum Drucke befördert haben, daß es unsägliche Mühe kostet, die Spreu von den Körnern zu scheiden, noch mehr die Formeln recht zu verstehen; denn unmöglich kann Theophrast bei seinen glücklichen Curen solche ungeheure Dosen von Arzneimitteln angewandt haben, als seine Nachfolger in seinen Schriften angeben. Unter diesen ragt besonders der Peter Severin hervor, welcher vieles aus seinem Gehirn zu den Theophrastischen Schriften hinzugefügt hat; wie davon folgendes zum Beispiel dienen kann: „dem Arzte ist nöthig zu wissen, daß im Menschen ist der Drachenschwanz, der Widder, die Polarare, die Mittagslinie, der Auf- und Untergang der Sonne u. s. w."

Dieser Meinung von der Unordnung und den Zusätzen in Theophrasts Schriften ist auch der schon genannte Gefährte Theophrasts, Johannes Operinus, wenn er in einigen Briefen an die Aerzte Solenander und Johann Wierus sich mit folgenden Worten darüber herauslässt: „ich muß mich in der That wundern, daß so viele Schriften zum Vorschein kommen, welche alle dem Theophrast zugeschrieben werden, und aus dessen Verlassenschaft seyn sollen; denn ich bin überzeugt, daß er den Inhalt einiger Schriften nie geträumt, geschweige denn wachend dergleichen gedacht habe.

*) Seine drei Bücher von der Wundarzneikunst kamen schon 1556 zu Ulm und 1557 zu Augsburg heraus. v. Murr.

Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt die Genfer vom Jahr 1658 in 3 Bänden in Folio.

3.

Parade.

S. den Artikel: Bibliothek des Marquis von Paulmy.

4.

Philoſophie bei den Griechen und Römern.

S. in Wielands Ueberſetzung der Horaziſchen Briefe Bd. I. S. 39.

5.

Pirkhaimer.

1776.

Wilibald (oder Bilibald) Pirkhaimer ſtammte aus einem alten edeln Patriciſchen Geſchlecht der Republik Nürnberg ab, und wurde im Jahr 1470 zu Eichſtädt geboren, wo ſein Vater, Johann Pirkhaimer, damals als biſchöflicher Rath lebte. Dieſer kam in der Folge bei Herzog Albert von Bayern, und zuletzt bei Erzherzog Siegmund von Oeſterreich in gleichmäßige Dienſte, wurde häufig in Geſchäften verſchickt, und

nahm überall seinen Sohn mit sich, um ihn von der ersten Jugend an zu praktischer Kenntniß der Welt und der Geschäfte anzuführen, und ihm den Geschmack an den letztern (wozu ihn Geburt und Naturgaben bestimmten) unvermerkt zur mechanischen Fertigkeit zu machen. Wilibald that sich in seiner Jugend vorzüglich in allen ersinnlichen Leibesübungen so hervor, daß er darin wenige seinesgleichen hatte. Seiner ersten jugendlichen Neigung nach würde er sich dem Soldatenstande gewidmet haben, wozu er bei Gelegenheit einiger Fehden des Bischofs von Eichstädt mit seinen Nachbarn ungemeine Fähigkeiten zeigte. Aber der Gehorsam gegen seinen Vater nöthigte ihn, sich auf die Rechtsgelahrtheit zu legen, und sich dadurch zu den bürgerlichen Staatsgeschäften tüchtig zu machen. Wilibald wurde zu diesem Ende nach Padua geschickt. Weil er aber da Gelegenheit fand, die Griechische Sprache zu lernen, und durch sie mit Schriftstellern bekannt zu werden, welche freilich für einen jungen Mann von Genie eine ganz andere Gesellschaft sind als die Bartolen und Balden; — so mußte er nach einem dreijährigen Aufenthalte zu Padua, der für die Entwicklung und Uebung seiner Geisteskräfte gewiß nicht besser hätte angewandt werden können, nach Pisa gehen, um unter den berühmten Rechtsgelehrten, Magnus, Lancelot und Decius, zweckmäßiger zu studiren. Dieß that er nun zwar mit vielem Fleiß; aber sein Geist war zu groß, um sich in den engen Kreis einer einzigen Wissenschaft hineinbeschwören zu lassen; und er erkannte zu wohl, daß ein wahrer Staatsmann den ganzen Cirkel der Menschheit umfassen muß, und von allem, was irgend eine Beziehung zum menschlichen Leben hat, nie zu gut unterrichtet seyn kann. Er übte sich also zugleich in allen übrigen Theilen der Gelehrsamkeit; immer aber blieb die Griechische Literatur sein

Lieblingsſtudium; und er brachte es darin ſo weit, daß er eben ſo fertig Griechiſch als Italiäniſch ſprach.

Im Jahr 1498, nachdem er die Würde eines Doctors der Rechte erlangt, berief ihn ſein Vater (der ſich nach Nürnberg in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen hatte) wieder nach Hauſe. Wilibald vermählte ſich, wurde in den Rath zu Nürnberg erwählt, that ſich bald in den Geſchäften der Stadt und in wichtigen Verſchickungen hervor; und weil er ſchon in den kriegeriſchen Spielen und Vorübungen ſeiner erſten Jugend beſondere Fähigkeiten zum Militärſtand gezeigt hatte, wurde er zum Oberſten über die anſehnlichen Hülfsvölker geſetzt, welche die Stadt Nürnberg dem Kaiſer Maximilian I zu ſeinem Zuge gegen die Helvetier (im Jahr 1499 und 1500) zu Hülfe ſchickte. In dieſem, von Pirkhaimern ſelbſt mit Xenophontiſcher Simplicität beſchriebenen, Kriegszuge gewann er durch ſeinen lebhaften Geiſt, ſeinen Muth, ſeine Kenntniſſe, und ſeine beſondere Gutherzigkeit und Jovialität (Hauptzüge ſeines Charakters), die Liebe und das Vertrauen dieſes herrlichen Kaiſers, der nothwendig einen ihm ſelbſt ſo ähnlichen jungen Mann liebgewinnen mußte.

Wilibald kam aus dieſer (verunglückten) Expedition mit großen Empfehlungen vom Kaiſer an die Republik Nürnberg zurück, trat wieder in ſein voriges Civilleben ein, erwarb ſich in verſchiedenen Geſandtſchaften an den Kaiſer (der ihn zu ſeinem Rath erhob) Verdienſte, und wurde dafür belohnt — wie die Ciceronen, Ariſtiden und Epaminondas und ihresgleichen immer belohnt worden ſind.

Pirkhaimer, der jovialiſch genug war, ſogar auf das Podagra (das ihn bei zunehmenden Jahren plagte) eine ſcherzhafte Lobſchrift zu machen, ließ ſich zwar durch alle die Pfeile

reien und Tribulationen seiner Neider, und der wackern Leute, denen er zu viel Verstand, zu viel Geschmack an Sachen, wovon sie nichts begriffen, zu viel Ruhm, zu viel Credit bei großen Fürsten, kurz zu viel Vorzüge hätte, nicht irre machen; doch trug es nicht wenig zu seinem Entschluß bei, nach seines Vaters Tode, da ihm auch die Verwaltung eines sehr ansehnlichen Vermögens und weitläufigen Hauswesens zufiel, seine Aemter niederzulegen, um sich selbst, seinen Freunden und den Musen, die er über alles liebte, zu leben. Doch ließ er sich einige Jahre darauf bereden, in seine vorige Laufbahn wieder einzutreten; wo er dann ferner unter Maximilian I und Karl V zu vielen Gesandtschaften, besonders auf Reichs- und Kreistäge, gebraucht wurde, sich durch seine Talente, Geschäftsklugheit und Beredsamkeit im ganzen Reich ein großes Ansehn erwarb, und vier Jahre lang der Republik wichtige Dienste leistete, die auch, allen Cabalen und Chicanen seiner Abderitischen Gegenpartei zu trotz, von der Republik bei vielen Gelegenheiten anerkannt und belohnt wurden; bis ihn endlich einige Jahre vor seinem Tode die zunehmenden Beschwerden seines Körpers (von dem er, ungeachtet seiner großen Mäßigkeit und Nüchternheit, viel leiden mußte) nöthigten, abermals um seine Entlassung zu bitten, und den Rest seines Lebens in der edeln Muße eines verdienstvollen Alters auszuleben; wiewohl auch da sein Haus immer das Ansehn einer Curia erhielt und seine weit ausgebreitete Wirksamkeit zum gemeinen Besten des Staats, der Kirche und der gelehrten Republik nur mit seinem Leben aufhörte.

Pirkhaimer hinterließ eine ansehnliche Bibliothek, viel schöne Manuscripte, alte Münzen und andre Ueberbleibsel der alten Kunst, wovon er viel Kenntnisse hatte. Dieser Schatz kam durch eine seiner Töchter in die Imhofische Familie.

Er liebte auch die Muſik, und vorzüglich die Malerei; und der große Albert Dürer fand in ihm ſeinen vertrauteſten Freund und eifrigſten Beförderer ſeiner Unternehmungen. Doch eben dieß war er für alle vortrefflichen Geiſter und wahren Gelehrten ſeiner Zeit. Er liebte, förderte, ſchützte und vertheidigte ſie nach allen Kräften ſo lang er athmete.

Dieſer edle wahrhaft große Staatsmann, Freund alles Schönen und Guten, und herzliche Feind aller Barbarei, Gleißnerei und Schurkerei, unter waſerlei Masken ſie ſich auch verbergen mögen — ſtarb im Jahr 1530 den 22. Dec., und das Schickſal war ſo gerecht und ließ ihn den letzten ſeines Geſchlechts ſeyn.

Seine von Melchior Goldaſt geſammelten Schriften, beſonders ſeine Briefe, und die Briefe der größten, gelehrteſten und beſten Männer ſeiner Zeit, die den dritten Theil derſelben ausmachen, nebſt ſeiner von Konrad Rittershuſen verfaßten Lebensbeſchreibung, bieten den Stoff zu einem Denkmal für ihn dar, das der Bearbeitung eines Meiſters würdig wäre.

6.

Chriſtine von Piſan und ihre Schriften.

1782.

Das Andenken dieſer im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ſo berühmten Frau verdient vor vielen andern, die in der Geſchichte fortdauern, lebendig erhalten zu werden, da ſie durch ihren Charakter, ihre Schickſale und den Einfluß

ihres Geistes auf ihre Zeit noch immer so interessant ist, als sie es einst durch ihre persönlichen Eigenschaften und ihre Werke für ihre Zeitgenossen war.

Sie erblickte das Licht zu Bologna im Jahre 1363. Ihr Vater, Thomas Pisani, oder von Pisan (wie ihn die Franzosen nennen), ein Bolognesischer Edelmann, war, was man damals einen Mathematiker hieß. Das Fach worin seine eigentliche Stärke lag, war Astrologie. Diese auf willkürliche Beziehungen und luftige Voraussetzungen gebaute Wissenschaft stand in diesem Jahrhundert, und noch in den beiden folgenden, in hohem Ansehen. Man dachte sich unter einem Astrologen einen Mann, der den Gipfel der menschlichen Erkenntniß erstiegen habe; der die Einflüsse der Gestirne nicht nur kenne, sondern sogar gewissermaßen zu lenken wisse; der mit eben so viel Gewißheit im Innersten der Herzen wie in der Zukunft lese, und Mittel besitze, sich die Geister der Hölle selbst dienstbar zu machen. Denn, wiewohl man einen Unterschied zwischen einem Astrologen und einem Zauberer machte; so vermischten sich doch meistens diese beiden Begriffe in der Einbildung des Volks, und die Großen waren über diesen Punkt nicht viel aufgeklärter als der gemeine Mann. Sie suchten einen Vorzug darin, solche Wundermänner an ihren Höfen zu haben *) und, wiewohl sie eben nicht dafür angesehen

*) Vielleicht ist der Hauptgrund, warum die Astrologie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert bei den Königen so hoch angesehen war, mehr in ihrer Politik als in ihrem Aberglauben zu suchen. Die Könige saßen damals fast alle noch auf sehr schwankenden Thronen; ihre Vorrechte waren groß, aber ihre Macht klein; sie konnten wenig ohne den guten Willen ihrer Stände und Vasallen, welchen sie immer weniger Lust hatten so theuer zu erkaufen wie ihre Vorfahren. Bei den ernstlichen, aber noch ziemlich unmächtigen

seyn wollten, als ob sie alles glaubten: so ging's ihnen doch wie vielen, die aus Eitelkeit sich die Miene geben keine Gespenster zu glauben, aber doch für ihr Leben gern davon reden und erzählen hören; und, wenn die Zauberlaterne in ihrem Kopfe gelegenheitlich mit einer hübschen Anzahl solcher Mährchen angefüllt worden ist, sich dann vor irgend einem harmlosen Haubenstock, den der Mond etwa auf eine zweideutige Art beleuchtet, eben so gut entsetzen, als — ob sie Gespenster glaubten.

Der Ruf von Thomas Pisani's großer Wissenschaft erscholl von Venedig aus, wo er sich eine Zeitlang als bestallter Astrolog der Republik aufhielt, in alle Lande, und zwei Könige, wovon der eine in Osten und der andre in Westen thronte, Ludwig von Ungarn und Karl V von Frankreich, bewarben sich zu gleicher Zeit um ihn. Karl, der sich durch seine Neigung zu Wissenschaften und Büchern *) den Beinamen des

---

Bestrebungen; das königliche Ansehen zu erweitern und zu befestigen, waren alle Mittel gut, die zu diesem Zwecke führten; und Stützen, welche die heutige Staatskunst verachtet, weil sie jetzt weder nöthig noch brauchbar sind, waren damals nicht verächtlich. Das vornehme und gemeine Volk glaubte an Magie und Sterndeuterei. Die Könige eiferten also in die Wette, wer den größten Astrologen an seinem Hofe hätte; weil ihnen der Beistand eines solchen Mannes eine Art von Ueberlegenheit gab, die zwar bloß in der Einbildung des großen Haufens lag, aber gleichwohl nebenher gute Wirkung that. W.

Die Fürsten kamen in diesen Zeiten oft ziemlich wohlfeil zu sehr schönen Beinamen. Karl V von Frankreich verdiente den seinigen durch seinen persönlichen Charakter und durch eine der wohlthätigsten und ruhmwürdigsten Regierungen, womit dieses Reich jemals beglückt worden; und gleichwohl ist die Frage, ob er ihn, ohne seine besondere Liebe zu den Wissenschaften, erhalten hätte. Sein Vater, der König Johann, hatte ihm ungefähr eine Bibliothek von

Weiſen erworben, erhielt den Vorzug. Thomas Piſani kam an ſeinen Hof und gefiel dem König ſo wohl, daß man ihm Vorſchläge that, ſich mit ſeiner Familie auf immer in Frankreich zu fixiren. Er bekam einen Platz im Staatsrath, und eine Penſion von 100 Livres monatlich, welche nach jetzigem Gelde wenigſtens ſiebenmal ſo viel betrugen, und damals eine mächtige Summe vorſtellten. Die Achtung, welche Karl V für ſeinen Staats- und Cabinetsſternbeuter trug, war ſo groß als ſein Glaube an die Wiſſenſchaft desſelben. Denn wenn anders Chriſtine von Piſan in ihrer Geſchichte dieſes Königs der Wahrheit getreu geblieben iſt, ſo unternahm er nichts ohne den Rath ſeines Aſtrologen; wenigſtens ſcheint die gute Frau ſelbſt vollkommen überzeugt, daß er das Glück ſeiner Waffen, und die vortheilhafte Wendung, welche die Angelegenheiten Frankreichs unter ſeiner Regierung bekamen, größtentheils dem Rathe ihres Vaters zu danken gehabt habe. Es iſt ſehr möglich, daß ſie hierin nicht zuviel ſagt. Thomas von Piſan konnte, ungeachtet ſeiner aſtrologiſchen Schellenkappe, in allen andern Dingen ein ſehr verſtändiger Mann ſeyn; und ein König

— 20 Bänden hinterlaſſen. Karl V vermehrte ſie mit Mühe und großen Koſten nach und nach bis auf 900, welche gar prächtig und koſtbar eingedeckelt und mit Miniaturgemälden reichlich verziert waren. Aſtrologiſche, chiromantiſche, geomantiſche, alchymiſtiſche und mediciniſche Bücher, aus dem Arabiſchen überſetzt, machten, nebſt vielen Chroniken, Ritterbüchern, Fabliaux und Liederſammlungen, den Hauptſtamm davon aus. Der König liebte dieſe Lecturen ſo ſehr, daß in allen ſeinen Paläſten und Luſtſchlöſſern Bücher ſeyn mußten. Sein Kammerdiener, Giles Mallet, war der Bibliothekar über die ganze Sammlung. Wer mehr davon wiſſen will, findet es in des jüngern Boivins Abhandlung über die Bibliothek im Louvre u. ſ. w. im dritten Theil der Mém. de l'Acad. des Belles-Lettres. W.

wie Karl V war, würde gewiß nicht so viel auf ihn gehalten haben, wenn er das nicht gewesen wäre. Gleichwohl war das Vorurtheil für die geheime Philosophie in jenen Zeiten so groß, daß weder Karl von seinem Freunde Thomas, noch Thomas von seinem eignen Verstande, ohne seine Stärke in der Astrologie, eine so gute Meinung gehabt hätte.

So lange Karl V lebte, befand sich die Famlilie des Thomas von Pisan in den ansehnlichsten Umständen. Christine, seine Tochter, wurde, wie eine Dame von Stande, unter den Augen des Königs und ihres Vaters erzogen; und sobald sie das funfzehnte Jahr erreicht hatte, bewarben sich verschiedene Ritter, Ecuyers, und reiche Clercs *) um ihre Hand. Die Wahl des Vaters — qui reputast celui le plus valable qui le plus science avec bonnes moeurs avoit —**) fiel auf einen jungen Prud'homme aus der Picardie, Namens Stephan Ducastel. König Karl richtete die Hochzeit aus, machte den Bräutigam zu einem seiner Notarien und Geheimschreiber, und beehrte ihn mit einem Grade von Zuneigung und Vertrauen, der dieser Familie die schönsten Aussichten für die Zukunft öffnete.

Aber diese glückliche Lage verwandelte sich plötzlich durch den Tod des guten Königs, welcher im Jahre 1380 viel zu früh für das Glück seines Reichs, und derjenigen, die persönlich an ihm hingen, erfolgte. Pisani erfuhr das gewöhnliche Schicksal der alten Günstlinge unter einer neuen Regierung,

*) So hieß man damals alles was, nach dem neuern Styl, zur Noblesse de robe gehört. W.

**) Der denjenigen für den Würdigsten hielt, der am meisten Wissenschaft und die besten Sitten hatte — sind Christinens eigne Worte. W.

zumal unter einem erſt elfjährigen Thronfolger. Er verlor ſein Anſehen mit dem größten Theile ſeines Gehalts; was man ihm noch ließ, wurde ſchlecht bezahlt; und Alters- und Leibesſchwachheiten, durch Gram und Kummer unheilbar gemacht, legten ihn, wenige Jahre nach dem Tode ſeines erhabenen Wohlthäters, ebenfalls ins Grab. *) Ducaſtel, der nun das Haupt der Familie war, erhielt durch ſeine kluge Aufführung und den Credit, den ihm ſeine Ehrenſtelle gab, alles noch in leidlich guten Umſtänden. Aber auch ihn raffte im Jahr 1389 ein frühzeitiger Tod aus den Armen einer liebenswürdigen Gattin, die dadurch, mit wenig Vermögen und drei unerzognen Kindern, in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren zur Wittwe wurde.

„Nun lag mir wohl ob, ſagt ſie, die Hände nicht müßig in den Schooß zu ſtecken, ſondern ſie rüſtig an ein Werk zu legen, das mich freilich meine zärtliche vornehme Hoferziehung nicht gelehrt hatte, nämlich ſelbſt die Führerin eines Schiffs zu ſeyn, das in einem ſtürmiſchen Meer ohne Steuermann geblieben war, ich meine, eines hülfloſen Hausweſens in einem fremden freundloſen Land' und Ort. Sorgen und Bekümmerniſſe drangen haufenweiſ' auf mich ein — und, was das gewöhnliche Loos der Wittwen iſt, Händel und Pro-

*) Chriſtine macht, in ihrer naiven altwälſchen Sprache, viel Rühmens von dem vortrefflichen Charakter ihres Vaters. Fürſten und Herren ehrten ihn (ſagt ſie) nicht nur wegen ſeiner Wiſſenſchaften, worin er zu ſeiner Zeit und lange zuvor nicht ſeinesgleichen gehabt hatte, ſondern vornehmlich wegen ſeiner Tugenden. Er war ein ächter Biedermann, edel, treu, wahr, großherzig und überall untadelig; man müßte ihm denn nur (ſagt ſie) ſeine allzugroße Freigebigkeit, vermöge deren er den Armen nichts abſchlagen konnte, in Rückſicht auf ſeine eigne Familie zum Fehler anrechnen wollen. W.

ceſſe von allen Seiten; denn wer mir ſchuldig war, eilte was er konnte Forderungen an mich zu machen, damit ich ihm mit den Meinigen nicht zuvorkäme.“ Die arme Frau brachte etliche Jahre in allen Unruhen und Beängſtigungen hin, welche die natürlichen Folgen einer ſolchen Lage ſind; und nachdem ſie unter den Händen der Juſtiz ſo unbarmherzig berupft worden war, daß ſie ſich oft kaum zu helfen wußte, zwang die eiſerne Noth ſie endlich eine Partei zu ergreifen, an welche ſie in glücklichern Umſtänden vielleicht nie gedacht hätte. Sie zog ſich eine Zeit lang ganz aus der Welt zurück, verſchloß ſich in ihr Cabinet, und ſuchte unter den Büchern, welche ihr Vater und ihr Mann hinterlaſſen hatten, die Studien wieder hervor, wozu ſie in ihrer erſten Jugend angeführt worden war. Ihre Neigung zog ſie vornehmlich zu Lecturen, welche die Einbildung beſchäftigen; und, nachdem ſie ſich mit der Geſchichte der Mythologie und den Dichtern wohl bekannt gemacht hatte, beſchloß ſie, die Fruchtbarkeit ihres eignen Geiſtes auf die Probe zu ſetzen, und zu verſuchen, ob ſie vielleicht als Dichterin und Schriftſtellerin Aufſehen machen, und ihre Lage dadurch verbeſſern könnte.

Man denke, wegen dieſer Veranlaſſung ihres poetiſchen Berufs, nicht deſto ſchlimmer von der guten Frau! Einer der geiſtreichſten Schriftſteller des Alterthums, Horaz, hatte keine beſſere. Iſt er nicht ſo aufrichtig, und geſteht ſelbſt, daß ihn nicht der allmächtige Anhauch des Genius, ſondern die verwegne Dürftigkeit angetrieben habe, Verſe zu machen?

Chriſtine fing auch mit Verſen an. Sie war vier und dreißig bis fünf und dreißig Jahre alt, als ſie dieſe neue Profeſſion ergriff; und ließ ſich's ſo angelegen ſeyn, das gute Weib! daß — „ich (ſind ihre eignen Worte) ſeit 1399 bis in dieſes laufende 1405 Jahr, da ich noch nicht aufhöre, funfzehn

große Bände voll geſchrieben habe, ohne die andern kleinen Dicties, *) die zuſammen ungefähr ſiebzig Bogen in Folio ausmachen, wie der Augenſchein ausweiſen kann." Man ſieht, die wackere wohlmeinende Frau that das Ihrige redlich. Aber der Erfolg ſchien anfangs ihren Hoffnungen nicht ſonderlich entſprechen zu wollen. Wenigſtens beklagt ſie ſich in einer Ballade, daß die Prinzen kein Ohr für die Muſe hätten. Die Prinzen hatten freilich, wie man aus der Geſchichte weiß, gerade in dieſen Zeiten ganz was anders, wiewohl gewiß nichts Unſchuldiger's, zu thun. Gleichwohl ließ ſich Chriſtine dadurch nicht abſchrecken. Sie machte Balladen und Virelays, wie die Kinder im Dunkeln ſingen: anfangs, um ihre Sorgen und den Schmerz über den Verluſt ihres lieben Mannes einzuwiegen, hernach zum Zeitvertreib, und zuletzt aus wirklicher Liebhaberei.

Unter der großen Menge von Liedern, welche ſie in wenigen Jahren zuſammenſchrieb, waren auch viele Dits amoureux et gays, d. i. Lieder verliebten Inhalts, worin ſie ſich (wie ſie ſelbſt ſagt) mit Hülfe der Einbildungskraft in fremde Lagen hineinſetzte, und Liebesſchmerzen beſang, die zwar nicht ihre eignen, aber doch einem ſo ſanften Herzen, wie das ihrige, leicht nachzuahmen waren — ſo leicht, daß Leute denen ihr Thun und Laſſen nicht genau bekannt war, eben ſo leicht auf arge Gedanken kommen konnten. Wirklich ſchonte die Verleumdung ihrer nicht, wie ſie im dritten Buch ihrer ſogenannten Viſion mit vieler Wehmuth ſelbſt erzählt. „Wurde

*) Sie verſteht unter Dicties oder Dits die kleinen Arten von leichter Poeſie, die damals üblich waren, als da ſind Balladen, Lays, Virelays und Rondeaux. Das Engliſche Ditty iſt wohl das nämliche Wort mit einer Engliſchen Endung. W.

mir nicht gar (ſpricht ſie) in der ganzen Stadt nachgeſagt, daß ich wirklich im Ernſt verliebt ſey? Aber ich ſchwöre dir, meine Seele, der kannte mich wohl nicht und wußte nicht wer ich war, der dieß ſagte oder glaubte! Auch war nie weder Mann noch lebendiges Geſchöpf, das mich weder an öffentlichen Orten, noch in einem Privathauſe oder irgendwo nur geſehen hätte — wie der liebe Gott mein Zeuge iſt! — Da kam's dann, wenn mir ſo was geſagt wurde, daß ich, als eine die ſich unſchuldig wußte, mich darüber verfärbte; zuweilen lächelte ich wohl auch dazu, und ſagte bloß: Gott, und er (nämlich der angebliche Liebhaber) und ich wiſſen am beſten, daß nichts dran iſt." *) — Wie die Verleumdung boshaft zu ſeyn pflegt, ſo mag ſie wohl nicht ermangelt haben, ſowohl über die ſchamhafte Verwirrung als über das ruhige Lächeln der armen Chriſtine ihre Gloſſen zu machen.

Inzwiſchen führte ihr das Schickſal mitten unter ihren mancherlei Bedrängniſſen unverhofft einen edeln und liebenswürdigen Beſchützer in dem Grafen von Salisbury zu, einem von König Richards II von England Lieblingen, welcher, bald nachdem Chriſtine angefangen hatte als Dichterin bekannt zu werden, herüber kam, um eine politiſche Eheverbindung zwiſchen der ſiebenjährigen Prinzeſſin von Frankreich, Iſabelle, und dem jungen König ſeinem Herrn zu negociren. Salis-

*) Ne fust il pas dit de moy par toutè la ville, que je amoye par amours? Je te juro, m'ame, que icellui ne me cognoçoit ne savoit que je estoie; ne fust oncques homme ni creature née qui me veist en public ni en privé, en lieu ou il fust, et de ce me soit Dieu tesmoing que je dis voir (vrai) . . . Dont, comme celle qui ignocent me sentoye, aucune fois, quand on me le disoit, me troubloie, et aucune fois me sousrioie, disant: Dieu et icelluy et moy savons bien qu'il n'en est riens. W.

bury, ein junger Ritter dem alle Grazien hold waren, war auch ein großer Liebhaber von kleinen Poesien, und machte selbst sehr artige. Er bekam von Christinens Dicties zu sehen; sie gefielen ihm; er suchte die Bekanntschaft der Dichterin, und sie gefiel ihm vielleicht noch besser als ihre Verse. Kurz, er wurde ihr Freund; und er gab ihr den edelmüthigsten Beweis davon, indem er sich erbot, ihren damals dreizehnjährigen Sohn mit sich nach England hinüberzunehmen, und ihn mit seinem eignen erziehen zu lassen. Sie war eine zu gute Mutter um nicht in eine Trennung einzuwilligen, die ihrem Sohne so wichtige Vortheile versprach, und ihre Schriften sind mit häufigen Zeichen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit gegen den edeln Grafen angefüllt.

Ich weiß nicht, wer dem Verfasser des Artikels Christine de Pisan in der Bibliothèque universelle des romans geoffenbart haben mag, daß Salisbury in die schöne Christine par amours verliebt worden sey; und wo er den ganzen Detail des kleinen sentimentalischen Romans hergenommen hat, den sie miteinander gespielt haben sollen; er müßte denn geglaubt haben, in einem Werke, wie die Bibliothek der Romanen, sich bloß seines Rechts zu bedienen: indem er aus seiner eignen Einbildungskraft so viel hinzudichtete, als vonnöthen war, um eine unschuldige Freundschaft zu Liebe zu erhöhen. Unsere Dichterin mochte zwar damals noch eine ganz interessante Frau, und auch von Figur (nach ihrem Bildniß vor der Cité des Dames zu schließen) sehr liebenswürdig gewesen seyn. Gleichwohl sollte man, däucht uns, ohne entscheidende urkundliche Beweise, eine Frau von sechs und dreißig Jahren, die den Freuden der Welt entsagt und vermuthlich unter den Widerwärtigkeiten eines zehnjährigen kummervollen Wittwenstandes viel von ihren Reizungen verloren

hatte, nicht zum Gegenstand einer romanhaften Liebe gemacht haben. Die zärtliche Art, wie sie sich hier und da, wo in Versen und Prose die Rede von diesem Grafen ist, ausdrückt, hat weit mehr von der Dankbarkeit eines gerührten Mutterherzens als von einer geheimen übelverhehlten Leidenschaft in sich. Christine war überhaupt eine sanfte liebende Seele; und sie müßte keine Dichterin gewesen seyn, wenn ihre Empfindungen nicht Lebhaftigkeit genug gehabt hätten, um zuweilen die Farbe der Leidenschaft anzunehmen. Aber ein großer Theil hievon muß doch auch auf Rechnung ihrer Sprache gesetzt werden, welche bei einer großen Naivetät noch unendlich weit von der Verfeinerung und Politur der heutigen entfernt war, und daher oft mehr zu sagen scheint als die gute Frau sagen wollte.

Christine war dazu bestimmt, ihrer Beschützer immer durch den Tod beraubt zu werden, bevor sie die Früchte ihrer Freundschaft einernten konnte. Jeder freundliche Strahl, den das Glück auf sie fallen ließ, schien der Verbote neuer Widerwärtigkeiten zu seyn. Der Graf von Salisbury verlor am Schluß dieses Jahrhunderts seinen Kopf in einem unglücklichen Aufruhr, den er (wie sie sagt) aus Liebe und Treue gegen seinen (von dem Usurpator Heinrich von Lancaster vom Throne gestürzten und auf eine höchst grausame Art ermordeten) Herrn, den König Richard II, mit mehr Eifer als Klugheit erregt hatte. Ihr Sohn wurde dadurch einer Stütze beraubt, die er jetzt, in einem Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren, am nöthigsten hatte.

Der neue König Heinrich IV (in dessen Charakter es war, sich mit den wenigsten Kosten so viele Anhänger und Lobpreiser zu erkaufen als möglich) nahm nicht nur den jungen Ducastel zu sich, und bewies ihm große Freundlichkeit

und Gnade; ſondern ließ ſogar die Mutter durch zwei Waffenherolde, die er nach Frankreich herübergeſchickt hatte, unter großen Verſprechungen zu ſich einladen. Aber das edle Herz unſrer Dichterin konnte den Gedanken nicht ertragen, von einem Fürſten, den ſie als den Mörder ihres Freundes und ſeines rechtmäßigen Königs betrachtete, Wohlthaten anzunehmen; und die Maxime,

Fra lo splendor del trono
Belle le colpe sono,

ſtand nicht in ihrer Moral. Sie lehnte alſo die Einladung des Brittiſchen Königs ſo höflich ab als ſie konnte; und ruhte nicht, bis ſie, wiewohl nicht ohne viele Mühe und Verluſt, die Entlaſſung und Zurückkunft ihres Sohnes ausgewirkt hatte. „Und ſo (ſagt ſie) ſchlug ich dieſes Glück für mich und meinen Sohn aus, und es reut mich deſſen nicht; denn ich kann nicht glauben, daß es mit einem Manne, der gegen Ehre und Pflicht gehandelt hat, einen guten Ausgang nehmen könne.“

Bald darauf ſchien das Schickſal ſie für das Opfer, ſo ſie bei dieſer Veranlaſſung ihrer Rechtſchaffenheit brachte, durch einen andern mächtigen Beſchützer belohnen zu wollen. Der Herzog von Burgund, Philipp der Kühne, nahm den jungen Ducaſtel in ſeine Dienſte, und ſetzte (wie es ſcheint) auch die Mutter in den Stand, eine Zeitlang wieder ganz artig Haus zu halten. Chriſtine hatte von neuem die beſten Ausſichten für das Glück der Ihrigen und die Ruhe ihrer eigenen Tage. Aber der Herzog ſtarb im Jahr 1404, und ſie ſtürzte wieder in alle Bedrängniſſe ihrer vorigen Lage zurück.

Gleichwohl — wenn ſie anders nicht ein wenig zu ſchnell war bloße Complimente für Ernſt aufzunehmen, welches an

einem Charakter wie der ihrige eben nichts Unmögliches ist — wäre es nur auf sie angekommen, am Hofe des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti (Vater der berühmten Valentine von Mailand, Herzogin von Orleans), eine sehr glänzende Versorgung zu finden. Sie beruft sich auf verschiedne Mailändische Herren, durch welche er ihr große Renten auf Lebenslang habe versprechen lassen, wenn sie sich zu Mailand fixiren wollte. Sie konnte sich aber nicht entschließen, Paris zu verlassen, wiewohl ihr Auskommen daselbst so ungewiß war, und, außer den ewigen Processen mit bösen Schuldnern und ungeduldigen Gläubigern, noch manche Umstände ihr das Leben verbitterten; zumal da sie eine betagte Mutter, einen unversorgten Sohn und ein paar arme Basen auf dem Nacken hatte, welche alle von den Renten des Witzes und der Schreibfinger der armen Frau leben wollten. Unglücklicher Weise rentirte in den damaligen Zeiten nichts schlechter und unsichrer als die Schriftstellerei. Denn da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so war noch keine Gelegenheit seine Handschrift an einen Buchführer zu verhandeln; und von dem jetzt so breiten und gebahnten Wege der Subscription hatte man noch gar keinen Begriff. Das einzige, was also ein Schriftsteller in diesen Zeiten mit seinen Werken gewinnen konnte, war — Ruhm und Unterstützung von den zu allen Zeiten seltnen Großen, welche Liebhaberei für solche Dinge hatten, oder sich gern in Versen oder schwülstiger Prose loben hörten, und freigebig genug waren dafür zu bezahlen; oder auch es für eine Art von Obliegenheit ihres Standes ansahen, den dürftigen Bewohnern des nur an Blumen fruchtbaren Musenberges — Wohlthaten zufließen zu lassen, welche meistens kärglich genug zugemessen wurden. Aber der größte Theil dieser hohen Mäcenaten glaubte noch

ſehr viel Uebriges zu thun, wenn ſie ihnen eine zweideutige Art von perſönlicher Achtung zeigten, den Weihrauch (der die Poeten freilich wenig koſtet) gnädigſt in die Naſen zögen, und ihn (eben ſo wohlfeil) mit Beifall bezahlten. Freilich muß man auch beherzigen, daß die Könige und Fürſten dieſes Zeitalters verhältnißmäßig ſelten viel geldreicher waren als ihre Dichter. Wenn es alſo auch einer Frau wie Chriſtine von Piſan gelang, mit Angſt und Noth, durch Empfehlungen, Fürbitten, und der Himmel weiß wie viele Rondeaux und Virelays en forme de Placet, endlich eine kleine Penſion zu erringen: ſo wurde ſie ſo unordentlich ausgezahlt, und blieb ſo oft gar aus, daß es faſt eben ſo viele Angſt und Noth, Empfehlungen, Aufwartungen, Rondeaux und Virelays bedurfte, um ſie bezahlt zu kriegen, als es gekoſtet hatte, das Penſionsdecret zu erbetteln.

Doch, die gute Chriſtine war nicht einmal in dem Falle, dieß zu erfahren, ſo viele Mühe ſie ſich darum gegeben zu haben ſcheint. Indeſſen muß ſie gleichwohl auch nach dem Tode des Herzogs von Burgund nicht ohne Freunde an Karls VI Hofe geweſen ſeyn, weil ſich aus den Regiſtern der königlichen Rechnungskammer vom Jahre 1411 ergibt: „daß der Damoiſelle Chriſtine von Piſan, weiland Meiſter Stephan Ducaſtel, geweſenen königlichen Notars und Geheimſchreibers, nachgelaſſenen Wittib, in Betracht der guten und angenehmen Dienſte, welche ihr Vater Meiſter Thomas von Bologna, im Leben geweſener Rath und Aſtrolog König Karls, dem Gott die ewige Ruhe geben wolle! beſagtem ſeinem König und Herrn geleiſtet, wie auch aus andern bewegenden Urſachen, kraft eines offnen königlichen Briefs vom dreizehnten Mai 1411 die Summe von zweihundert Pfund, als ein Gnadengeſchenk, bewilligt worden" — eine Summe, womit damals

mehr als zu Ludwigs XV Zeiten mit zweitausend auszurichten war.

Aber alle diese Wohlthaten, die unsrer Dichterin von Zeit zu Zeit zuflossen, konnten nicht verhindern, daß sie nicht den größten Theil ihres Lebens mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt hätte, die um so drückender für sie waren, da sie edel geboren und edel erzogen, in ihrer Jugend die schönsten Aussichten gehabt hatte, von Natur freigebig und großherzig war, und das Erniedrigende der Nothwendigkeit, Wohlthaten anzunehmen, ja oft gar zu suchen, aufs schmerzlichste fühlte. Gleichwohl behielt sie mitten in diesen Bedrängnissen immer einen gewissen rühmlichen Stolz, und wußte immer zu verhüten, daß der schlechte Zustand ihrer Finanzen der Welt nicht in die Augen fiel. Sie behalf sich mit geringer Kost: aber sie schlief in einem reichen Bette. Sie war immer mit Geschmack aufgesetzt und ihrem Stande gemäß gekleidet; ein Surcot*) von Scharlach, ein reicher Gürtel, ein Mantelet mit feinem Pelzwerk gefüttert, und einige Perlen, die sie aus dem Schiffbruch ihres vormaligen Glücks gerettet hatte, gaben ihrer natürlichen Wohlgestalt ein Ansehen von Wohlstand, welches sie vor der Verachtung des Pöbels sicherte, und ihr auch bei den Vornehmen, denen ihre Umstände bekannt waren, Ehre machte — oder sie wenigstens in die Unmöglichkeit setzte sich ihrer zu schämen.

Ich habe nicht finden können, was aus ihrem Sohne geworden sey, von dessen guten Eigenschaften und Talenten sie, an mehr als Einem Orte, mit der Zufriedenheit und zärtlichen Vorneigung einer guten Mutter spricht. Ihre Tochter,

*) Eine Art von Ueberkleid das zur damaligen Garderobe gehörte, und beiden Geschlechtern gemein war. W.

die erſte Frucht ihrer Ehe, war ein ſehr ſchönes tugendliches Mädchen, welches ſich, aus innerm Trieb und Beruf, von Jugend an dem Kloſterſtande widmete, und unter die Damen zu Poiſſy (Benedictiner-Ordens) aufgenommen, durch ihr erbauliches Leben, in der glücklichen Unwiſſenheit und Abgeſchiedenheit einer dem Himmel geweihten Jungfrau, nach den Begriffen der damaligen Zeit ihrer Mutter viel Troſt und Freude gab. Auch führt dieß, in ihrer Viſion, Dame Philoſophie unter den Dingen an, weßwegen ſie ſich glücklich zu preiſen habe. Ton premier fruit (ſagte ſie) est une fille donnée à Dieu, par inspiration divine et de sa pure volonté, en l'Eglise et noble Religion des Dames à Poissy, ou elle, en fleur de Jonesse et tres grande beauté se porte tant notablement en vie contemplative et devotion, que la joye de la relacion de sa belle vie souventefois te rend grand confort.

Alle bisher erzählten Umſtände und Charakterzüge ſind aus ihren Schriften, beſonders aus ihrer Viſion genommen, worin ſie ſich ſelbſt und ihre Anliegenheiten mit einer Naivetät darſtellt, welche, ſo ſtark ſie von unſern heutigen Sitten abſticht, wenigſtens an einer ſchönen und geiſtreichen Gauloiſe des vierzehnten Jahrhunderts etwas ſehr Liebenswürdiges iſt. Ein Mehreres von ihren Schickſalen, und das Jahr ihres Todes habe ich nicht erfahren können.

Chriſtine von Piſan verdient ſowohl wegen der Menge und Mannichfaltigkeit, als des verhältnißmäßigen Werthes der Producte ihres Geiſtes, unſtreitig eine der erſten Stellen unter den Franzöſiſchen Schriftſtellern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; und noch im ſechzehnten wurde eines von ihren vorzüglichſten Werken Le Chemin de long étude betitelt, gedruckt und mit dem größten Beifall geleſen.

Dieſes Werk iſt eine Art von philoſophiſchem Roman, worin, nach damaligem Geſchmack, alles Viſion und Allegorie iſt. Dante's Divina Comedia und der Roman von der Roſe hatten dieſe Form vorzüglich beliebt und zur Mode gemacht; wenigſtens ſcheint Chriſtine in dieſem und ihren meiſten übrigen Werken den letztern zum Muſter genommen zu haben. Die Sibylle von Cumä erſcheint ihr in einer ſehr finſtern Nacht, ſetzt ſich auf ihr Bette und redet ſie freundlich an: „Meine Tochter, ſpricht ſie, ich habe Mitleiden mit deinen Trübſalen. Alle reinen Seelen ſind in meinem Schutz. Ich habe den Aeneas in die unterirdiſchen Reiche geführt; jetzt will ich deine Führerin auf einer andern Reiſe ſeyn.“ — Sehr heilige Dame, antwortete Chriſtine, ich bin bereit dir überall hin zu folgen. Augenblicklich ſteht ſie auf, kleidet ſich eilfertig an, und macht ſich mit der Sibylle auf den Weg. Es war im Mai, die Luft mild und rein. Sie kommen in eine luſtige, mit tauſend Arten lieblich duftender Blumen geſchmückte Ebne. — Da ſehen ſie neun Damen ſich in einem kryſtallhellen Waſſer baden. — Iſt dieß nicht das Paradies der Wolluſt? ruft Chriſtine aus. — Nein, erwiedert die Sibylle, es iſt der Sitz der Muſen, die erſte Station auf dem Wege zur Gelehrſamkeit; ein reizender Aufenthalt für Leute, die nur die Blumen derſelben pflücken wollen, ohne ſich gar zu große Mühe zu geben. Diejenigen, die in den Tiefen der Wiſſenſchaft graben, verirren ſich oft in Traurigkeit; aber dieſe hier verirren ſich nur in Freude. Liebſte Tochter, ſey immer fröhlich; die Tugend iſt's. — Siehſt du nicht hier die neun Jungfrauen des Parnaſſes, die Hippokrene, und die Söhne der Götter, die Dichter, um ſie her gelagert? Aber du ſollſt ſie nur im Vorbeigehn anſchaun; wer ſich hier verweilt, kann nicht weiter, ſo gutmuthig und bezaubernd iſt

dieſer Aufenthalt. — Die beiden Damen ſetzten ihren Weg unter allerlei Geſprächen fort, und werden nicht gewahr, wie ſie, ohne Schiff, über ein großes Meer wegkommen. Sie langen in der zweiten Station der Gelehrſamkeit an, welche Geographie genannt wird. Dieſe Station iſt etwas groß, denn ſie begreift den ganzen Erdboden in ſich. Chriſtine zeigt in Beſchreibung der Reiſen, die ſie darin mit einander gemacht, ihre Kenntniſſe von den entlegnern Theilen der Erdkugel. Sie kommen nach Konſtantinopel, von da nach dem Orte wo einſt Troja war; ſie durchwandern ganz Aſien, die Länder des großen Chans, das reiche Land Katay, das Vaterland der ſchönen Angelica, die glückſeligen Inſeln, das Land der Bramanen, des Prieſter Johanns u. ſ. w., und überall theilt die Sibylle ihrer Begleiterin das Merkwürdigſte mit, was man damals von allen dieſen Ländern wußte. Endlich langen ſie in der dritten Station von Long-Etude an, und dieſe iſt die Aſtronomie, welche die Erde in eine Art von Verbindung mit dem Himmel ſetzt. Sie beſteigen einen hohen Berg. Die Sibylle beginnt eine Anrufung, wovon Chriſtine nichts verſteht, weil ſie Griechiſch iſt. Aber die Bewohner des Himmels verſtehen dieſe ſchöne Sprache. Denn augenblicklich ſtand ein Jüngling von entzückender Schönheit vor ihnen da. Freund, ſagte die Sibylle, bringe mir eine Leiter, damit dieſe Dame mit mir gen Himmel ſteigen, und die göttlichen Geheimniſſe daſelbſt beſchauen könne. Stracks läßt ſich eine Leiter vom Himmel herab. Chriſtine möchte vor Furcht des Todes ſeyn, aber ſie muß ſteigen. Sie faßt endlich Muth, bezeichnet ſich mit dem heiligen Kreuz, und folgt ihrer unſterblichen Führerin. Von Stufe zu Stufe ſind ſie endlich ſo hoch geſtiegen, daß, wie ſie ſich nach der Erde umſehen, ſie ihnen nicht größer als eine Fliege vorkommt.

Nun kann die arme Chriſtine nicht länger aushalten. „Dame, ſagt ſie, wir wollen wieder heruntersteigen; ich kann nicht mehr; wir wollen herunter; der Kopf ſchwindelt mir, ich werde fallen, ich werde die Strafe des Ikarus erfahren — Um Gottes willen!“ — Ach! ich ſehe wohl, antwortete die Prophetin lächelnd, die erhabnen Wiſſenſchaften ſind zu ſtark für dein Geſchlecht. Aber faſſe Muth, es ſoll dir kein Leid widerfahren! Die Strafe des Ikarus trifft nur diejenigen, die ſeine Vermeſſenheit haben. Das Verlangen, das dich zum Himmel emporführt, iſt rein; komm, gib mir deine Hand! und ich will dich unverſehrt wieder nach dem armſeligen Kothhaufen zurückbringen, nach welchem dir ſo weh iſt. — Sie erſteigen alſo den Himmel — des Ptolemäus; denn dieſer alte Griechiſche Philoſoph war damals noch der Einzige, der die Schlüſſel zum aſtronomiſchen Himmelreich hatte. Die Sibylle zeigt Chriſtinen alle himmliſchen Körper, und erklärt ihr ihre verworrenen Kreiſe und Bewegungen nach den Ptolemäiſchen Grundſätzen. Nachdem ſie vom Gipfel des Empyreums alle dieſe Wunder betrachtet haben, erblicken ſie an den vier Enden der Welt vier herrlich glänzende Thronen, und einen in der Mitte. Vier Damen ſaßen auf dieſen Thronen, deren Name war Weisheit, Adel, Ritterſchaft (Chevalerie) und Reichthum. Den in der Mitte hatte vor Zeiten Dame Vernunft eingenommen; aber nun war er leider! leer. Ehmals (o! der glücklichen Zeiten!) regierte Dame Vernunft den ganzen Erdboden, Adel, Ritterſchaft, Weisheit und Reichthum waren nur ihre Vaſallinnen. Aber dieſe Vaſallinnen wußten ſich endlich unabhängig zu machen, ſtürzten ihre Souveräne vom Thron, und regierten nun die Welt nach ihrer Willkür — ſchlecht genug.

Dieſe Probe mag genug ſeyn, uns einen Begriff von

einem Werke zu geben, das freilich für uns den Reiz nicht mehr haben kann, den es für das Publicum des fünfzehnten Jahrhunderts hatte. Gleichwohl kann ich nicht umhin, noch einiger andrer von den vorzüglichsten Producten dieser Dichterin Erwähnung zu thun.

La Cité des Dames, nach jenem das wichtigste von ihren Werken, ist hauptsächlich zum Unterricht königlicher und fürstlicher Damen geschrieben, welche von ihr ermahnt werden, sich nicht zu schämen von ihren Thronen herabzusteigen, und den Lehren der Weisheit ein gelehriges Ohr zu leihen. Auch von diesem Werk ist die Composition sehr reich, und macht, wenn man die Barbarei ihres Zeitalters bedenkt, dem Witz der Dichterin eben so viel Ehre als ihrer Gelehrsamkeit. Sie dichtet, daß ihr drei Damen erschienen seyen, welche sie in eine von ihnen selbst erbaute schöne Stadt geführt hätten. Die erste führte die Mauern auf; die andre erbaute die Häuser und versah sie mit Einwohnern; die dritte setzte dem Werke der beiden andern den Gipfel auf. Alles ist hier allegorisch, sogar die Steine der Stadtmauern, welche lauter Tugenden sind. Die Bewohnerinnen der Stadt sind alle die Heldinnen und Modelle weiblicher Vollkommenheit, welche die Verfasserin in der Geschichte gefunden, und die ihr zu einer Menge lehrreicher Erzählungen oder Exempel den Stoff geben. Das, was sie den Gipfel oder den höchsten Grad der Vollkommenheit dieser allegorischen Stadt nennt, ist die Andacht und Heiligkeit; und die Beispiele, die sie unter dieser Rubrik aufführt, sind lauter Geschichten von heiligen Frauen und Jungfrauen. Alle diese Schätze von Mythologie und Geschichte, welche Christine in diesem seltsamen Werke verschwendet, hatten für die Damen des fünfzehnten Jahrhunderts den ganzen Reiz der Neuheit; es gab kein Buch welches

ihnen zu Auszierung ihres Geiſtes und zu Bildung ihres Herzens und ihrer Sitten beſſere Dienſte hätte thun können und worin das Nützliche mit dem Angenehmen, nach dem Geſchmack und der Vorſtellungsart der damaligen Zeit, glücklicher vereinigt geweſen wäre. — Nichts davon zu ſagen, daß auch der Stolz der Damen ſeine Rechnung dabei fand. Denn Chriſtine ſchreibt die Erfindung aller nützlichen und ſchönen Künſte ihrem Geſchlechte zu. Ceres, Minerva und Araine (Arachne) waren drei Griechiſche Prinzeſſinnen, ſagt ſie — und hat vielleicht Recht. Ceres erfand alle Künſte, denen wir das Brod, die Hauptſtütze des menſchlichen Lebens, zu danken haben; Minerva, die Kunſt die Wolle zu verarbeiten und die Werkzeuge dazu, die Kunſt Oel zu machen, die Inſtrumente des Kriegs, die Waffen von Eiſen und Stahl u. ſ. w., Arachne, die Kunſt Wolle zu färben, und alle Arten von Stickarbeit und Tapiſſerie. Eine andere Griechiſche Dame, Namens Pamphila, war die Erfinderin des Seidenbaus u. ſ. w. Kurz, Chriſtine vergißt in ihrer Cité des Dames nichts, was ihrem Geſchlecht Ehre machen konnte: aber ſie ſchonet auch der verſchiedenen Laſter und Untugenden nicht, die den Damen ihrer Zeit zum Vorwurf gereichten.

Unter den Zügen, welche zur Charakteriſtik ihrer Zeit gehören, iſt mir folgender um ſo mehr aufgefallen, weil man ſich gewöhnlich von dem Coſtume dieſes unglücklichen und barbariſchen Jahrhunderts ganz andre Begriffe macht. Chriſtine ſpricht von der übertriebnen Pracht und Hoffart, die damals in den Wochenſtuben im Schwange gingen. Sogar die Bürgersfrauen in Paris beeiferten ſich, es darin den größten Damen gleich oder noch zuvor zu thun. Sie erzählt davon ein Beiſpiel, das ihr beſonders anſtößig geweſen ſey, und wobei ſie in ſehr naive Declamationen ausbricht. Sie legte

einſt einen Wochenbeſuch bei einer Kaufmannsfrau ab. Sie wurde durch zwei ſchöne und prächtig aufgeputzte Zimmer geführt; die Vorhänge darin waren reich, und in dem einen paradirte ein Schenktiſch mit Silbergeſchirr aufgethürmt. Die Wochenſtube war mit einer koſtbaren Tapezerei von reichem Cypriſchen Stoff ausgeſchlagen; auf den Einfaſſungen ſchimmerte der Name und die Deviſe der Frau des Hauſes in der zierlichſten Stickarbeit. Das Bett war nicht weniger prächtig. Bloß die Betttücher, von der feinſten Rheimſer Leinewand, hatten über dreihundert Pfund gekoſtet. Die Bettdecke war von Silberſtoff, und ſogar der Fußteppich glänzte, als ob er von reichem Zeuge wäre. Die Wöchnerin ſtolzirte in ihrem Paradebette in einem zierlichen Anzug von karmeſinrother Seide, und lehnte ſich auf Kopfkiſſen mit dicken Quaſten von guten Perlen. — „O Sitten, ruft unſre Dichterin unwillig aus! was bleibt der Königin übrig, wenn reiche Bürgersweiber ſich unterſtehen dürfen, es ihr in Pracht zuvor zu thun? Warum leidet das der König? Warum legt er dieſem übermüthigen Volke nicht neue Abgaben auf, um ihnen das Geld abzuzapfen, deſſen ſie ſo ſehr zu viel haben? u. ſ. w.“ Man ſieht hieraus, daß die Ungleichheit ſchon in Karl VI Zeiten unmäßig ſeyn mußte. Denn daß der größte Theil des Volks damals in elenden Umſtänden war, iſt unläugbar.

La Vision de Chriſtine, dasjenige von ihren Büchern, woraus beinahe alles was man von ihrer Geſchichte weiß geſchöpft iſt, theilt ſich in drei Theile. Der erſte enthält ein allgemeines Gemälde von der Welt und ihren Wundern. Im zweiten wird Dame Meinung, mit ihren Einflüſſen auf das Glück und Unglück der Menſchen, vorgeführt. Im dritten erſcheint ihr Dame Philoſophie, als Arzt und Tröſterin alles

menſchlichen Leidens und Ungemachs. Auch hier iſt alles Erſcheinung und Allegorie — um unter dieſer Hülle (als damaliger Modetracht der Dame Philoſophie) der Sittenlehre Aufmerkſamkeit zu verſchaffen.

Noch bemerke ich als eines ihrer vorzüglichſten verſifizirten Producte Epistre d'Othea à Hector, oder le Roman d'Othea, wie es gemeiniglich genennt wurde. *Es iſt eigentlich ein poetiſches Bilderbuch*, zum Gebrauch des älteſten Prinzen des bekannten Herzogs von Orleans, Bruders von Karl VI, welchen der Herzog von Burgund, Johann der Unerſchrockne, im Jahre 1407 ermorden ließ. Alle Tugenden und Laſter, die Wirkungen zügelloſer Leidenſchaften, die Maximen, welche ein biederer Ritter nie aus den Augen verlieren ſollte, und dergleichen, werden in dieſem Büchlein dem jungen Prinzen unter mancherlei ſchicklichen, meiſtens aus Mythologie und den Dichtern entlehnten Bildern vorſtellig gemacht, wovon die Verſe die Erklärung und Anwendung ſind. So zeigt ſie ihm z. B. den Saturnus, wie er mit ſeiner Sichel alle Menſchen und ihre Werke mähet, die Gelehrten hingegen mit Wohlgefallen betrachtet und ihre Werke verſchont — um ihm Hochachtung für diejenigen einzuflößen, deren Amt es iſt, die Welt zu erleuchten, und ohne welche die Zeit das Andenken der Helden und ihrer Thaten bald verſchlingen würde. Daß ein Ritter immer bereit ſeyn müſſe ſein Leben für die Ehre der Damen zu wagen, wird ihm durch das Bild des Perſeus, der die Andromeda befreit, eingeprägt. Die Vortheile der Leutſeligkeit werden ihm durch das Bild der Liebesgöttin, die alle Herzen durch den Reiz ihrer holdſeligen Rede an ſich zieht — die verderblichen Wirkungen des Zorns durch die Wuth des Athamas, der ſeine Gemahlin tödtet — die unglücklichen Folgen einer unbeſonnenen Liebe durch das klägliche Schickſal

von Piramus und Thisbe vorstellig gemacht u. s. w. Christinens Verse sind nicht mehr erträglich, so sehr sie auch zu ihrer Zeit gefallen mochten; aber die Idee, in einem jungen Prinzen edle Gedanken und Gesinnungen durch malerische und auf eine festliche Art allegorische Darstellung zu erwecken, macht ihrem Witz Ehre, und verdient Aufmerksamkeit.

Christine hätte sich — so eifrig war ihre Begierde, durch ihre Schriften etwas Gutes zu stiften — sogar der berüchtigten Königin Isabelle gerne nützlich machen mögen. Denn unter ihren in der königlichen Bibliothek zu Paris verwahrten Handschriften befindet sich auch eine, die den Titel hat: Instructions des Princesses et Dames de Cour, et autres Lettres à la Reine Isabelle, en MCCCCV. Aber es war übel angewandte Mühe. Isabeau von Bayern und die Damen ihres Hofes, die sich mit Vergnügen nach ihrer reizenden Gebieterin bildeten, kehrten sich nicht an die Sittenlehre der guten Christine, lachten vermuthlich ihrer Einfalt, und blieben — was man weiß.

Das Leben König Karls des Fünften zu beschreiben, wurde sie von ihrem Gönner, dem Herzog Philipp von Burgund, aufgemuntert. Ich kann nichts weiter davon sagen, als daß es vermuthlich mehr Lobrede als Geschichte ist. Christine war, in keiner Betrachtung, geschickt eine Geschichte zu schreiben, welche die Aufmerksamkeit der Nachwelt verdienen könnte.

Daß eine so fruchtbare Schriftstellerin, die zugleich eine zärtliche Mutter war, ihre Kinder nicht vergessen haben werde, kann man sich leicht vorstellen. An ihren Sohn sind Enseignemens Moraux de Christine à son Fils, und an ihre Tochter Le Dit de Poissy gerichtet.

Nur noch ein Wort aus den Briefen über den Roman von der Roſe, welche ſie an verſchiedene Gelehrte ihrer Zeit, deren Namen man nur durch ſie noch kennt, geſtellt hat — und das ſey die naive Art, wie ſie ſich über die berüchtigten Verſe Meiſter Clopinels —

Vous etes, vous serez, et fûtes
De fait ou de volonté Putes.

vernehmen läßt — „Der böſe Menſch! (ruft ſie aus) wie er lügt!“

Nachdem ich ſo vieles bloß darum angeführt habe, um den Leſern einen anſchaulichen Begriff von der innern Seite dieſer merkwürdigen Frau zu geben, würde es kaum verzeihlich ſeyn, nicht noch ein paar Worte von ihrem Aeußerlichen zu ſagen. Was uns ihre eigne Beſcheidenheit davon hat bekannt werden laſſen, iſt: daß ſie von Perſon ohne alle Ungeſtalt, ziemlich angenehm, von guter Leibesbeſchaffenheit und nicht kränklich geweſen ſey (qu'elle avoit corps sans nulle difformité, assez plaisant, et non maladis, mais bien complexioné). Dieß iſt's, was Dame Philoſophie im dritten Theil der Viſion, unter den Wohlthaten, wofür Chriſtine dem Himmel dankbar zu ſeyn Urſache habe, als keine der geringſten anführt. Wenn eine ſo wackere Frau von ihrer Außenſeite ſo viel ſagt: ſo kann man ſich ohne Bedenken eine vortheilhafte Vorſtellung von den Annehmlichkeiten ihrer Perſon machen.

Boivin gibt uns die Beſchreibung von demjenigen ihrer Bildniſſe, welches, ſeinem Urtheil nach, das beſte unter den Miniaturbildern die ſich in ihren Werken befinden, und vor der Cité des Dames in der Handſchrift 7395 der (ehmals) königlichen Bibliothek zu ſehen iſt. Der Verfaſſer des Artikels Christine de Pisan in der Bibliothèque des Romans, der

dieſes Bild auch geſehen hat, ſcheint Boivins Beſchreibung noch genauer berichtigt zu haben — welches ich erinnern muß, damit ich nicht etwa beſchuldiget werde, etwas aus eigner Einbildung hinzugethan zu haben. Sie erſcheint unter einer Art von Baldachin ſitzend, den Kopf gegen die linke Hand geneigt und den Ellenbogen auf einen Schreibtiſch geſtützt. Sie hat ein rundes Geſicht, regelmäßige Züge, eine ſchöne Geſichtsfarbe und eine feine Leibesgeſtalt, jedoch mehr völlig als mager. Ihre Augen ſind geſchloſſen, als ob ſie ſchlummerte. Ihr Kopfaufſatz iſt eine Art von lilasfarbigem hohem Hut, mit einer ſehr zarten Gaze beſchattet. Ihr Hemde, das ungemein fein und auf der Bruſt ein wenig offen iſt, läßt etwas Weniges vom oberſten Theil der Schultern unbedeckt. Ihr Kleid iſt blau, unten mit Gold geſtickt, und dunkelgelb gefüttert; es öffnet ſich von vorn, wie die Mäntelchen unſrer Damen, ſo daß man darunter etwas von einem violettfarbenen Leibchen, mit ſchmalem goldnem Netzwerk beſetzt, ſehen kann. Die Attitude der ſitzenden Frau, und drei andere Damen, die vor ihr ſtehen, ſcheinen anzudeuten, daß es Chriſtine in dem Augenblicke vorſtellt, da ſie die Viſion hat, welche in der Cité des Dames beſchrieben iſt.

7.

Platon.

Ueber etwas, das er geſagt haben ſoll und nicht geſagt hat.

Ein ſchöner Gedanke eines Originalautors findet ſich oft, indem er nach und nach aus einer Hand in die andere geht,

am Ende von dem, was er ursprünglich war, so verschieden, daß ihn sein eigener Vater nicht mehr erkennen würde. Ein Beispiel dieser Art, das mir so eben vorkommt, ist sonderbar genug um nicht unbemerkt gelassen zu werden. Es betrifft einen Gedanken des Platon, der in seinem Phädrus befindlich ist, einem von so manchen Italienischen, Englischen und Deutschen Dichtern so häufig berupften, aber gewiß von den wenigsten gelesenen und von noch wenigern verstandenen Dialog, worin Platons vorgeblicher Sokrates, um einem schönen Jüngling zu erklären was schön ist, in einer seltsamen metaphysisch-mystischen Bildersprache so wunderschöne, helldunkle, sublime und zum Theil unbegreifliche Dinge vom Zustande der Seele vor und nach diesem Leben, von ihren Federn und Flügeln, von ihrem Wagen und Pferden und Kutscher, von den Reisen, welche sie im Gefolge Jupiters und der andern Götter in den überhimmlischen Gegenden macht, und von der herrlichen Augenweide die sie dort hat, und von den Mysterien worin sie initiirt wird, und wer weiß von wie viel andern wunderbaren Sachen offenbart, wobei einem jungen Menschen, der sie zum erstenmale liest, die Wangen glühen und das Herz im Leibe hüpft, weil man in diesem Alter nichts Herrlicher's findet als metaphysisches Galimathias, in schöne und bunte poetische Bilder eingekleidet. — Doch die Rede soll jetzt nicht vom Phädrus, sondern bloß von der Verwandlung seyn, die ein bekannter Gedanke aus ihm im Durchgang durch ein paar gute Köpfe erlitten hat.

„Könnten wir, sagt Plato, die Tugend nackt erblicken, so würden wir so viel Reiz an ihr entdecken, daß wir außer ihr nichts auf der Welt mehr lieben wollten." — Dieß versichert uns ein (im Jahre 1775) neuester, übrigens empfehlungswürdiger Schriftsteller, dessen Name hier nichts zur

Sache thut: und wer ſollte ihm auf eine ſo poſitive Verſicherung nicht glauben, Plato habe das wirklich geſagt? Gleichwohl ſagt Plato von dieſem allem nichts. Seine ſelbſteigenen Worte mögen Zeugniß deſſen geben — (φρονησις οὐχ ὁρᾶται) Δεινους γαρ ἀν παρειχεν ἐρωτας, εἰτι τοιουτον ἑαυτῆς ἐναργες εἰδωλον παρειχετο εις ὀψιν ἰον. „Die Weisheit würde die gewaltigſte Liebe erwecken, wenn ſie ſich unſern Augen in einer Geſtalt, die ein ſichtbarer Abdruck ihrer geiſtigen Schönheit wäre, darſtellen könnte."

Hätte der neuere Schriftſteller dieſe Platoniſche Stelle auch nur aus der Ueberſetzung, welche Cicero davon gegeben, gekannt, ſo würde er dem Original ſchon weniger Unrecht gethan haben. Sie ſteht im 14ten Abſchnitt des erſten Buchs de officiis, und lautet ſo: formam ipsam — et tanquam faciem honesti vides, quae si oculis cerneretur, mirabiles amores, ut ait Plato, excitaret sapientiae. „Wenn das Ideal des Sittlichſchönen mit leiblichen Augen geſehen werden könnte, es würde (wie Plato ſagt) eine erſtaunliche Liebe zur Weisheit einflößen." — Denn wiewohl ſich Cicero ſchon die Freiheit genommen hat, dieſen Platoniſchen Gedanken anders zu wenden, ſo ſagt er doch im Grunde beinahe eben dasſelbe. Aber vermuthlich iſt er noch durch mehr als Einen neuern Kopf gegangen, bis er ſich endlich unſerm wackern Landsmanne, durch einen nur zu gewöhnlichen Irrthum des Gedächtniſſes, in einer Geſtalt darſtellte, worin er gerade zweimal nonſenſikaliſcher erſcheint als im Plato ſelbſt. Denn Plato will nicht daß die Tugend ſich nackend zeigen ſoll, und ſagt auch nicht, daß man, wofern ſie dieß thäte oder thun könnte, ſonſt nichts mehr lieben würde als ſie.

Es wäre zu wünſchen, daß dieſes Beiſpiel einen jeden Schriftſteller, der die Gedanken eines andern anführt, behut-

ſam genug machen möchte, allezeit vorher im Original nachzuſehen, oder, wenn ihm das nicht gelegen iſt, lieber zu ſagen was er ſelbſt denkt, als was Plato oder Ariſtoteles geſagt haben, deren Name die Sache doch nicht beſſer macht; das was ſie geſagt haben, mag nun wirklich ein lichtvoller Gedanke, oder (was mir hier der Fall zu ſeyn ſcheint) nur ein Irrwiſch ſeyn. Denn was ſagt uns der göttliche Plato im Grunde durch einen bedingten Satz, deſſen Bedingung eine Unmöglichkeit iſt? Die Tugend kann nun einmal vermöge ihrer Natur nur in Gefühlen, Neigungen und Handlungen ſichtbar werden; und wem ſie in dieſer Sichtbarkeit keine Liebe einflößt, dem iſt nicht zu helfen.

Ich weiß wohl daß nach Plato ein intelligibles Urbild der Weisheit in den überhimmliſchen Räumen oder in der Welt der Ideen exiſtirt. Aber auch dadurch wird der Gedanke nicht beſſer. Denn immer bleibt es (ſeinen eigenen Begriffen zufolge) eine Unmöglichkeit dieſe Idee mit leiblichen Augen zu ſehen. Solche Einfälle läßt man allenfalls einem Dichter hingehen oder bewundert ihn wohl gar darum: aber in dem Munde eines Philoſophen ſind ſie unerträglich.

Uebrigens hat die Vorſtellung der Tugend, die ſich nackend ſehen läßt, etwas Unſchickliches und Widerliches, und ich zweifle ſehr, ob ein großer Maler ſich dazu verſtehen würde, die perſonificirte Tugend gewandlos darzuſtellen. Es ſind, däucht mir, nur zwei idealiſche Weſen, denen es anſtändig oder vielmehr zuſtändig iſt, nackend vor unſern Augen zu erſcheinen, die Wahrheit und die Schönheit. Selbſt die Grazien, wiewohl die Gewohnheit ſie unbekleidet (meiſtens zu ihrem großen Nachtheil) darzuſtellen, bei den Künſtlern überhand genommen hat, würden in dem Gewande, das ihnen Sokrates gab, mehr Grazie haben: wenigſtens ſollte der

Maler oder Bildner, der verwegen genug iſt ſie zu entkleiden, auch Sinn und Genie genug haben, einen ſolchen Schein von Unſchuld über ſie auszugießen, daß man, ſo wie man ſie erblickte, denken müßte, ſie wüßten nicht daß ſie nackend ſeyen.

8.

Pompejus.

Rechtfertigung eines ſchönen Wortes desſelben.

Pompejus, der Große genannt, befand ſich einſt in dem Falle, daß er in dringenden Geſchäften der Republik — (es war darum zu thun, die Stadt Rom in einer Theuerung mit Lebensmitteln zu verſehen, und dieß war in einer ſo ungeheuern Stadt und bei ihrer damaligen Lage das dringendſte aller Staatsgeſchäfte) — zu einer Zeit, da die See ſehr ſtürmiſch war, zu Schiffe gehen ſollte. Man ſtellte ihm vor, daß er es nicht wagen könne, ohne ſein Leben der augenſcheinlichſten Gefahr auszuſetzen. „Es iſt nöthig daß ich abreiſe, ſagte Pompejus, daß ich lebe iſt nicht nöthig.“

„Dieß ſieht wie ein bon-mot aus (ſagt der nun ganz vergeſſene Balzac, der noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für einen gewaltigen Schöndenker und Arbiter elegantiarum galt) aber, wenn man's näher beſieht, findet ſich daß es nichts ſagt; denn es ſagt etwas das ſich ſelbſt vernichtet. Wie kann ein Mann reiſen wenn er nicht lebt?“ Hier möchte man wohl zurück fragen, wie konnte ein witziger Kopf ein Wort, das nichts weniger als ein witziger Ein-

fall iſt noch ſeyn ſoll, für ein bon-mot anſehen, bloß um das Vergnügen zu haben, ein ſchiefes Urtheil darüber zu fällen? Wenn dieſer Tadel träfe, ſo müßte ein Soldat, um ſeine Schuldigkeit zu thun, allemal wo er Gefahr ſähe davon laufen. Denn wie kann er ohne Kopf, oder ohne Arme und Beine, ſeine Schuldigkeit thun? Seine erſte Pflicht wäre alſo, immer vor allen Dingen ſeine Perſon in Sicherheit zu bringen. Bei dieſer Art zu räſonniren würden die Kriege nicht ſehr blutig ſeyn — und unter dieſer Bedingung können wir ſie wohl für richtig gelten laſſen.

Das Wort des Pompejus hat nur Einen Sinn, und dieß iſt ein großer Sinn, gegen den nichts einzuwenden iſt. Er will ſagen: wenn die Gelegenheit, wo ein braver Mann ſeine Schuldigkeit thun ſoll, da iſt, ſo fragt er nicht: kann ich ſie mit Sicherheit thun? Er thut ſie, erfolge was da will. Ob ich lebe oder nicht lebe, iſt am Ende der Welt gleich viel; denn ſie iſt lange ohne mich gegangen und wird auch künftig ohne mich gehen: aber ſo lang' ich lebe, kann mich nichts von meiner Pflicht entbinden.

IX.

1.

Die Wunderflasche des heil. Remigius.

1730.

Der goldne Becher, womit Huon von Bordeaux, Herzog von Guienne (der fabelhafte Held eines alten wälschen Ritterbuchs und eines noch nicht sehr alten deutschen Gedichts), von dem Geisterkönig Oberon beschenkt wird, ist weder eine Erfindung, die der altwälsche Romancier aus seinem eignen Gehirn gezogen, noch eine Nachahmung des wundervollen Trinkgeschirrs, womit in den persischen Erzählungen der Kaufmann Abulkasem den ihm unbekannten Chalifen Harun Alraschid beschenkt. Wenigstens ist nicht zu vermuthen, daß das persische Mährchen, gesetzt auch daß seine Aechtheit nicht zu bezweifeln wäre, dem Romancier bekannt gewesen. Wahrscheinlich hat ihm die Flasche des heil. Remy, oder Remigius, zum Urbild gedient, welche (mit Erlaubniß der Ungläubigen und Ketzer!) nicht etwa ein erdichteter Wunderbecher, sondern so historisch und glaubwürdig ist, als alle die übrigen Wunder, wovon die erbauliche Lebensgeschichte des besagten heiligen

Biſchofs wimmelt; deren Verfaſſer und Gewährsmann nicht etwa ein lügenhafter Romanſchreiber oder Poet, ſondern kein geringerer iſt, als Meſſire Hincmar, Erzbiſchof von Rheims und Primas von Gallien, der zu Karl des Kahlen Zeiten florirt hat, und, kraft eines dreifachen Titels, als Mönch, als Prieſter und als Erzbiſchof, der Mann nicht war, der ſo was erzählt hätte, wenn es nicht wahr wäre.

Die Geſchichte mit der Flaſche iſt dieſe. Als König Clovis gegen den Arianer Alarich zu Felde zog, gab ihm der heilige Remigius ein Gefäß »quod vulgaris consuetudo Flasconem (flacon, Flaſche) apellat, voll Weins, worüber der heilige Mann den Segen geſprochen hatte, mit der Vorſchrift: daß er, König Clovis, ſo lange auf den Feind losgehen ſollte, als dieſe Flaſche für ihn und die Seinigen, wem er davon geben wollte, Weins genug haben würde. „Und ſo trank nun der König, und die königliche Familie, und das zahlreiche Heer das mit ihm war, und ſtillten ihren Durſt reichlich aus dieſer Flaſche, und die Flaſche verſiegte niemals, ſondern füllte ſich, durch Gottes Segen, den ihr der heil. Remigius mitgetheilt, immer wieder, nicht anders, als ob eine lebendige Quelle Weins darin verborgen wäre —": alſo lauten, verdolmetſchet, die eignen Worte des belobten Erzbiſchofs Hincmar, deſſen Seele in Frieden ruhen möge! *)

Wie geſagt, es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der alte Verfaſſer des Romans Huon de Bordeaux den wundervollen

*) Bibit ergo inde Rex et regalis familia et numerosa turba populi, et exinde uberrime satiantur, et vas vini detrimentum non patitur, sed benedictione Dei per S. Remigium indita more fontis inundatione repletur. Hincmar in Vita S. Remigii. vid. Du Chesne Reg. Franc.

Hanap Oberons dem Biſchof Hincmar abgeborgt haben mag; nur hat der Romanmacher (wie den Leuten ſeines Gelichters gewöhnlich iſt) ſein Original noch zu übertreffen geſucht, und Oberons Gefäß iſt alſo keine bloße Flaſche, ſondern ein Hanap d'or; und darf nicht daraus trinken wer will, ſondern nur Perſonen, die ſich im Stand der Gnade befinden; iſt hingegen der Trinker im Stand einer Todſünde, ſo gibt's nicht nur nichts zu trinken für ihn, ſondern

der Becher trocknet auf und glüht in ſeiner Hand.

Was das Horn von Elfenbein betrifft, welches jedermann, der nicht (wie der Romancier ſagt) en Etat de Grace war, tanzen machte, ſo findet ſich zwar nicht, daß der heil. Remigius auch ſo ein Horn gehabt habe, aber es gab doch, von dem berühmten Horn der Amalthea, bis zu dem Horn, was der Prinzeſſin Agrippina vor der Stirn wuchs, als ſie von Andoloſia's rothem Apfel gegeſſen, in dem Corpus der Geſchichten, die ſich nie begeben haben, Hörner genug, die mit dieſer oder jener Wunderkraft begabt waren. Wiewohl wir nicht in Abrede ſeyn wollen, daß Oberons Horn Vorzüge hat, für die man dem alten Romancier verbunden iſt. Wir bemerken dieß nur im Vorbeigehen, damit diejenigen, die in dem Gedicht Oberon nichts geſehen haben, als das Horn und den Becher, ſich nicht etwa einbilden, als ob der Verfaſſer den mindeſten Anſpruch an das Verdienſt, ſie erfunden zu haben, mache.

2.

Des Roches, Magdalene und Katharine, Mutter und Tochter.

1782.

Unſere Vorſtellung von den Vorzügen und Verdienſten dieſer beiden Damen würde ziemlich weit über das Wahre hinausgehen, wenn wir das Maß derſelben nach dem außerordentlichen Ruhm und Anſehen, worin ſie bei ihren Zeitgenoſſen ſtanden, und zugleich auf dem Maßſtabe, womit wir ähnliche Talente und Verdienſte bei den unſrigen meſſen, beſtimmen wollten. Ohne Zweifel muß ein Theil davon dem Geiſt und Coſtume des Jahrhunderts zugeſchrieben werden, worin die ſchöne Literatur in dem größten Theil von Europa, beſonders in Italien, Spanien und Frankreich, wieder aufzuleben anfing. Indeſſen ſteht doch dieſe Mutter mit dieſer Tochter in ihrer Art allein; und ihr perſönlicher Werth, nach Maß und Gewicht ihrer Zeit geſchätzt, hatte wenigſtens eben ſo viel Antheil daran, wenn ſie (wie der Herr Marquis de Paulmy im 7ten Bande ſeiner Mélanges ſagt) in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts aller der öffentlichen Hochachtung genoſſen, welche Perſonen ihres Geſchlechts erwarten dürfen, ſobald ſie mit viel Verſtand und viel Kenntniſſen vorzügliche Talente und eine untadelige Aufführung verbinden.

Poitiers, eine der größten Franzöſiſchen Städte nach Paris, und damals in blühendern Umſtänden als gegenwärtig, war die Vaterſtadt der Dame Magdalene Des Roches, deren eigner Geſchlechtsname Neveu wär. Sie vermählte

ſich mit Andreas Fradonnet, Herrn des Roches, einem Edelmanne aus Bretagne. Sie ſchlugen ihren Wohnſitz zu Poitiers auf: und Katharine, die einzige Frucht dieſer Ehe, war ungefähr 15 Jahre alt, als ſie ihren Vater verlor. Die Mutter verdoppelte nun ihre Sorgfalt für die Erziehung einer Tochter, deren glückliche Anlagen und Neigungen ihren Fleiß durch den beſten Erfolg belohnten. Von dieſer Zeit an blieben ſie unzertrennlich bis an ihren Tod, und niemals hat man eine Mutter und eine Tochter mit herzlicherer Liebe an einander hangen geſehen. Das Fräulein Des Roches ging hierin ſo weit, daß ſie bloß aus Liebe zu ihrer Mutter viele vortheilhafte Partien, die ſich aufs eifrigſte um ſie bewarben, von der Hand wies.

Der harthäutigſte unter ihren Verehrern, Namens Julius von Gueriens, einer der beſtändigſten Liebhaber und der froſtigſten Dichter ſeiner Zeit, als er alle andern Mittel das Herz ſeiner Unerbittlichen zu erweichen ohne Erfolg verſucht hatte, hoffte endlich durch eine ganz neue Probe von Aufopferung ſeiner ſelbſt glücklicher zu ſeyn, und gab eine ausnehmend ſchlechte Tragödie, Panthea betitelt *), unter ihrem Namen heraus. Man hat keinen Grund zu glauben (wie Einige gethan haben), daß es mit Bewilligung dieſer Damen geſchehen ſey; zumal da ſie ungleich beſſere Verſe machten als der Sieur de Gueriens, und dieſer mit einer ſo heroiſchen Selbſtverläugnung ſeine Umſtände bei der ſchönen Madelaine ſchlecht verbeſſerte.

*) Die erſte von ſechſen dieſes Namens, welche das Franzöſiſche Theater aufzuweiſen hat. Sie wurde im Jahre 1571 zu Poitiers geſpielt und gedruckt.

Das Jahr 1579, wo ſich, bei Gelegenheit der Grands Jours, die zu Poitiers gehalten wurden, die anſehnlichſten Magiſtratsperſonen und berühmteſten Gelehrten daſelbſt zuſammenfanden, ſcheint die eigentliche Epoche der Celebrität der Damen Des Roches geweſen zu ſeyn. Ihr Haus war der gewöhnliche Ort, wo ſich die vorzüglichſten Männer von beiden Claſſen faſt alle Abende einfanden; und beſonders zeichneten ſich Scävola von Sainte-Marthe und Stephan Pasquier, zwei berühmte Namen dieſer Zeit, unter ihren Freunden aus. Pasquier, dem ſeine Recherches de la France und ſeine Briefe die Reputation eines geſchickten Rechtsgelehrten und guten Philologen erworben haben, ſtellte auch hübſche Lateiniſche und ziemlich ſchlechte Franzöſiſche Verſe; und wie Catull deren ſehr artige auf den Sperling ſeiner Geliebten gemacht hatte, ſo hielt auch Pasquier es ſeiner nicht unwürdig, ein kleines Gedichtchen über einen Floh zu machen, den er einſtmals auf dem Buſen des Fräuleins Des Roches in Flagranti ertappt hatte. Das Sujet war eines der glücklichſten für eine poetiſche Tändelei; aber was die Galanterie der damaligen Zeit auf eine ganz eigne Art bezeichnet, iſt: daß die ganze gelehrte Geſellſchaft, die bei dieſem kleinen Zufall zugegen war, an dem Scherz Antheil nahm; und daß ein kleines Bändchen von Griechiſchen, Lateiniſchen, Spaniſchen, Italiäniſchen und Franzöſiſchen Verſen daraus entſtand, welche ſämmtlich den beneidenswürdigen Floh zum Gegenſtand hatten. Da Mutter und Tochter alle dieſe Sprachen verſtanden, ſo war gegen die Plaiſanterie nichts einzuwenden; auch ließen ſich's die beiden Damen ſo wohl gefallen, daß ſie in ſehr artigen Stanzen, die man unter ihren Werken findet, darauf antworteten. Ich erzähle die Anekdote dem Herrn Marquis von P. nach; denn ich bin

noch nicht ſo glücklich geweſen, dieſe merkwürdige Verſammlung von Poètes Chante-Pûces, wie er ſie ſcherzweiſe nennt, ſelbſt zu Geſicht zu bekommen.

Die Damen Des Roches lebten unter einer Abwechslung von Schickſalen, die manches Klaglied in ihren Schriften veranlaßt, aber immer von den Edelſten und Beſten hochgeſchätzt, bis zum Jahr 1587, wo ſie beide (wie ſie ſich oft gewünſcht hatten) am nämlichen Tage, in der nämlichen Stunde und der nämlichen Krankheit ſtarben.

Außer einer Menge von allerlei kleinern und größern Stücken in Proſe und Verſen, wovon verſchiedne in den Annales Poetiques und in dem Parnasse des Dames zu finden ſind, hat die Frau Des Roches auch die goldnen Sprüche des Pythagoras, und, in Geſellſchaft mit ihrer Tochter, den Claudian in Franzöſiſche Verſe überſetzt. Die Gedichte dieſer Damen ſind vielleicht in Abſicht des Feuers und der Stärke des Ausdrucks unter denen von Louiſe Labé; hingegen nähern ſie ſich in der Klarheit und Reinigkeit der Sprache ſchon um ein Merkliches der Epoche, welche Malherbe in der Franzöſiſchen Poeſie gemacht hat. Zur Probe diene ein Sonnet auf den Tod einer Freundin von der Mutter Des Roches, wiewohl wir nicht bergen müſſen, daß es unter ihre beſten Stücke gehört.

Las! Ou est maintenant la jeune bonne grace
Et ton gentil esprit, plus beau que la beauté?
Ou est ton doux maintien, ta douce privauté?
Tu les avois du Ciel, ils y on repris place.
O miserable, helas! toute l'humaine race
Qui n'a rien de certain que l'infelicité!
O Triste que je suis, o grande adversité!
Je n'ai qu'un seul appui en cette terre basse.

O ma chere compagne, et Douceur de ma vie,
Puisque les Cieux ont eu sur mon bonheur envie,
Et que tel a été des Parques le decret:
Si après notre mort le vrai amour demeure,
Abaisse un peu les yeux de leur claire demeure,
Pour voir quel est mon pleur, ma plainte et mon regret.

3.

Marie von Romieu.

1782.

Ein Bruder dieſes gelehrten Frauenzimmers (der ſich Jaques Romieu, Gentilhomme Vivarois, Secretaire de la Chambre du Roy qualificirt) hatte die Unziemlichkeit begangen, instigante Diabolo, und einem alten grißgrämiſchen Oheim zu gefallen, eine — Satyre gegen das ſchöne Geſchlecht zu ſchreiben, welche freilich nicht anders als ein ſehr abgeſchmacktes Werk ſeyn konnte!

Die Schweſter glaubte ſich verbunden, dieſe Sünde ihres Bruders aufs eiligſte wieder gut zu machen, und ließ alſo ungeſäumt einen Discours en Vers von der Präeminenz des Weibes über den Mann ausgehen, worin, wie man leicht denken kann, Semiramis und Zenobia, Valeria und Cornelia, die Mutter der Gracchen, nebſt einer Menge andrer preiswürdiger Frauen, Jungfrauen und Märtyrinnen aller Nationen und Zeiten, beſonders auch die Franzöſiſchen, und unter dieſen namentlich die Damen:

Des Roches, de Poitiers, Graces Pieriennes,

nicht vergeſſen ſind. Die Sache mit der Präeminenz der Haube über den Hut hat, wie wir nicht zweifeln, ihre Richtigkeit; aber die Verſe des guten Fräuleins Marie von Romieu ſind — um mit dem Herzen in der Hand zu reden — ſo beſchaffen, daß ſie einer ſo guten Sache zu Ehren wohl hätten beſſer ſeyn können. Die Laufbahn iſt alſo noch offen, und der Preis noch zu gewinnen, wenn etwa eine von unſern liebenswürdigen Landsmänninnen und Schweſtern in Apollo Luſt hätte, ſich dieſes Verdienſt um ihr Geſchlecht zu machen.

S.

1.

Hans Sachs.

Einige Lebensumstände desselben als Zugabe zu Goethe's Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend „Hans Sachsens poetische Sendung."

1776.

Die Stadt Nürnberg hatte das Glück, im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts drei Männer hervorzubringen, denen keine Stadt in Deutschland ein Triumvirat von gleicher Vortrefflichkeit zu gleicher Zeit entgegenstellen konnte. Albrecht Dürer wurde daselbst im Jahr 1470 geboren; Wilibald Pirkhaimer im Jahr 1471, und Hans Sachs, der Dichter, im Jahr 1494. Die Eltern des letztern waren arme gemeine Bürgersleute; er hatte ihnen aber einen dauerhaft glücklich organisirten Körper, einen hellen Kopf, ein an allem theilnehmendes und doch immer fröhliches Herz, und eine gute Erziehung zu danken *). Was hätten ihm vierundsechzig

*) S. was er selbst davon sagt in dem Gedichte: „Die Werke Gottes sind alle gut." Th. IV. S. 252. W.

Ahnen Beſſeres geben können? Wenn jemals ein Menſch zum Dichter geboren worden iſt, ſo war's Hans Sachs. Die holdſelige Meiſterſängerkunſt (die zu ſeiner Zeit in Nürnberg und in den andern vornehmſten Reichsſtädten noch in großen und verdienten Ehren war) gab die erſte Gelegenheit zu Entwicklung des Dichtergeiſtes, den die Natur ſo reichlich über ihn ausgegoſſen hatte. Zu eben der Zeit, da er, nach Endigung ſeines Schullaufs das Schuhmacherhandwerk erlernte, empfing er den erſten Unterricht in der Kunſt des Meiſtergeſangs von Leonhard Nunnenbeck, deſſen er in einem ſeiner Gedichte dankbare Erwähnung thut, ohne ſich's, wie es ſcheint, nur bewußt zu ſeyn, wie unendlich er ſeinen Meiſter übertraf.

Von ſeinem ſiebzehnten Jahre an durchwanderte er fünf Jahre lang, auf ſeiner Profeſſion, alle Theile Deutſchlands, mit dieſer offnen, heitern, theilnehmenden Seele, die alle Gegenſtände der Natur wie ein reiner Spiegel auffaßt, um ſie getreulich, unverſchönert und unverſtellt, wieder zurückzuwerfen. Auf dieſer Wanderſchaft ſammelte er ſich einen Theil des reichen Schatzes von anſchaulicher Erkenntniß und wahren Abdrücken der Natur und des menſchlichen Lebens, über den ein unbefangner Leſer in ſeinen Werken erſtaunen muß. Ueberall befließ er ſich, neben dem Betrieb ſeines mechaniſchen Geſchäfts, ſeinen Wiſſenstrieb zu befriedigen, und ſich im Meiſtergeſange, ſeiner Lieblingsleidenſchaft, zu üben. „Ueberall (ich borge hier die Worte ſeines wackern biederherzigen *) Lebenbeſchreibers) half er entweder die Sing-

*) M Salomon Ranisch, Profeſſor auf dem Gymnaſio zu Altenburg, dem wir eine mit vielem Fleiß und herzlicher Anmuthung zu ſeinem Gegenſtande verfertigte hiſtoriſch-kritiſche Lebensbeſchreibung Hans Sachſens zu danken haben. (Altenb. 1765.) W.

ſchule verwalten, oder ſang den geübtern Meiſtern ein neues Lied zur Beurtheilung vor. Dieſe glückliche Liebe der Muſenkunſt hielt bei ihm allen andern Leidenſchaften und aller äußern Reizung zu den gewöhnlichen Leidenſchaften der Jugend das Uebergewicht, und noch im hohen Alter erinnerte er ſich mit Freuden, daß er aus herzlicher Liebe zu ſeiner Wiſſenſchaft ſich des Spiels, des Trunks und der Buhlerei entſchlagen, hingegen in der Uebung ſeines Nebenwerks ſein einziges Vergnügen und den unſchuldigſten Zeitvertreib gefunden habe."

Im Jahr 1519 ließ er ſich zu Nürnberg als Bürger und Schuhmacher häuslich nieder, und verheirathete ſich mit Kunigunde Kreutzbergerin, die der Gegenſtand des herrlichen Liebesgedichts war, das wir am Schluſſe mittheilen wollen, und das deſto merkwürdiger iſt, weil er's im 25ſten Jahre ſeines Eheſtandes gedichtet hat. Er lebte mit dieſer Frau über 40 Jahre in der Ehe, zeugte mit ihr zwei Söhne und vier Töchter; überlebte aber ſeine ganze Nachkommenſchaft, außer vier Enkeln von ſeiner älteſten Tochter. Er war 66 Jahre alt, als er dieſe Geſpielin ſeiner Jugend und Gefährtin ſeines Lebens durch den Tod verlor. Er betrauert ſie herzlich in dem wunderlichen Traum von ſeiner lieben Gemahel Kunigunde Sachſin (III. 1. 530.), legte ſich aber dennoch vier Monate drauf eine andere Ehegehülfin, Barbara Harſcherin, zu, mit der er den Reſt ſeines Lebens bis ins Jahr 1576 nicht weniger glücklich, wie es ſcheint, zugebracht.

Seinem Handwerk lag er bis in ſein hohes Alter ob, und es iſt falſch, was einige vorgeben, daß er jemals den Schulmeiſter gemacht habe. Er ſcheint ein geſchickter, und unter ſeinesgleichen anſehnlicher Schuhmacher geweſen zu ſeyn, und immer ſein gutes Auskommen gehabt zu haben.

Die Spuren davon findet man häufig in seinen Werken; denn überall leuchtet eine neidenswerthe Behaglichkeit hervor, die zwar hauptsächlich eine Frucht seiner glücklichen Gemüthsart, seines immer heitern Kopfes, immer gelassenen Sinns und immer liebevollen Herzens war; aber gleichwohl mit armseligen Umständen und Mangel an den Bequemlichkeiten des Lebens nicht wohl bestehen kann.

Er genoß dieser so ungewöhnlich glücklichen Art von Existenz, ohne daß die natürliche Alterschwachheit seine Leibes- und Seelenkräfte unbrauchbar gemacht hätte, bis in sein 78stes Jahr. Nach dieser Zeit aber erfolgte eine immer merklichere Erschwachung und Abstumpfung der Sinne, die ihn endlich in eine Art von Kindheit zurücksetzte; wenn man ja seinen Zustand so nennen kann, wie ihn sein Schüler im Meistergesang, Paschmann, in einem Lobgedicht auf seinen geliebten Meister, beschreibt —

In dem Saal stund unecket
bedecket
Ein Tisch mit seidem grüne.
An selbem saß
ein Alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Daub dermaß
der hatt ein'n großen bart fürbaß,
in ein'm schönen großen Buch las
mit Gold beschlagen schön.

Das lag auf ein'm Pult eben
vor ihm auf dem Tisch fein
und an Banken darneben
viel großer Bücher fein;

die alle wohl beſchlagen
da lagen,
die der Alt Herr anſach.

Wer zu dem alten Herren
kam in den ſchönen Saal
Und ihn grüſſet von ferren,
den ſach er an dismal,
Sagt nichts, ſondern thut neigen
mit Schweigen
gegen ihn ſein Haupt ſchwach
dann ſein Red und
Gehör begnut
Ihm abgehen, auch Sinnesgrund.
Als ich nun da in dem Saal ſtund
Und ſein alt lieblich Geſicht rund
anſchauet, u. ſ. w,

Guter, glücklicher alter Mann! Nimm dieſe Thräne der Liebe, die mir, indem ich dieß abſchreibe, über die Wangen rollt! — der Liebe, und auch der Freude, daß die Natur ſo gerecht gegen dich war, und dich den Freudenbecher, den ſie dir voll eingeſchenkt hatte, ſo rein bis auf den letzten Tropfen ausſchlürfen ließ! Wer hätte je verdient glücklich zu ſeyn, wenn du nicht?

Auch ſeine Zeitgenoſſen waren gerecht gegen ihn; und ob Gott will, ſoll es künftig auch die beſſere Nachwelt ſeyn. Denn es iſt lang genug, daß Deutſchland ſeinen Dichter, und wir andern alle unſern Meiſter verkannt haben! Seine alte, rohe, aber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte ſeiner Verſe und Reime, ſeine holzſchnittmäßige Düreriſche Manier,

und was ihm sonst aus seiner Zeit anklebte, soll uns nicht länger verhindern, den Geist, das Herz, die in allen seinen Kräften leben und weben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben!

Dank habe inzwischen mein ungenannter Landsmann, der mir schon vor mehrern Jahren durch seine Ehrenrettung Hans Sachsens *) zuvorgekommen ist!

Da in dem glücklichen Geiste unsers lieben Meisters alles was er sah, hörte und las, zum Gedicht wurde; da er früh zu dichten anfing, und erst im 78sten Jahre seines Lebens aufhörte; am Dichten seine größte Freude hatte; sich Beifall, Ehre und Ruhm dadurch erwarb; und, was bei einem so biederherzigen Manne nothwendig ein großer Antrieb seyn mußte, da er wirklich zu seiner Zeit vielen Nutzen mit seinen Werken stiftete: so ist kein Wunder, daß er alle andern Deutschen Dichter an Menge und Mannichfaltigkeit von Compositionen, so wie die meisten bis auf diesen Tag an innerm Werthe derselben, übertroffen hat.

Von diesen seinen Werken hat man nur zwei vollständige Ausgaben, eine in Folio von Joachim Lohner zu Nürnberg verlegt in fünf Bänden, welche von 1570 bis 1579 nach und nach herauskamen, und wovon die drei ersten nur eine neue Auflage des schon im Jahre 1558, 60 und 61 von dem Augsburgischen Buchhändler Georg Wille zu Nürnberg in Heußlers Druckerei veranstalteten ersten Druckes der Hans Sachsischen Werke sind; die andere in fünf Theilen, in Quart, von Johann Krüger in Augsburg verlegt, und in der Reichsstadt Kempten bei Christoph Krausen gedruckt; wovon der erste Theil im Jahr 1612, und der letzte im J. 1616 erschien.

*) Die ich zwar nur aus der angeführten Lebensbeschreibung kenne. W

Von andern Auflagen ist mir nichts bekannt; aber allgemein bekannt ist, daß Hans Sachsens Werke dermalen unter die raren Bücher gehören. Diese ihre Seltenheit ist wohl die eigentliche Ursache, warum er, der populärste unter allen Dichtern, die vielleicht jemals gelebt haben, nach und nach seiner Nation, deren Voreltern er einst so lieb und werth war, so gleichgültig und unbekannt geworden. Es wäre Schande für Deutschland, wenn diesem Mangel nicht abgeholfen würde.

Man vergleiche den Artikel von Jördens. Was Wieland sich in Ansehung Hans Sachsens vorgesetzt hatte, und der Erfolg davon, darüber wird in dem Leben Wielands Bericht erstattet werden.

Der Liebe Zank.

Als ich in meinem Jugendthum
Einer Jungfrawen mich annum,
Die hätt ich inniglichen hold,
In Zucht und Ehren als ich solt,
In rechter trew, freundlicher art.
Von ir nit mehr zu theil mir ward
Als offt ein freundlich Augenblick,
Manch lieblich Gespräch auch offt und dick,
Dann offt ein freundlich Umbefangk,
Das nam ich an zu hohem Dank;
Begeret weiter auch nit mehr
Wann *) mir war ir Jungfräwlich Ehr

*) wann wird bei unsern Alten häufig für dann, oder sintemal, weil gebraucht; und so auch hier und weiter unten.

Lieben, denn alle Frewd auff Erd;
Von gantzem Hertzen auch begert
Mein Leben mit ir zu beſchlieſſen,
Im Ehlichen ſtand ir zu genieſſen.
Kürtzlich eins Tages ſich zutrug,
Daß ſie mir alle frewd abſchlug,
Nimmer ich ſie umfahen ſollt,
Kein Kuß ſie mir mehr bieten wolt,
Wann ſie beſorgt vor mir ir Ehr;
Und dergleich Wort gab ſie mir mehr.
Ich erſchrack, ſie doch gütlich fragt,
Obs ir Ernſt wär? Darauff ſie ſagt:
Es wär ir Ernſt, und wolt das ſagen
Von mir, und mich darumb beklagen,
Wo ich ſie wiederumb würd umbfahn.
Erſt that mir unter Augen ſchlahn *)
Das Elend mit groſſer nachrew;
Dacht: ach weh meiner Lieb und trew,
Daß ichs ſo hertzlich hab gemeint!
Mein Hertz das klopfet, ſeufftzt und weint,
Legt mich unmuthig in mein Bett,
Und alſo bey mir ſelber redt:
O Venus, du Göttin der Lieb,
Sag, wo mein Lieb und trew nun blieb,
Die ich in dei'm Dienſt trug ſo hertzlich?
Wie iſt ſie worden mir ſo ſchmertzlich!
Der **) ichs ſo trewlich hab gemeint,
Hält mich für iren Ehren Feind?

*) ſchlahen für ſchlagen iſt in Schwaben noch unter dem Volk üblich.
**) ſtatt: mit der.

Mein trew ich gar verloren spür,
Der Strohsack liegt mir vor der Thür:
Ich bin geführet auff ein Eiß,
Kein Hülff und Troſt ich fürbaß weiß;
Mein Hoffnung iſt gar ab und todt,
Nun wünſchet ich und wolt auch Gott
Daß ich ir hätt doch nie geſehen!
Im Bett thet ich mich lang umbdrehen,
In wehmütig'n Gedancken tieff,
Bis ich ſamb halb und halb entſchlieff.
In dem mich eygendlich bedeucht,
Wie das mein Kammer wurd durchkluht
Mit einem hellen klaren ſchein;
Mit ſüſſem Geruch trat herein,
Venus die Göttin für mein Bett,
Und mich gantz ſenfftiglich anrett:
Ach junger Geſell ſey wolgemut,
Dein Sach die wird noch alle gut;
Weiſt du nit, daß Jungfrewlich Bild
In Lieb iſt allzeit rauch und wild,
Und ſeine Lieb nit leicht bekennt,
Ob es gleich inhitziglich brennt?
Darzu nöt't ſie ir Schamm und Zucht,
Darmit ſie zu erretten ſucht
Ir Ehr, ir'n allerhöchſten Schatz;
Auch förcht ſie hart des Klaffers ſchwatz
Die keiner Ehren auch verſchonen.
Des thu ich trewlich dich vermonen,
Erheb dein trawriges Gemüt,
Wenn ſie hat eben dein Geblüt,

Und hat dich ümiglichen lieb,
Derhalb dich weiter nit betrüb!
Sie wird dir trew und freündlich seyn,
Ir rew darumb iſt auch nit klein,
Daß ſie dich hat ſo hart betrübt;
Ir Hertz ſich auch in Schmertzen übt.
Laß allen Unmuth und Zweiffel fahren,
Dann ſie wird noch in wenig Jahren
Dein Lebenlang dir zugeſellt;
Ich hab dir ſie ſelb auſſerwählt,
Zu ei'm ſteten Hertzlieb allein,
Darumb laß alles trawren ſeyn.

Mit dem die Göttin bald verſchwund.
Ich erwacht, und im Hertzensgrund
Ward ich erfrewt, und bald uffſtahn.*)
Als ich mein Lieb ward ſichtig an,
Redt ich ſie an mit trähwrigen worten
Die ſich aber an allen orten
Entſchuldigt, ſie wär mir nit feind,
Hett die Wort nit ſo arg gemeint,
Ich ſolts halten krewlich, wie billich,
In Ehrn und Zucht wolt ſie gutwillig
Forthin die Lieb mich nit verlon,**)
Und auch nit mehr wieder mich thon.
Alſo ward unſer Lieb und Trew
Wiedermümb ganz beſchloſſen new.

*) Ich ward uffſtahn, eine vor Alters übliche Redensart, ſtatt: ich ſtund auf.
**) verlaſſen.

Mit einem Umbefangk und Kuß,
Der mich noch allzeit frewen muß,
Daß unser Lieb grün, blü und wachs
In Zucht und Ehren, wünscht Hans Sachs.
Anno Salutis M. D. XLIIII. Am 1. Tag Septembris.

2.

Sallustius.

Eine Rechtfertigung dieses berühmten Geschichtschreibers hat Wieland geliefert in seiner Uebersetzung der Horazischen Satyren Bd. 1. S. 58. fgg.

3.

Sarpi. *)

Urtheil des Cardinals du Perron über ihn.

1777.

Der Cardinal du Perron, Bischof zu Evreux, nachmals Erzbischof von Sens und Grand-Aumonier von Frankreich unter König Heinrich IV, war unstreitig ein Mann von Talenten und großer Gelehrsamkeit, ein geschickter Geschäftsmann und Negociateur, der alles sagen und schreiben konnte, was

*) Paolo Sarpi aus dem Servitenorden, geb. d. 14 Aug. 1532 zu Venedig und gest. daselbst d. 14 Jan. 1623, der unsterbliche Geschichtschreiber der Tridentinischen Kirchenversammlung, dessen

er wollte, kurz alles was man seyn muß, um aus einem Menschen von Nichts (wie die Franzosen sich ausdrücken) ein großer Mann in der Welt zu werden. Und wie urtheilte dieser große Staats- und Weltmann, Theolog, Philosoph, Poet (denn du Perron war dieß alles), von Fra Paolo Sarpi, der zwar nur Servitenmönch in Venedig und Theologus der Serenissima Republica, aber mit und unter dieser äußerlichen specie einer der trefflichsten Menschen war, die jemals auf Erden gewandelt haben?

„Ich sah ihn auf meiner zweiten Reise nach Venedig (sagt der Cardinal), Mr. de Messi zeigte mir ihn: ich bemerkte nichts Eminentes an diesem Manne. Er hat eine gute Urtheilskraft, guten Menschenverstand, aber seine Gelehrsamkeit ist nicht weit her. Ich sah einen ganz gemeinen Menschen an ihm, ein klein bißchen mehr als Mönch." *)

So konnten also Seine Eminenz nichts Eminentes an diesem Fra Paolo sehen; — ein bißchen mehr als einen alltäglichen Mönch, und das war Alles! — Und doch kannten Se. Eminenz unstreitig die Welt, und verstanden sich vor-

---

Geschichte der römische Hof besonders durch die Jesuiten in üblen Ruf zu bringen suchte, weil sie zu widerlegen nicht möglich war, hat mehrere Biographen gefunden. Der beste darunter ist Griselini, aus dessen Memorie anecdote spettanti alla vita ed agli studj del sommo Filosopho e Giureconsulto F. Paolo Sarpi, Servita, Losanne 1760. 8. Jagemann einen Auszug geliefert hat in Wielands Merkur 1793. Oct. und Nov. Das Interessanteste aus der neuesten Zeit ist Delbrücks Schilderung desselben.

*) Je le vis à mon second Voyage de Venise, et Mr. de Messi me le fit voir. Je ne remarquai rien d'eminent en cet homme. Il a un bon jugement et bon sens, mais de grand sçavoir, point; je ne vis rien que de commun, et un peu plus que de Moine. Porcchiana, edit. de 1601 p. 218

trefflich auf den couranten Werth der Menschen in Handel und Wandel. Vermuthlich gehört dazu, um den innern Gehalt eines Menschen auszufinden, ein gewisser innerer Geistessinn, den ein Mann wie der Cardinal du Perron weder hat noch haben kann. Und gleichwohl finde ich in diesem, beim ersten Anblick lächerlichen, Urtheil eine Art von Zeugniß der Wahrheit, das dieser Weltmensch, so wie dort von Christus der Hohepriester Kaiphas, ohne es selbst zu wissen, von dem Mann Gottes ablegt. Er sah an Fra Paolo nichts von allem dem, was er an einem Mann, den er nach seinem Maßstab für groß halten sollte, suchte: er spricht also geringschätzig von ihm. Ich konnte nichts an ihm sehen, als einen gemeinen Menschen, einen Mann von gutem ehrlichen Menschenverstand — spricht er, und glaubt damit sehr wenig gesagt zu haben; merkt nicht, daß er was sehr Großes gesagt hat. Die vollkommensten Menschen haben selten etwas in ihrem Aeußerlichen, das sie sehr über andre hervorragen machen sollte. Die innere Einfalt und Lauterkeit ihrer Natur bildet sich auch in ihrem Gesicht und ganzem äußerlichen Wesen; sie sind bloß da, ohne etwas anzukünden, zu fordern oder zu erwarten. Ohne eine besondere Veranlassung, die ihr Inneres in äußerliche Wirksamkeit setzt, sieht der feinste Kennerblick des Weltmanns nichts an ihnen als gewöhnliche Menschen, und guter hausgesponnener Menschensinn ist alles, was er ihnen zutraut. Gerade das war's, Herr Cardinal, was den ehrlichen Servitenmönch Sarpi zu einem so viel weitern, wärmern, edlern, kurz zu einem so viel bessern Menschen machte, als Ew. Eminenz waren. Aber freilich hätte du Perron nicht du Perron seyn müssen, um nicht so von der Sache zu denken. — Uebrigens gäbe ich was darum, zu wissen, was Fra Paolo zu irgend einem seiner guten Freunde davon

gesagt haben mag, wie ihm beim Anblick des Cardinals zu Muthe gewesen.

4.

Schärtlin.

1777.

Lebensbeschreibung des berühmten Ritters, Sebastian Schärtlins von Burtenbach, aus dessen eigenen und Geschlechtsnachrichten vollständig herausgegeben und mit Anmerkungen und Beilagen versehen. Frankfurt und Leipzig 1777.

Herr Christoph Siegmund von Holzschuher, ein gelehrter Nürnbergischer Patricier, macht hier mit einem der merkwürdigsten Deutschen Männer des sechzehnten Jahrhunderts den Anfang einer Folge von mehrern solchen Biographien, wozu er uns Hoffnung macht, sofern er die nöthigen Beiträge von andern patriotisch-gesinnten Edeln und Gelehrten, besonders aus denen noch viel zu wenig benutzten Hausarchiven unsrer edeln Geschlechter, erhalten werde. Gegenwärtiges Buch ist um so interessanter, da Ritter Schärtlin, so wie Götz von Berlichingen, sein eigner Biograph ist. Schärtlin reicht zwar, meinem Gefühl nach, nicht ganz an Götze, aber immer war er (wie ihn die drei Fürsten in ihrem Vorschreiben an Herzog Christopher zu Würtemberg charakterisiren) ein redlicher weidlicher Gesell, ein strenger mannhafter Ritter und Feldhauptmann, und, was ihm die meiste Ehre macht,

der Sohn und Erbe ſeines eignen Verdienſts. Denn er war ein novus homo, der ſich ſeinen Weg mit ſeinen eignen Armen machen mußte. Davon, daß er ſich (wie der H., v. H. in dem kurzen Abriß der ganzen Geſchichte ſagt) in ſeiner Jugend mit beſtem Erfolg auf die Wiſſenſchaften gelegt und Magiſter in Tübingen worden, ſeh ich in ſeinem ganzen Leben keine Spur; nicht ein einziger Magiſterzug! Ueberall ſpricht und handelt ein braver, aus einem ganzen Stück geſchnittener, aber höchſt roher knollichter Schwabe, an dem von dem ſcharfen Gepräge der Natur nichts abgeſchliffen worden; — und das war — in ſeiner Zeit wenigſtens — nicht deſto ſchlimmer, dächte ich! Nichts geht über die edle, kunſtloſe, rittermäßige Einfalt, womit er, recht wie ein alter Ritter der Tafelrunde, von großen Thaten, großen Gefahren, großen Wunden u. dgl. als von ganz alltäglichen Dingen ſpricht, ohne den kleinſten Zug von Ruhmredigkeit oder Eigendünkel oder Geringſchätzung anderer, und immer mit einem herzlichen „Gott ſey Lob und Dank!“ wenn er aus großen Fährlichkeiten mit einem wohlgeſpickten Beutel wieder nach Hauſe kommt, und mit einem „Gott genad ſeiner Seele!“ wenn er einen Feind zu Boden geſchlagen hat. Ein Zug, der durchs Ganze durchgeht, und wie mich dünkt, den Mann, der ſein Glück erſt machen muß, bezeichnet, iſt die genaue Ausrechnung, was er mit jeder ſeiner Thaten gewonnen oder verloren; aber angenehm iſt dabei wieder die Treuherzigkeit, womit er das alles erzählt, und daß es ihm gar nicht einfällt, ſeinen Thaten edlere Motive, als ſie wirklich hatten, unterzuſchieben; ſondern daß er gerade ſo von der Sache ſpricht, als ob er ſich durch ſo und ſo viel hundert oder tauſend Gulden, die er in dieſem oder jenem Feldzug erobert, und womit er von Zeit zu Zeit zu Weib und Kindern nach Hauſe kommt, für alles

ausgeſtandene Ungemach, Wunden, Lebensgefahren u. ſ. w. reichlich belohnt halte. All dieß, und das ebenfalls durchaus durch ſein ganzes Leben ziehende Hausvatergefühl — und die Treue und Dankbarkeit gegen jeden, der etwas zu ſeinem Glück beigetragen, und noch mehr andrer Züge der altdeutſchen Redlichkeit, Weidlichkeit und Biederherzigkeit würden dieß Buch lieb und köſtlich machen, wenn auch der Inhalt, wegen der merkwürdigſten Begebenheiten des ſechzehnten Jahrhunderts, womit Schärtlins ganzes Leben verflochten war, für den Geſchichtsliebhaber und Forſcher weniger intereſſant wäre. Dem letztern überlaſſen wir, von dem hiſtoriſchen Werthe dieſes Buchs, und beſonders von dem was der gelehrte und unermüdete Fleiß des Herrn von Holzſchuher bei dieſer Ausgabe ſowohl am Text als in den Anmerkungen u. ſ. w. geleiſtet, genauer zu urtheilen, und begnügen uns, dem letztern für dieſes allen guten Deutſchen und ehrlichen Schwaben gewiß willkommne Geſchenk öffentlich unſern Dank zu erſtatten, und ihn zur Fortſetzung einer ſo verdienſtlichen Anwendung ſeiner Muße, ſo viel an uns iſt, aufzumuntern. —

Eins hätt' ich beinahe vergeſſen — und das iſt, Schärtlins gewöhnlicher Leibfluch: Potz blau Feuer! — welchen wir unſern jungen Kriegsmännern ſtatt der hunderttauſend blauen Kreuz-Donnerwetter, Kreuz-Bataillons u. ſ. w. zur Abwechslung hiermit beſtens empfohlen haben wollen.

5.

Schicksalstragödie.

1803.

An einem kleinen zufälligen Umstand, an einem einzigen ungeziemenden, d. i. nach dem Aberglauben der Griechen Unglück vorbedeutenden Worte, das einem Aufwärter unversehens entschlüpft war, hängt in des Euripides Jon Tod oder Leben, und somit die Katastrophe des ganzen Stücks! Wenn nicht zu läugnen ist, daß zu Erfindung eines solchen Mittels die Katastrophe herbeizuführen, weder Genie noch Kunst gehört, so ist hingegen nicht weniger gewiß, daß nicht nur die entscheidenden Momente im Leben eines jeden Menschen, sondern selbst die größten Weltbegebenheiten, öfters an solchen kleinen unbedeutend scheinenden, zufälligen Ereignissen hangen; und dieß ist zu Rechtfertigung eines Dichters hinlänglich, dem es überhaupt in seinen Dramen weniger um künstliche Erfindung und Anordnung der Fabel, als um das Ethos und Pathos der Personen, und um Situationen, die ein lebhaftes Interesse bewirken, zu thun war. Die alten Griechen glaubten eigentlich nicht an den Zufall, in dem Sinne, worin wir dieß Wort zu nehmen pflegen; auch das Zufällige, auch das Unversehene, geschah, ihrem Glauben nach, θεια μοιρα, durch göttliches Verhängniß; wenigstens glaubten sie dieß, sobald der Ausgang bewies, daß die Entscheidung eines wichtigen Umstands an einem solchen Spinnefaden gehangen hatte. Diese θεια μοιρα, dieses göttliche Schicksal, muß mit der Einmischung der poetischen Götter in menschliche Dinge, wo sie als mithandelnde Personen erscheinen, und, gleich den Menschen

aus beſondern Bewegurſachen nach beſtimmten Zwecken handeln nicht verwechſelt werden. Dem Schickſal ſind die Götter ſelbſt unterworfen; ſo fern iſt es, daß ſie die Urheber desſelben wären. — Aber was war denn der Begriff, den ſich die Alten von dieſem Schickſal machten? Sobald ſie ſich denſelben klar zu machen ſuchten, gewiß kein andrer als eben derſelbe, den wir Neuern mit dieſem noch immer allgemein und täglich gebrauchten Worte verbinden — nämlich der Begriff des allgemeinen Zuſammenhangs aller Dinge und Ereigniſſe in der Welt, inſofern als er nothwendig, von dem Verſtand und Willen der Sterblichen unabhängig, und eben darum unbegreiflich iſt; eines Zuſammenhangs, der gerade deßwegen, weil von dem Unerklärbaren und außer unſrer Vorſicht und Willkür Liegenden in demſelben ſo häufig das Glück oder Unglück einzelner Menſchen und ganzer Völker abhängt, ein dunkles Gefühl in uns erregt, daß etwas Göttliches in ihm ſey, daß er das Werk einer unumſchränkten, unerforſchlichen Macht ſey, welche zu hoch über uns throne, als daß es ſo ſchwachen und beſchränkten Weſen, wie wir Sterblichen, möglich und ziemlich ſeyn könnte, ſie zu fragen: was machſt du? Aber daraus, daß dieſes Schickſal unerforſchlich iſt, folget keineswegs, daß es auch blind ſey, oder von den Griechen, und inſonderheit von ihren tragiſchen Dichtern für blind gehalten worden wäre; d. i. daß ſie ſich vorgeſtellt hätten, die Umſtände und Ereigniſſe, von welchen die Beſtimmung des Glücks oder Unglücks der einzelnen Menſchen abhängt, werden, wie durch ein Sieb, auf ſie herabgeſchüttelt. Geſetzt aber auch, ſie hätten ſich das Schickſal wirklich blind, regel- und abſichtslos, und beſonders auf das ſittliche Verhalten der einzelnen Menſchen ganz und gar keine Rückſicht nehmend gedacht, wie ſie deſſen neuerlich beſchuldigt werden, ſo iſt doch

ganz irrig, wenn behauptet wird, die tragiſchen Dichter der Alten hätten die Helden und Heldinnen ihrer Fabeln als bloße Automaten und blinde Werkzeuge eines blinden Schickſals dargeſtellt. Man muß wenig mit ihren Werken bekannt ſeyn, um ſo etwas vorzugeben, wovon der Augenſchein gerade das Gegentheil lehrt. Daß ihre Helden nicht wie Raſende gegen die allmächtige Nothwendigkeit anrannen, wird ihnen wohl niemand zum Vorwurf machen wollen; aber überall ſehen wir ſie, ſo viel und ſo lange es Menſchen möglich iſt, mit ihrem Schickſal ringen, und, nach Maßgabe ihres individuellen Charakters, alles anwenden, was Muth, Klugheit, Standhaftigkeit und Kraftanſtrengung vermögen, um über ihr widriges Glück Meiſter zu werden, oder, wofern ſie unterliegen müſſen, wenigſtens edel und anſtändig zu fallen. Die Sache verdient eine gründliche und ausführliche Erörterung. *)

Anna Maria von Schurmann.

1777.

Nicht eben als eine gelehrte Dame [illegible] auf — denn wenn ſie nichts als das geweſen wäre, ſo möchte ſie an den unermeßlichen Lobſprüchen, womit ſie in ihrem Leben von den Saumaiſe, Naude, Heinſius, Huygens, Gruter,

*) Der Anfang zu derſelben iſt ſeitdem gemacht durch H. Blümner: über die Idee des Schickſals in den Tragödien des Aiſchylos. Leipzig 1813, und durch die Diſſertation von E. J. G. Schmidt (Prof. und Conrector in Schulpforta) de notione fati in Sophoclis Tragoediis et fragmentis expressa. Pars prior. Leipzig 1821.

Caets, Balzac und tauſend Andern, durch ganz Europa, in Proſa und Verſen, bis zur Abgötterei beräuchert worden, ihren Lohn dahin haben! Sondern, weil ſie nach dem ganzen Umfang ihrer Naturgaben, Talente, Kenntniſſe und, was mehr als dieß alles iſt, durch die hohe Einfalt, Lauterkeit und Tugend ihrer Seele und den ganzen Gang ihres innerlichen Lebens, wirklich eine der vollkommenſten und außerordentlichſten Perſonen war, die ihr Geſchlecht in irgend einer Zeit aufzuweiſen gehabt hat.

Sie iſt geboren im Jahr 1604 zu Köln, hat den größten Theil ihres Lebens zu Utrecht, ihre letzten Jahre aber in der kleinen Labadiſtiſchen Ecclesiola zu Middelburg, Herford und Altona, und zwar (wie billig alle außerordentlichen Perſonen ihres Geſchlechts thun ſollten) in dem Stand einer freiwilligen und unbemakelten Jungfrauſchaft gelebt, und iſt im Jahr 1678 in eine beſſere Welt übergegangen. — Ihr Vater, Friedrich von Schurmann, war ein Mann von vorzüglichen Eigenſchaften, ihre Mutter aus dem edlen Geſchlecht von Herſt im Jülich'ſchen. Ihr Großvater hatte Antwerpen, wo ſeine Voreltern über hundert Jahre in den anſehnlichſten Würden geſtanden, der reformirten Religion wegen verlaſſen müſſen, und ſich nach Deutſchland gezogen.

Bisher kannte ich unſre Maria bloß aus ihren von Friedrich Spanheim im J. 1648 zuerſt und von T. C. D. Löberin 1749 zuletzt herausgegebenen opusculis, welche meiſtens aus Lateiniſchen und Franzöſiſchen Briefen beſtehen, die pour la rareté du fait mit etlichen Hebräiſchen und Griechiſchen verbrämt ſind, und aus den Nachrichten, die ich in Bularts Académie des Sciences et des Arts und einigen andern literariſchen Compilationen fand. Hieraus hatte ich nun ſo viel herausgeklaubt, als mir dienlich ſchien, um von dieſem achten

Wunder der Welt, dieſer zweiten Minerva und achten Muſe (wie die Viri Eruditissimi et Clarissimi ihrer Zeit ſie nannten, ehe ſie das unverzeihliche Verbrechen beging eine — Separatiſtin zu werden) einigen Begriff geben zu können. Ich erzählte nur von ihren ſeltnen und frühzeitigen Naturgaben, von ihrem Geſchicke für die ſchönen Künſte, und wie ſie ſo ſchön habe zeichnen und Miniaturmalen, und aus Papier ſchneiden, und in Wachs boſſiren, und in Kupfer ätzen können, und wie ſie Latein, Griechiſch, Hebräiſch, Syriſch, Chaldäiſch und Aethiopiſch gelernt, und in der ganzen philologiſchen Polyhiſtorei, worein man damals das non plus ultra der Gelahrtheit ſetzte, erſtaunliche Profectus gemacht; und wie ihr die Herren Curatoren der Univerſität zu Leyden in jedem Auditorio eine eigene geheime Loge bauen laſſen, damit ſie allen öffentlichen Lectionen, Disputationen, Doctor-Promotionen u. ſ. w. ungeſehen beiwohnen könnte; und wie ſie gerne Spinnen gegeſſen habe; und wie ſie nach und nach ſo berühmt worden, daß die hochwürdigen und hochberühmten Herren, die Rivete und die Spanheime und die Salmaſien, und ſogar der ehrliche Carmeliterмönch, Ludwig Jacob a Sancto Carlo, in ſeiner Bibliothek berühmter Schriftſtellerinnen, und der wohlberedte Minoritenmönch, Bruder Hilarion de Coſte, in der Vorrede zu ſeinen Eloges des Dames illustres, nicht genug von ihren Wundergaben ſingen und ſagen können.

Da glückte es mir, das einzige Buch, woraus man wirklich kennen lernen kann, was Anna Maria von Schurmann war, nämlich ihre in Lateiniſcher Sprache geſchriebene *EYKAHPIA*, oder Erwählung des beſten Theils; Tractat, worin ein kurzer Abriß ihres Lebens enthalten iſt: Eins iſt noth; Maria hat das beſte Theil erwählt (ein Buch, das ſich ſehr rar gemacht hat), zu Handen zu bekommen: und als

ich hinein guckte, und nur etliche Blätter davon geleſen hatte, ſiehe da fand ich, daß alles, was die Viri plurimum Reverendi, Amplissimi, Doctissimi etc. von ihr geſchrieben, dummes Zeug ſey, Caricatur und Verunſtaltung eines der herrlichſten Werke Gottes; und daß das Beſte ſey, aus dieſem Buche, worin eine wahrhaft engliſche Reinigkeit, Unſchuld, Wahrheit, Einfalt, Liebe und Demuth aus allen Zeilen athmet, und worin ſie, ohne alle Prätenſion, in der unzweideutigſten Sprache des Gefühls und der Innigkeit, die Geſchichte ihrer Kindheit und Jugend, und ihrer literariſchen Nachtwandlungen, und ihrer zufälligen Verhältniſſe mit den Viris Clarissimis. die gerade das, was allein an ihr ſchätzbar war, nicht zu ſchätzen wußten, und ihrer Bekanntſchaft und Vereinigung mit den (nach ihrer Ueberzeugung wenigſtens) apoſtoliſchen Menſchen, Johann de la Badie, Yvon, du Lygnon u. ſ. w. erzählt — einen bloßen reinen Auszug zu machen, an dem gewiß alle guten Menſchen Freude haben müſſen, und auch ſolche, die das erwählte Theil dieſer Maria für Schwärmerei halten mögen, wenigſtens von der herrlichen Natur dieſes liebenswürdigen Geſchöpfs einen ganz andern Begriff bekommen werden, als aus ihren opusculis, die größtentheils gerade die ſchlechteſten Excretionen ihres Gehirns, oder bloßes Spielwerk eines gelehrten Gedächtniſſes ſind, oder aus den Lobreden und Lobgedichten ſolcher Leute, die ſo wenig Sinn für das Wahre hatten, daß ſie gerade von dem Augenblick an Böſes über den Engel blasphemirten, da ſie alle die Kruſten, womit eine falſch berühmte Gelehrſamkeit ſie überzogen hatte, von ſich warf, und ſich in ihrer eignen natürlichen Geſtalt darſtellte.

Ich gebe alſo dieſen Auszug aus der

Euklria.

Dieß ziemlich seltene Buch war, seiner Veranlassung nach eine Apologie des Fräuleins von Schurmann gegen die strengen Urtheile ihrer vormaligen gelehrten Verehrer und Bewunderer, deren Orthodoxie es sehr übel fand, daß eine Dame, von deren großen Gaben, Kunstfertigkeit, Gelehrsamkeit und übrigen Tugenden die Herren viel Aufhebens gemacht hatten, gerade in den Jahren, wo man ihr am meisten Weisheit hätte zutrauen sollen, der ganzen reformirten Christenheit ein so gräuliches Aergerniß gab, und eine Labadistin — oder, wie man's in der Folge nannte (denn die Namen ändern sich wie andre Moden), eine Pietistin, Methodistin, Herrnhuterin u. s. w., kurz eine Person wurde, die, mit dem eben gegenwärtigen Zustande der christlichen Republik nicht zufrieden, sich in eine, nach dem Muster der ersten apostolischen Kirche zu Jerusalem gebildete, kleine Gemeine begab, und bis an ihren Tod das Hauptgeschäft ihres Lebens daraus machte, eine Christin zu seyn, in der absoluten Bedeutung, die dieß Wort vor 1700 Jahren zu den Zeiten eines Petrus, Paulus, Johannes u. s. w. hatte, von denen sie glaubte, daß sie den Sinn und Geist ihres Herrn und Meisters gehabt, und ihn überhaupt besser verstanden, herzlicher geliebt, und mehr um seinetwillen gethan und gelitten hätten, als die ganze Synode zu Dortrecht und alle Provincial-Synoden in Geldern, Holland und Westfriesland, Seeland, Utrecht u. s. w. zusammengenommen. Inwiefern sie hierin recht oder unrecht gehabt, ist eine Untersuchung, die nicht hieher gehört. Ich werde mich daher in diesem Auszuge mit Vorbeigehung alles Dogmatischen in der Schurmannischen Apologie, bloß auf dasjenige einschränken, was uns von dem Eigenen und Unterscheidenden dieser außerordentlichen Person einigen Begriff geben kann. Jedoch kann ich nicht umhin, all das Gute,

was ich schon von dem Geiste dieses Buchs gesagt, zu wiederholen, und zu bekennen, daß ich nicht begreife, mit welchem Herzen, ja nur mit welcher Stirne, der Baccalaureus Johann Gabriel Drechsler mit zwanzig Andern seinesgleichen, den einfältigen reinen Sinn dieser von Liebe alles Guten überfließenden Seele durchaus immer mißverstehen, und seelenverderbliches Gift da finden konnte, wo jeder aufrichtige Mensch (zu welcher äußerlichen Gemeinschaft er auch immer gehören mag) nichts als die Gesinnungen und frommen Wünsche einer unschuldigen Seele finden wird, die all das Gute, wovon Andre nur schwatzen, disputiren, philosophiren, poetisiren, rhetorisiren u. s. w., wirklich in ihrem eignen Herzen lebendig hegt, in ihrem Leben thätig erweist, und in andern Menschen auch lebendig machen zu können wünscht. Als der Abbé von St. Pierre seine gutherzigen Projecte für „Ehre Gott in den Höhen, Friede auf Erden und Heil und Wohlfahrt allen Menschen" zur Welt gebar, sagte der Premierminister Fleury: es sind Träume eines guten ehrlichen Mannes — und ließ den guten Mann ruhig fortträumen. Wenn nun die Schurmann auch wirklich damit umgegangen wäre, alle Katholiken, Augsburgische Confessionsverwandte, Calviniſten, Mennoniſten, Quacker, Socinianer u. s. w. zu Alt-Christen umzuschaffen, zu Christen von der Art, wovon geschrieben steht: „daß sie des heiligen Geistes voll waren, und Gott lobeten mit Freuden und einfältigem Herzen; und waren Ein Herz und Eine Seele; und niemand sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein, und war keiner unter ihnen der Mangel hatte, denn man gab jeglichem was ihm noth war." *) Wenn, sag' ich,

*) Geschichte der Apostel, Kap. 2 u. 4.

die Schurmann auch mit so einem Entwurf umgegangen wäre: so hätte immerhin ein Mandeville beweisen mögen, daß dessen Ausführung, so wie die Sachen stehen, weder möglich noch verträglich wäre; daß die Lyoner Fabriken und die Pariser Putzmacherinnen dabei zu Grunde gehen müßten; daß die großen Herren keine Kriege mehr führen könnten; daß die Schifffahrt und der Handel in beiden Indien sehr darunter leiden dürften u. s. w. — Aber Mandeville selbst hätte doch bekennen müssen, daß es Träume einer Christin seyen, daß die damaligen Baccalauren (die itzigen sind hoffentlich billiger) unrecht gehabt, Ketzereien und Skandäle daraus zu machen, und daß eine Jungfrau von sechzig Jahren unmöglich unschuldigere Träume haben könne.

Da die ehemaligen Freunde der Schurmann so übel damit zufrieden waren, daß sie in ihren alten Tagen die lebendige Quelle der — Schul- und Büchergelehrsamkeit verlassen, und (was die Herren ohne Schamröthe kaum denken konnten) eine Schwärmerin, eine Labadistin, geworden war; so ist der Schurmann Hauptgedanke in ihrer Apologie, zu zeigen: wie es zugegangen ist, daß sie, in ihrer Jugend, unvermerkt und beinahe ohne ihr Zuthun, dahin gekommen, in der gelehrten Republik Aufsehen zu machen: wie aber ein angebornes Sehnen nach dem was der Seele wahren Genuß und Befriedigung in ihrem innersten Grunde gibt, sie bei den Eitelkeiten der damaligen Modegelehrsamkeit, womit sie einen Theil ihres Lebens hingebracht, niemals habe ruhig seyn lassen, sondern sie von allem, was bloßer Schein und Schattenwerk und Wortkram und Dunst der Eigenliebe ist, immer abgerufen, und von Stufe zu Stufe endlich zur Erwählung dessen, was nach ihrer Ueberzeugung der beste Theil war, gezogen habe. Dieses zu entwickeln, und, indem sie von ihrer

Sinnesänderung Rechenschaft gibt, zu zeigen, „daß solche kein Werk einer fiebrischen Schwärmerei, sondern in der ersten Anlage ihres Charakters und in dem vorgehenden Zustand ihrer Seele gegründet gewesen, und durch vorherige Gesinnungen und Erfahrungen vorbereitet worden“ — und daß eine so gesinnte, so vorbereitete (auch selbst durch einen Zusammenfluß unwillkürlicher äußerer Umstände vorbereitete) Seele sich nothwendig dahin habe lenken müssen, wo sie die Realität von all dem gefunden, von wo sie vorher außer sich nur die Prätension oder leeres Hörensagen, und in sich selbst nur eine schwache Dämmerung gesehen, bei welcher sie jedoch dem wachsenden Licht immer unverwandt entgegengegangen; — und endlich zu zeigen, wie sie diese Realität bei Labadie und seinen Gehülfen und im Schooß ihrer kleinen (in ihrem Sinn) ächt-apostolischen Gemeine wirklich gefunden, dieß, mit den dahin einschlagenden historischen Umständen, macht den Inhalt der neun Kapitel aus, in welche der erste Theil ihrer Eukleria abgetheilt ist. *)

Die interessantesten Züge für meinen Zweck sind im 2ten Kapitel der Eukleria enthalten, welches zur Aufschrift hat: „Kurze und besondere Darstellung meines vergangenen Lebens von meinen zarten Kinderjahren an, da ich mich in der

*) Zu Altona bei Cornel. van der Meulen gedruckt und aus 207 S. in kl. 8. bestehend. Den zweiten Theil, der 12 Jahre nach dem ersten, kurz vor ihrem Tode, zu Amsterdam bei Jacob van de Velde auch in kl. 8. herausgekommen, habe ich nicht auftreiben können, und kann also von dessen Inhalt nichts weiter sagen, als daß er die Fortsetzung der Geschichte der Labadieschen Gemeine und ihres eignen Antheils an derselben und vermuthlich fernere Apologie ihrer Widersacher enthält. W.

Gottſeligkeit zu üben und die Anfangsgründe der Sprachen, Künſte und Wiſſenſchaften zu excoliren angefangen."

Gottesfurcht und Eifer für die Religion ſcheint ein gemeines Erbgut ihrer Familie vom Großvater her geweſen zu ſeyn. Sie ſagt in dieſer Rückſicht viel Gutes von ihren Eltern und von deren beſondern Sorgfalt, ſie nach den Grundſätzen des Chriſtenthums zu erziehen, und vor allem, was die Unſchuld und Reinheit der Seele trüben kann, zu bewahren. Ihre beſondre Dispoſition zur Frömmigkeit äußerte ſich ſchon in ihrem zarteſten Alter. „Ich erinnere mich noch unter anderm (ſagt ſie), daß ich, als ein Kind von vier Jahren — da ich mit meiner Kindermagd gegangen war, Wieſenblumen zu pflücken, und wir uns dann am Rand eines kleinen Baches hinſetzten, und die Magd mich die Antwort auf die erſte Frage des Heidelberger-Katechismus herſagen ließ — bei den Worten: daß ich nicht mein, ſondern meines getreueſten Heilandes Jeſu Chriſti eigen ſey: eine ſo herzliche Freude und ein ſo ſüßes inniges Gefühl von Liebe zu Chriſto in meinem Herzen empfunden, daß alle folgenden Jahre meines Lebens das lebendige Andenken dieſes Augenblicks nicht haben auslöſchen können." Sie ſetzt dieſem noch ein Beiſpiel hinzu: in ihrem eilften Jahre ſey ihr beim Leſen eines Märtyrerbuchs, das ihr zufällig in die Hände gekommen, ein dermaßen brennendes Verlangen nach dem Märtyrerthum angekommen, daß ſie das allerangenehmſte Leben um einen ſolchen glorreichen Tod mit Freuden hätte vertauſchen mögen. Und es ſey ihr hernach, ihr ganzes Leben durch nichts Unerträglicher's und des chriſtlichen Namens Unwürdiger's vorgekommen, als die Geſinnung des Erasmus, da er in ſeinen Schriften an den Dr. Eck zu erkennen gegeben: die Ehre für die Wahrheit Märtyrer zu werden überſteige die Sphäre ſeines Ehrgeizes,

und es werde ihm nie zu Sinne kommen, weder ſelbſt nach ihr zu trachten, noch ſie andern zu mißgönnen.

„Immer, mein ganzes Leben durch, (ſetzt ſie hinzu), hatte ich ein herzliches Verlangen, ſo weit meine Begriffe reichten, aufrichtig und ungeheuchelt fromm zu leben. Aber was ich nicht unbemerkt laſſen kann, iſt, daß es damals Niemandem eingefallen, meine Frömmigkeit, ſo ungewöhnlich ſie bei den meiſten jungen Perſonen meines Standes iſt, als das Vornehmſte, was an mir zu loben wäre, anzuſehen" u. ſ. w.

Unſre Maria genoß des Vortheils, auf dem Lande und unter der Aufſicht eines (wie ſie ſagt) vortrefflichen Pädagogen erzogen zu werden. Mit drei Jahren konnte ſie ſchon fertig Deutſch leſen, ohne daß ſie ſich erinnerte, daß es ihr im mindeſten ſauer geworden. Faſt eben ſo früh zeigte ſich an ihr ein ganz ſonderbares Geſchick zu allerlei künſtlichen Handarbeiten, ſo daß ſie als ein Mädchen von kaum ſechs Jahren, ohne einigen Unterricht noch Beiſpiel, allerlei Figuren ſo zierlich aus den Papierchen, die ihr in die Hände fielen, auszuſchneiden wußte, daß keine von ihren erwachſenen Freundinnen es ihr nachzuthun vermochte; und vier Jahre drauf begriff ſie die Kunſt Tapiſſerie-Arbeit zu ſticken (artem Phrygiam) in drei Stunden, nachdem ſie ſich vorher nur etwa ſieben Wochen geübt hatte, Blumen mit Reißblei zu zeichnen.

Die gute Dame, indem ſie ſich in ihrem 66ſten Jahre dieſer ihrer erſten Jugendzeit fernher erinnert, bemerkt dabei: „wenn ſie ſo geſeſſen und Blumen und Inſekten mit Waſſerfarben gemalt habe (das dann doch noch immer die unſchuldigſte Art von Malerei ſey), hätte ſie zwar nicht

ſelten, während daß ihre Hand mit dieſer irdiſchen Uebung beſchäftigt geweſen, ſich in ihrem Geiſte mit himmliſchen Gedanken unterhalten; aber ſie müßte doch geſtehen, daß ſie manchmal ſo erpicht auf ihre Arbeit geweſen, und ihren ganzen Kopf und ihr Herz ſelbſt ſo voll davon gehabt, daß ſie Gott darüber wo nicht völlig aus dem Geſichte verloren, doch wenigſtens nicht ſo leicht und anhaltend weder in ſich ſelbſt noch in dem Spiegel ſeiner Geſchöpfe habe anſchauen können, als ſonſt.“ Sie ſpricht von allen ihren Kunſtfertigkeiten nur wie man von den Spielen ſeiner Kindheit ſpricht; ſetzt aber ſcherzend hinzu: weil ſie jetzt doch einmal daran ſey, ſich mit Spielwerken in den Augen der Welt geltend zu machen, und, um nichts von ihren ehemaligen Glückſeligkeiten zu verſchweigen, wolle ſie noch einiger Beiſpiele ihrer ſo hoch und weltgeprieſenen Kunſt Erwähnung thun. Und darauf ſpricht ſie von drei Bildniſſen, die ſie, ohne Jemands Hülfe noch Anweiſung, mit einem bloßen Taſchenmeſſer aus Burbaumholz geſchnitten, wovon eines ihre Mutter, eines ſie ſelbſt, und das dritte ihren Bruder (von dem ſie in dem ganzen Buch häufig mit wärmſter Liebe und Hochachtung ſpricht) vorgeſtellt, und welches letztere von dem berühmten Maler Hontborſt, dem es ihr Bruder gewieſen, in ganzem Ernſt über 1000 fl. geſchätzt worden. Sodann (fährt ſie fort) muß ich eines Bildniſſes von mir ſelbſt erwähnen, ſo ich, vermittelſt eines Spiegels, aus Wachs verfertigt, und worauf ich nicht 30 Jahre wie Albertus Magnus auf ſeine redende Bildſäule, aber doch 30 Tage verwendet, weil ich in dieſer Kunſt vieles ſelbſt erfinden mußte, da ich's von niemand lernen konnte. — Weil ich mir nicht getraue der Beſchreibung, die ſie von dieſem ihrem Meiſterſtück macht, in der Geſchwindigkeit durch eine Ueberſetzung genug zu thun, ſo möge mir erlaubt ſeyn,

ihre eignen Worte herzuſetzen: *) Oculi meos non solum in minori forma imitabantur, sed ad vividum pupillae nitorem ac rotunditatem, cum celeriter capsa vertebatur, ipsi soli se vertere videbantur. Crines cerei non nisi suis extremitatibus subtilissimis capiti inhaerebant; ita ut illud corollis libere, ut videbatur, volaturis exornarent. Et quod omnium erat difficillimum, palpebras pilorum tenuissimorum quasi erecto vallo cum pertinaci labore muniveram; atque (ut hoc unum tantum de vano ejus ornatu addam) gemmulae, quae collum cingebant, ita artificiose (novo sc. meo invento) naturam mentiebantur, ut mihi contrarium verum asserenti, vix adhiberetur fides; nec alia ratione

*) Der Inhalt iſt dieſer: „die Augen dieſes Wachsbildes hätten nicht nur den ihrigen im Kleinen ſehr geglichen, ſondern wegen des lebhaften Glanzes und der Rundung des Augapfels hätt' es, wenn man die Capſel ſchnell gedreht, geſchienen, als ob ſich auch die Augen von ſelbſt drehten. Die wächſernen Haare wären ſo fein gearbeitet geweſen, daß ſie nur mit ihren ſubtilſten Spitzen im Kopfe geſteckt, und alſo wie natürliches Haar ausgeſehen; und dem Anſehen nach freiwallende Locken gebildet hätten. Eben ſo unendlich fein hätte ſie auch die Augenwimpern mit hartnäckigem Fleiß herausgebracht, und die Perlen um den Hals hätten, durch einen von ihr erfundenen beſondern Kunſtvortheil, ſo vollkommen wie natürliche ausgeſehen, daß ihr niemand glauben wollen, ſie ſeyen von Wachs, bis ſie auf Verlangen einer Gräfin von Naſſau eine davon mit einer kleinen Nadel durchſtochen." Einigen wird vielleicht der Bildhauer aus dem Horaz einfallen, qui et ungues exprimet, et molles imitabitur aere capillos, infelix operis summa. Ob unſre Künſtlerin in dieſem Stücke glücklicher geweſen, davon ſagt ſie nichts; ich zweifle aber um ſo weniger daran, als dieſe höchſte Feinheit und fleiſſige Behandlung des Details, die in großen Bildern dem Ganzen nachtheilig iſt, in Miniaturwerken, wie dieſes war, gerade das iſt, was dem Ganzen Leben und Wahrheit gibt. W.

artem a natura discernendam exhibui (cum id a me peteret ingeniosa Nassaviae Comitissa) quam unam earum acicula transfigendo.

Es ist (in meinen Augen wenigstens) liebenswürdige Menschlichkeit, daß unsre Maria, da sie gelegenheitlich von diesem ihrem Lieblingswerk aus den Zeiten, wo sie noch Martha war, mit vielem Kaltsinn zu sprechen angefangen, daß sie (sage ich) unvermerkt warm darüber wird, und sich nicht ohne Schmerz der unglücklichen Zerstörung derselben erinnern kann. — „Aber (fährt sie fort) was hatte ich dessen für Frucht? als diese, daß ich mit Verlust meiner kostbaren Zeit mir unwissenderweise selbst die Reue gekauft, die hernach auf die Zerstörung desselben folgte, da eine meiner Tanten (nicht lange nachdem es fertig war), indem sie es recht genau besichtigen wollte, es aus ihrer unbehutsamen Hand fallen ließ und dadurch zernichtete.“ Sie gesteht, als sie folgende Verse unter das Bild gesetzt:

Non mihi propositum est humanam illudere sortem,
aut vultus solido sculpere in aere meos;
En nostram effigiem quam cera expressimus; atque
materiae fragili mox peritura damus.

habe sie sich dieses Bild ihres Lebens (so wie wir alle mit dem Leben selbst zu thun pflegten) zwar als zerbrechlich vorgestellt, aber doch nicht gedacht, daß es so bald würde wirklich zerbrochen werden; und sie wäre daher durch seine Zerbrechung, tanquam graviusculo atque improviso alicuo casu, in einigen Mißmuth gesetzt worden; da es ihr hingegen bei später Erinnerung desselben lächerlich vorkommen, daß sie (sind ihre Worte) an etwas, das doch nur ein Schatten von ihr gewesen, die selbst nur σκιᾶς ὄναρ (wie Euripides von dem Menschen sagte), nur der Traum eines Schattens, oder

ein Schatten in einem Traume ſey, ihr Herz habe hängen und ſich über deſſen Verluſt habe betrüben können. — Wie groß oder klein aber auch ihre erſte Empfindung davon mag geweſen ſeyn, ſo viel iſt gewiß, daß die Tante nichts von ihrer Liebe verlor. Denn ſie iſt ohne allen Zweifel eine von den zweien Mutterſchweſtern, von denen ſie im 6ten Kapitel mit ſo vieler Liebe ſpricht und Gott dafür preiſet: „daß er ihr Gelegenheit gegeben, dieſen guten Damen (deren die eine 89, und die andre 91 Jahre alt worden, beide aber über 20 Jahre vor ihrem Tode den Gebrauch der Augen verloren) in ihrem hülfebenöthigten Alter nützlich zu ſeyn, und daß er ſie mit dieſen ihren Mutterſchweſtern und dem einzigen Bruder, der ihr von ihren Geſchwiſtern übrig geblieben, durch ein ſo enges und ſüßes Band der Liebe zuſammengebunden, daß die zwanzig Jahre, die ſie mit einander eine Familie ausgemacht, ihr in der That nur wenig Tage gedäucht hätten.

Sie bricht das Wenige, was ſie bisher von ihrer Geſchicklichkeit zu den bildenden Künſten geſagt, auf einmal mit einer Idee ab, die ich, ſo ſchwärmeriſch ſie vielleicht manchem vorkommen mag, mich nicht entbrechen kann, hieher zu ſetzen, weil ſie einen der ſtärkſten Züge des Charakters dieſer engliſchen Seele enthält. Ich übergehe, ſagt ſie, andre Dinge dieſer Art, weil ich die Neigung zu dergleichen und das Andenken davon zu verlieren angefangen, ſo wie ſich das göttliche Bild des Lebens Jeſu meiner Seele darſtellte; und da ich von dieſem Augenblick an kein andres der Nachahmung würdig ſchätzte, und es gleichwohl nicht immer hell und lebendig genug in meinem Gemüth erhalten konnte, ſo ging ich damit um, eine ſo viel mir möglich wäre vollkommene Abbildung desſelben, zu meinem und anderer Nutzen ſchriftlich zu verfaſſen. — Aber, die Wahrheit zu geſtehen, ich habe mir

bei dieſem Werke nie ſelber genug thun können, theils weil meine Augen oft durch den Glanz dieſes göttlichen Gegenſtandes geblendet wurden, theils weil es mir immer vorkam, ich male die Sonne nur mit einer Kohle ab. Ich fand alſo, das Leben der Chriſten ſey das beſte Bild des Lebens Chriſti, aber wie ſelten in dieſen unſern Zeiten zu finden! Da ich nun in der Folge deſſen lebhafteſte Züge an unſern Hirten (Labadie und ſeinen Gehülfen nämlich) wahrnahm, glaubte ich, mit dieſen lebendigen Bildern alle Werke todter Kunſt vertauſchen zu müſſen. Sie ſchließt dieſe Betrachtung endlich mit folgenden Gedanken: wahrlich, wir würden alle Kunſtgemälde wenig ſchätzen, wenn wir in allen Geſchöpfen, denen ihr Urheber etwas von ſeinem Bilde eingedrückt hat, nach dem bekannten Vers

und jedes Gräschen ſtrahlt den gegenwärt'gen Gott *)

ihn ſelbſt mit Geiſtesaugen ſähen, und mit wahrem Gottesſinn als gegenwärtig ſchmeckten und fühlten. Alles was ſie, dieſen Gedanken auszuführen hinzuſetzt, iſt ſehr ſchön — ſo wie an dem Gedanken ſelbſt etwas ſehr Wahres iſt. Und gewiß kein Maler noch andrer Bildner wird jemals ein herrliches und immer lebendes Werk hervorbringen, der das Göttliche in der Natur zu fühlen keinen Sinn hat. Dieſes hohe Gefühl allein hat in den Phidias und Prariteles der Griechen Ideen göttlicher Schönheit gezeugt, und ihre Hand geſtärkt, wenigſtens die Schatten davon in Marmor und Elfenbein nachzubilden: dieſes Gefühl allein hat, in neuern Zeiten, einen Buonarotti, einen Raphael, Correggio, und (um noch einen in ſeiner Art gewiß nicht geringern Liebling und Schooß-

*) Praesentemque Deum quaelibet herba docet.

jünger der Natur zu nennen) einen Claudius von Lothringen hervorgebracht. Ein hoher Grad dieſes tiefen Sinns für das Göttliche in der Natur wirkte bei dem letztern dieſes mühſame Arbeiten, dieſe Unzufriedenheit mit ſeinem Pinſel, welche machte, daß er acht Tage immer verbeſſerte und wieder auslöſchte, und die nur ein Menſch, wie de Piles, fähig ſeyn konnte für pesanteur d'esprit zu halten. Aber der höchſte Grad dieſes Gefühls bringt keine Künſtler noch Kunſtwerke mehr hervor, ſondern verſchlingt die Seele, und gibt ihr Verachtung und Ekel gegen allen künſtlichen Verſuch es in Worten oder irgend einem andern kalten und lebloſen Stoffe nachzubilden. Dieß war der Fall, worin ſich die Schurmann in den letzten Jahren ihres Lebens befand; und es kann in dieſem Erdenleben nur mit wenigen außerordentlichen Menſchen ſo weit kommen. Es iſt Anticipation eines zukünftigen Standes, die vielleicht wenig guten Menſchen aus Augenblicken eigner Erfahrung unbekannt iſt, die aber, ſo lange die Menſchen nicht wie die Engel Gottes ſind, noch ſeyn können, in dem Leben eines jeden andern als eines Einſiedlers oder Abgeſonderten immer einen wunderbaren hiatus macht. Wär' es aber möglich, daß alle Menſchen dieſen hohen Grad von Gottesgefühl haben und immer in ſich erhalten könnten, ſo möchten alsdann Künſte und Wiſſenſchaften, und die lieben Belles-Lettres, und aller der ernſthafte und kurzweilige Tand, womit wir uns itzt aus Mangel oder Unfähigkeit beſſern Genuſſes oder Geſchäftes abgeben, immer dahin fahren; der Verluſt würde nicht groß ſeyn.

7.

Algernon Sidney.

1778.

Dieſer Brittiſche Caſſius, wie ihn der Dichter Thomſon nennt, ſtammte von einem ſehr alten und an großen Männern fruchtbaren Geſchlecht ab. Er war der zweite Sohn Roberts, Grafen von Leiceſter, aus der Ehe mit Dorothea, der älteſten Tochter Henry Pyrrey's, Grafen von Northumberland, die ſein Vater im Jahr 1618 heirathete. Sein eigentliches Geburtsjahr weiß man nicht gewiß; doch mag es wohl das 1622ſte geweſen ſeyn. Sein Vater trug große Sorge, ihm eine gute Erziehung zu geben, und nahm ihn deßwegen mit, da er im Jahre 1632 als Geſandter nach Dänemark ging. Eben dieſes that er auch im Jahre 1636, während ſeiner Geſandtſchaft am Franzöſiſchen Hofe; wo er ſich (wie aus einem Briefe ſeiner Mutter erhellt) bereits durch die Lebhaftigkeit ſeines Witzes und die Anmuth ſeines Umgangs auf eine ſehr vortheilhafte Art bemerklich machte. Wir finden ſonſt keine weitere Nachricht von ſeiner Erziehung; aber ſein Werk von der Republik, und die Grundſätze, denen er in ſeinem Leben gefolgt, laſſen nicht zweifeln, daß er ſchon in ſeiner Jugend aus den Schriften der alten Griechen und Römer dieſe republicaniſche Sinnesart und dieſen herzlichen Haß gegen Tyrannei und Tyrannen eingeſogen, der ihn ſein ganzes Leben durch beſeelt, und wovon er endlich das Opfer geworden.

Nach dem Ausbruch der Rebellion in Irland, ganz am Ende des Jahrs 1641, erhielt er das Commando über eine

Compagnie zu Pferd beim Regimente seines Vaters, welcher dazumal Lord-Lieutenant dieses Königreichs war. Er reiste mit seinem ältesten Bruder, Lord Viscount Lisle, dahin, und zeichnete sich bei allen Gelegenheiten durch sein gelindes Verfahren mit den Rebellen aus. Im Jahr 1643 erhielt er vom König Erlaubniß wieder nach England zurückzugehen; als er aber im folgenden August zu Lancashire landete, wurde er auf Befehl des Parlaments nach London in Verhaft gebracht, und zur Annahme eines Commando's daselbst vermocht.

Den 10. Mai, im Jahr 1644, machte ihn der Graf von Mancheſter, Generalmajor verſchiedener Grafſchaften, zum Capitän einer Compagnie zu Pferde bei ſeinem eigenen Regimente. Sein Bruder, Lord Viscount Lisle, welcher kurz darauf General-Lieutenant von Irland und Befehlshaber über die dortigen Völker würde, gab ihm das Commando über ein Regiment zu Pferde, um in dem Feldzuge daſelbſt zu dienen, und aus dem geſchriebenen Tagebuche des Grafen, ſeines Vaters, ſieht man, daß er gleichfalls General-Lieutenant der Cavallerie von Irland und Gouverneur von Dublin war, und daß er vor ſeiner Reiſe in dieß Königreich das Gouvernement von Chicheſter hatte, und der Schlacht bei York und verſchiedenen andern Actionen beigewohnt.

Den 2. Mai empfing der Oberſte Sidney den Dank vom Parlament für ſeine guten Dienſte in Irland, und wurde nachher zum Gouverneur von Dover beſtellt. Im Januar 1648 wurde er zu einem von König Karls Richtern ernannt, ging aber nicht in ihre Verſammlung. Warum er dieß nicht that, wiſſen wir nicht. Indeſſen iſt offenbar, daß er ſowohl aus Neigung, als Grundſätzen, ein eifriger Republicaner, und deßwegen ein eben ſo abgeſagter Feind von Olivier Cromwell war, ſobald dieſer die höchſte Gewalt im Staat an ſich zog,

als er vorher, und ſo lange er Hoffnung hatte, der Verfaſſung Englands die Geſtalt eines auf dauerhaften Grund gebauten Freiſtaats gewinnen zu ſehen, ein erklärter Gegner der unbeſchränkten Monarchie geweſen war.

Als aber nach der Abdankung des Protectors Richard Cromwell das Parlament im Mai 1659 wieder aufgerichtet, und eine Erklärung ergangen war, die Sicherheit und das Eigenthum des Volkes, beides als Menſchen und als Chriſten, ohne einzelnen Regenten, königliche Würde, oder Verſammlung der Lords, in Sicherheit zu ſtellen, ſo ſtimmte er mit hierzu, und wurde ſelbſt zu einem von den Räthen des Staats, und den 5. Juni darauf ernannt, mit Sir Robert Honeywood und Bulſtrode Whitelocke Esq. als Bevollmächtigter in den Sund zu gehen, um zwiſchen dem König von Schweden und Dänemark Frieden zu negociiren; wiewohl Whitelocke Mittel fand, ſich von dieſem Auftrag wieder los zu machen, und einen andern an ſeiner Statt ernennen zu laſſen.

Als bald nachher alle Umſtände ſich zur Wiedereinſetzung König Karls II. anließen, ſchrieb der Oberſte Sidney in der Nachſchrift eines Briefes an ſeinen Vater: „ich ſage itzt „nichts von meinen eignen Entſchließungen in Rückſicht auf „die Ereigniſſe, die theils ſchon vorüber ſind, theils täglich „noch erwartet werden. Das Wahre davon iſt: ich weiß ſie „ſelbſt noch nicht. Die Sache iſt zu ſchwer, als daß ich in „ſo großer Entfernung darüber urtheilen könnte: zumal da „ich nicht weiß, was in meiner Macht oder Wahl ſtehen „wird. Wenn ich keine neuen Befehle empfange, werd' ich „ſo eilfertig als möglich zurückkommen, und dann den Weg „gehen, welchen Ew. Gnaden mir zu gehen befehlen, oder „ihre beſten Freunde mir rathen, und das ſo lang ich kann, „ohne die Grundſätze der Ehre oder des Gewiſſens zu beleidigen;

„wiewohl ich überzeugt bin, daß mir weder von Ew. Gna-
„den, noch den übrigen, deren Meinungen ich achte, so et-
„was kann zugemuthet werden. So lange ich hier bin, dien'
„ich England, und werde mit allem nur möglichen Bedacht
„und Eifer das Interesse desselben zu erhöhen suchen, und
„den Vorschriften derer nachleben, die es regieren. Die Be-
„stimmung andrer Punkte verspar' ich bis zu mündlichen Unter-
„redungen."

Die Restauration des Königs (wie diese Epoche in der Englischen Geschichte genennet wird) erfolgte bekanntlich den 8. Mai 1660, und aus einem Briefe, den Sidney an seinen Vater den 16. Julius aus Stockholm erließ, zeigt sich, daß er und seine Collegen von dem Staatsrath zwar die Erlaubniß nach England zurückzukehren erhielten, daß er aber für seinen Theil, ungeachtet der persönlichen Freundschaft des Generals Monk, sich in großer Verlegenheit befand, da er, so wie die Sachen stunden, weder mit Anstand seinen bisherigen Charakter zu Stockholm behaupten konnte, noch Ursache hatte, sich in England für sicher zu halten, ungeachtet der General Monk (der, als das vornehmste Werkzeug der Restauration, damals alles beim Könige vermochte) immer viel persönliche Achtung für ihn gezeigt hatte. Er äußert die nämliche Verlegenheit in einem andern Briefe vom 22. Julius, und bittet seinen Vater um Anweisung, wie er sich in seiner sehr mißlichen Lage zu verhalten habe. Die Antwort des Grafen von Leicester ist vom 30. August datirt, und enthält unter andern Folgendes: „ich halt' es für undienlich, und fast gar für
„unsicher, daß du itzt nach England zurückgehest. Denn
„Powel wird dir gesagt haben, daß er bei seinem Aufenthalte
„hier gehört: du solltest von der allgemeinen Begnadigung
„ausgeschlossen seyn, und ob ich gleich nicht weiß, was du

„gethan, oder hie und da gesprochen haben magst, so hab' ich „doch verschiedentlich gehört, daß man von dir so eine schlimme „Meinung als von irgend einem, sogar von denen hat, welche „den letzten König zum Tode verurtheilt haben. Als ich „noch glaubte, es fände keine andere Einwendung gegen dich „statt, als daß du von der Gegenpartei gewesen: sprach ich „mit dem General Monk zu deinem Besten, und erhielt die „Antwort: du wärest übel beim König angeschwärzt worden; „er wolle aber sein Möglichstes für dich thun. Ich wollte „darauf noch mit jemand sprechen — du magst rathen, wen „ich meine; — allein seitdem habe ich solche Dinge von dir „gehört, daß auch blos in der Ungewißheit ihres Grundes „wohl niemand seinen Mund für dich aufthun möchte. Ich „will dir einige Punkte erzählen, und du wirst wohl thun, „wenn du dich deßwegen rechtfertigst. Es heißt: die Univer„sität zu Kopenhagen hätte dir ihr Album geschickt, damit du „etwas hineinschreiben möchtest, und du hättest dann diese „Worte

— Manus haec inimica tyrannis
Ense petit placidam sub libertate quietem;

„hineingeschrieben, und deinen Namen darunter gesetzt. Wenn „dieß wahr ist, so kann's nicht anders als öffentlich bekannt „seyn. Auch heißt es: ein Minister, der eine gewisse Lady „Laurence zu Chelsea geheirathet, itzt aber zu Kopenhagen „wohnt, wäre dort mit dir in Gesellschaft gewesen, und hätte „zu dir gesagt: ich glaube, Sie waren keiner von den Mör„dern des letzten Königs oder schuldig an seinem Tode? — „Was? — hättest du gesagt: — Schuldig? — Nennen Sie „das Schuld? — Es war die gerechteste und bravste That, „die je in England oder irgendwo geschehen ist, und darauf

„hätteſt du noch verſchiedene Reden von eben der Art ausge„ſtoßen. Ferner heißt es: als du erfahren, daß man damit „umgehe, dich in Verhaft zu nehmen, hätteſt du dem König „von Dänemark ſelbſt davon Nachricht gegeben, und geſagt: „ich höre, daß man Willens ſey, ſich meiner zu bemächtigen; „aber wer will das? Est-ce notre bandit? und dadurch ſollſt „du den König gemeint haben. Ueberdieß will man dich in „heftigen und verächtlichen Ausdrücken von des Königs Perſon „und Familie habe ſprechen hören; welches dir ſchwerlich ver„geben oder vergeſſen werden wird, dafern du dich nicht recht„fertigen kannſt. Denn ſolche perſönliche Beleidigungen machen „tiefere Eindrücke, als öffentliche Handlungen im Krieg oder „Frieden u. ſ. w.“ — Das Reſultat von dem allen war, daß ihm ſein Vater rieth, bis auf weitern Beſcheid, ſich in Hamburg aufzuhalten.

Nachdem er ſich einige Zeit unter den Muſen Italiens und ihren Kunſtwerken und Alterthümern aufgehalten hatte, hielt er's für dienlich, ſich ſeinem Vaterlande wieder zu nähern. Auf ſeiner Reiſe beſuchte er den ehemaligen Parlamentsgeneral Ludlow, einen der rechtſchaffenſten Männer ſeiner Partei (ſelbſt nach dem Geſtändniß der gegenſeitigen) und ſeine übrigen Freunde auf ihren Ruheſitzen in der Schweiz, bei denen er ſich etliche Wochen aufhielt, und ſich ein rechtes Geſchäfte daraus machte, ſie öffentlich als ſeine Freunde zu erkennen und ihnen ſo viel gute Dienſte zu leiſten, als er konnte.

Von ſeinem Aufenthalt in den nächſtfolgenden Jahren iſt nichts bekannt, außer daß er ſich im Jahre 1665 in Augsburg befunden, wohin (wenn den Memoirs des General

Ludlow hierin zu glauben iſt) König Karl II zehn Männer abgeſchickt haben ſoll, um ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, die aber ihren Zweck verfehlt hätten, weil Algernon kurz zuvor wieder nach Holland abgegangen.

„Er blieb bis ins Jahr 1677 außerhalb ſeines Vaterlandes, nämlich ſo lange, bis er endlich durch Vermittlung des Sir Henry Saville, damaligen Engliſchen Abgeſandten am Franzöſiſchen Hofe, vom Könige begnadigt wurde, und demzufolge die Erlaubniß erhielt wieder nach England zurückzukommen.

Im Jahre 1678 bewarb er ſich um die Parlamentsſtelle der Stadt Guilford in Surrey; allein da der Hof ſich ſeiner Wahl widerſetzte, hielt er es, unerachtet er nicht unterließ ſeinen Wählern das unregelmäßige Verfahren der Regierung in dieſer Sache, mit ſeiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, vorzuſtellen, doch nicht für dienlich, ſeine Bewerbung durchſetzen zu wollen. Eben ſo unglücklich war er im nächſtfolgenden Jahre bei ſeiner Bewerbung um die Stelle des Fleckens Bramber in Suſſex, weil die Sache ſchon vorher von Sir John Pellham, und der Familie der Sidneys, welche die Hitze und den Muth ſeines Geiſtes bei ſolchen Gelegenheiten fürchtete, zum Vortheil ſeines Bruders, Heinrich Sidney, nachmaligen Grafen von Romney, ausgemacht war.

Im Jahre 1683 wurde er angeklagt: als ſey er in dem bekannten Rye House Complot *) verwickelt geweſen, und wurde deßwegen, als der Proceß des Lords Ruſſell geendiget war, vor den König und den geheimen Rath gebracht. Er erklärte ſich, er würde ſich gehörig zu vertheidigen wiſſen,

*) S. Hume's Geſch. von Großbritannien Bd. 2 S. 249 d. Ueberſ.

wenn ſie irgend einen Beweis gegen ihn hätten; aber ihren Vermuthungen durch dieſes oder jenes, das er etwa ſagen möchte, Stärke zu geben, ſey er nicht Willens. Auf dieſe Art war ſeine Unterſuchung ſehr kurz. Er lag darauf einige Zeit im Tower, wurde aber vermittelſt eines Habeas corpus den 7. November 1683 dem Kings-Bench-Gericht überliefert, und des Hochverraths öffentlich angeklagt.

Der wegen ſeines ungerechten und grauſamen Charakters in der Engliſchen Geſchichte gebrandmarkte Jefferies war damals Lord Oberrichter, und dieſem ſchon mit dem Blute ſo vieler Unſchuldigen und Edeln befleckten Unmenſchen war es ein Leichtes, eine parteiiſche Jury dahin zu bringen, die Unſchuld ſelbſt ſchuldig zu finden. Nie iſt ein Proceß tumultuariſcher und rechtswidriger geführt worden. Der einzige Zeuge, welcher wider Sidney ausſagte, war der Lord Howard; weil aber das Geſetz zwei Zeugen erforderte: ſo fiel man auf ein ſeltſames Mittel, um dieſen Mangel zu erſetzen. Als man das Studirzimmer des Gefangenen durchſuchte, fanden ſich einige Abhandlungen über die Regierung, worin er Grundſätze behauptete, welche zwar der Freiheit günſtig, aber doch ſo beſchaffen waren, daß (wie Hume ſagt) die beſten und gehorſamſten Unterthanen in allen Zeiten dieſelben bekannt haben: nämlich, den Urvertrag, die Quelle der Macht aus der Bewilligung des Volkes, die nach dem Geſetz erlaubte Freiheit dem Tyrannen zu widerſtehen, den Vorzug der republicaniſchen Verfaſſung vor der Regierung einer einzigen Perſon u. ſ. w. Von dieſen Schriften behauptete man, daß ſie ſo gut wären, als ein zweiter Zeuge. Der Gefangene antwortete: ſie hätten keinen andern Grund, warum ſie ihm dieſe Papiere zuſchrieben, als die Aehnlichkeit der Hand; ein Beweis, den man in gerichtlichen Unterſuchungen niemals

annähme. Wenn er auch zugäbe, daß er der Verfasser wäre: so hätte er sie doch nur bloß zu seinem eigenen Vergnügen aufgesetzt, und der Welt niemals bekannt gemacht, ja nicht einmal einer einzigen Person gezeigt. Wenn man sie recht wohl ansehe, so würde man aus der Farbe der Dinte finden, daß sie schon vor vielen Jahren geschrieben wären, und sie würden ganz unstatthafter Weise als Zeugniß von einer jetzigen Verschwörung wider die Regierung vorgezeigt; und da das Gesetz ausdrücklich zwei Zeugen forderte; so könnte Ein Zeuge nicht zureichen, wenn er auch die überzeugendsten Umstände aussagte. Alle diese Gründe, ob sie gleich der Gefangene mit großem Muth und Stärke am Verstande vortrug, verschlugen nichts. Parteiische, gewissenlose, und der Krone unbedingt leibeigene Richter fanden ihn schuldig, und er empfing also sein Todesurtheil. Die Vollziehung desselben aber wurde, ungewöhnlicher Weise, drei Wochen länger aufgeschoben, um dem allgemeinen Unwillen, den seine Inquisition, als ein Verfahren von der ungeheuersten Ungerechtigkeit, erregt hatte, Zeit zu lassen, sich wieder zu setzen. In dieser Zwischenzeit ließ er dem Könige durch den Grafen von Halifax, seinen Neffen durch Heirath, ein Papier überreichen, das die Hauptgründe seiner Rechtfertigung und eine Appellation an Se. Majestät enthielt, mit Bitte, daß der König die ganze Sache von neuem untersuchen lassen möchte. Da aber der Oberrichter Jefferies sich verlauten ließ, entweder er oder Sidney müsse sterben, so achtete der König nicht auf die gerechte Bitte eines Mannes, dessen Grundsätze und Charakter ihm allezeit verhaßt gewesen waren; und so wurde das Todesurtheil den 7. December 1683 auf einem zu Tower-Hill errichteten Schaffot an ihm vollzogen. Während seines Verhafts hatte er einigemal nach Predigern von der Independenten-

99809

Partei geſchickt, und ſich mit ihnen als ein Chriſt auf ſein bevorſtehendes Schickſal vorbereitet. Jetzt ging er dem Tod mit der Unerſchrockenheit entgegen, die dem Manne ziemte, der ſich den Marcus Brutus zum Vorbilde genommen hatte. Er war nur wenige Minuten auf dem Schaffot; er ſprach wenig, und ſein Gebet war ſehr kurz. Das Haupt wurde ihm auf Einen Streich abgeſchlagen, und der Leichnam des folgenden Tages bei ſeinen Voreltern zu Penshurſt (dem alten Familienſitze der Sidneys) beigeſetzt. Das Papier, das er vor ſeiner Hinrichtung den Sheriffs übergab, enthält eine kurze Vorſtellung des geſetzwidrigen Verfahrens ſeiner Richter, und der in ſeinem Manuſcripte enthaltenen Grundſätze. Es endet ſich mit dieſem merkwürdigen Schluſſe: „Gott vergebe dieſe böſen Praktiken (er hatte zuvor von denenjenigen „geſprochen, die an ihm ausgeübt worden) und wende all das „Unheil ab, das die Nation durch ſie bedroht. Der Herr „heilige dieſes mein Leiden in mir, und, wiewohl ich als ein „Opfer von Götzen falle, dulde er nicht, daß Götzendienſt in „dieſem Lande Wurzel faſſe! Segne dein Volk und rette es! „Erwecke die Kraftloſen; leite die Willigen; ſtärke die Wankenden; und gib Weisheit und Lauterkeit Allen! Ordne alle „Dinge zu deiner größten Verherrlichung, und gib, daß ich „ſo ſterbe, wie es demjenigen ziemt, der durch ſein beſonderes „Verhängniß auserwählt worden iſt, als ein Zeuge deiner „Wahrheit, und (nach dem ſelbſteignen Bekenntniß meiner „Widerſacher) für dieſe gute alte Sache zu ſterben, der ich „von meiner Jugend an angehangen, und für welche du dich „oft und auf eine wundervolle Weiſe ſelbſt erklärt haſt.“ — Das Motto, welches er, während des Parlamentskrieges mit Karl I gewöhnlich ſtatt Schild und Wappen führte, Sanctus amor patriae dat animum, war alſo kein Motto, wie ſo manche

Mottos, die man aus Oſtentation, oder, Gott weiß warum, zu führen pflegt, und die gemeiniglich gerade das Widerſpiel von dem Leben derer, die ſie führen, ſind. Dieſe heilige Liebe zum Vaterlande, war die einzige Leidenſchaft ſeines Herzens; er lebte für ſie, und noch im Tode war's ihm ſüß, für ſie zu ſterben.

Das Gefühl deſſen, was die Nation der Unſchuld und dem Andenken dieſes edlen Mannes ſchuldig ſey, war fünf Jahre nach ſeinem Tode noch ſo lebendig und wirkſam, daß die Acte vom 13. Februar 1688/9, wodurch das Parlament den ganzen Proceß ſeiner Inquiſition und Verurtheilung als für geſetzwidrig erklärt und vernichtiget, eine der erſten Handlungen des Parlaments nach der Revolution geweſen iſt.

Die Mühe, die ſich der bekannte Sir John-Dalrymple vor einigen Jahren gegeben, den ehrwürdigſten Patrioten unter Karls II heilloſer Regierung, und unter ihnen auch dem Oberſten Algernon Sidney, durch beurkundete Beweiſe, daß ſie Penſionen von Ludwig XIV angenommen, einen Flecken anzuſchmitzen — und die mancherlei Schreibereien pro und contra, die dadurch damals in London veranlaßt worden, ſind vielleicht wenigen unbekannt. Die ganze Sache iſt kaum der Erwähnung werth. Auch zugegeben, daß es mit dieſen Urkunden ſeine Richtigkeit habe, ſo hat doch der verhaßte Triumph, den Sir John Dalrymple über die Tugend der Ruſſell und Sidney dadurch erhalten zu haben vermeint, einen ſehr ſchwachen Grund. Wenn Sidney auch Penſion von Ludwig XIV gezogen hat (und es war wirklich ſehr wenig), ſo iſt doch unerwieſen, und wird wohl ewig unerwieſen bleiben, daß er ſich darum zu einem Sklaven des Franzöſiſchen Hofes gegen ſein Vaterland verkauft habe. Dieſer hatte freilich dabei andre Beweggründe und Abſichten als die Patrioten; aber

die letztern, die entweder ihren Charakter aufgeben, oder mit Karls II Art zu regieren äußerſt unzufrieden ſeyn mußten, konnten (wenigſtens ihrer Ueberzeugung nach) gar wohl auf Gelegenheit lauern, die republicaniſche Verfaſſung wieder herzuſtellen, oder wenigſtens eine eingeſchränktere Regierungsart, als die willkürliche Monarchie der Stuarte, feſtſetzen zu helfen, und den Umſtänden nach für dienlich und nöthig erachten, ſich den Weg, von Frankreich unterſtützt zu werden, offen zu erhalten — ohne darum weniger Enthuſiaſten für bürgerliche Tugend und politiſche Freiheit zu ſeyn; oder vielmehr eben darum, weil ſie es waren, konnten ſie, ohne Nachtheil ihres Charakters, ſich durch Zeit und Umſtände genöthigt finden, Mittel und Wege einzuſchlagen, die ſie unter glücklichern Umſtänden verworfen hätten.

Der Charakter, den Biſchof Burnet von Algernon macht, wiewohl er mit einem ziemlich rauhen Pinſel und in der geſudelten Manier, die dieſem Prälaten gewöhnlich war, hingekleckt iſt, und von einem Manne herrührt, der nicht fähig war einem Independenten völlige Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, iſt mir gleichwohl lieber als ein Eloge, weil das Gute, das er von ihm ſagt, beinahe wider Willen aus ſeiner Feder gefloſſen zu ſeyn ſcheint; ungefähr wie ſich in Bileams Munde Fluch in Segen verwandelte. „Er war (ſagt der „Biſchof in ſeiner Geſchichte) ein Mann von dem außeror„dentlichſten Muthe — ſtandhaft bis zur Hartnäckigkeit; auf„richtig, aber von einem rauhen ſtürmiſchen Temperament, „das keinen Widerſpruch ertragen konnte. Er ſchien ein „Chriſt zu ſeyn (wenn ein Mann wie Algernon Sidney etwas „zu ſeyn ſcheint, hochwürdiger Herr, ſo iſt er's!) aber auf „ſeine eigene Weiſe (eben darum weil ihm's Ernſt damit „war), er glaubte, es müßte wie eine göttliche Philoſophie

„in der Seele ſeyn (ein großer Sinn, undeutlich ausgedruckt), „aber er war gegen allen öffentlichen Gottesdienſt, und gegen „alles was wie eine Kirche ausſah (doch wohl cum grano „salis?). Er hielt ſteif an alten republicaniſchen Grundſätzen, „und war ſo ein Feind von allem, was wie eine Monarchie „ausſah (ſollte heißen: was wie willkürliche Gewalt ausſah), „daß er ſich Cromwellen heftig entgegenſetzte, ſobald er zum „Protector gemacht war. Er hatte die Geſchichte der bürger„lichen Regierung in allen ihren Zweigen mehr ſtudirt als „irgend ein Mann den ich kenne.“

Es befinden ſich unter den Familienpapieren der Sidneys zu Penshurſt noch verſchiedene Tractate in Lateiniſcher und Italieniſcher Sprache, und ein Verſuch über tugendhafte Liebe, Engliſch geſchrieben, von ihm; aber ſeine Diſcurſe über bürgerliche Regierung allein werden ſeinen Namen verewigen, und ſind hinlänglich, uns wegen des Verluſts von Cicero's ſechs Büchern de Republica zu tröſten — ſagt der Herausgeber der neuen Ausgabe von 1772, und ich bin (ungeachtet ich weder von Republik und Monarchie, noch von göttlichem Recht und Urcontract gänzlich ſo denken kann, wie Sidney) völlig ſeiner Meinung, „daß dieſes Werk eines der edelſten „Bücher iſt, die der menſchliche Verſtand jemals hervorge„bracht hat.“

I.

1.

Tafelrunde.

1777.

La Table Ronde, eine runde Tafel, verfertigt von dem Zauberer Merlin für den Brittiſchen König Uter Pandragon (Vorfahren und heimlichen Vater des Königs Artus), war das Symbol eines beſondern und in der Folge hochberühmten Ritterordens, der von ihr ſeinen Namen erhielt. Die alten Romane der Ritter von der Tafelrunde ſprechen ſo verſchiedentlich von dieſer Wundertafel, daß es ſchwer iſt, ſich einen rechten Begriff davon zu machen. Sie hatte, wie es ſcheint, die Eigenſchaft, daß ſie immer für ſo viele Ritter, als an ihr zu ſitzen berechtigt waren, groß genug war. Wem dieſe Ehre zukommen ſollte, deſſen Name zeigte ſich, wunderbarer Weiſe, in goldner Schrift, auf dem Stuhle, der für ihn an die Tafel geſetzt wurde: dieſer Name blieb alsdann, und verſchwand nicht eher, als mit dem Tode des Ritters, oder wenn er ſich der Würde eines Genoſſen der Tafelrunde, durch Verletzung der Ordensgeſetze, verluſtig gemacht. Solchergeſtalt hatte

dieſer Orden vor andern bis auf dieſen Tag das Vorrecht, daß er weder gekauft, noch nach Gunſt und Willkür ausgetheilt, ſondern, von Noth und Schickſals wegen, nur den Wackerſten und Beſten zu Theil werden konnte. Als einsmals ein Ritter, dem es nicht zukam, ſich eines leeren Stuhls an der Tafelrunde bemächtigen wollte, verſank plötzlich der Stuhl ſammt dem Ritter in die Erde, und beide wurden nicht wieder geſehen. Von dem Tage an verſuchte es keiner mehr, deſſen Name nicht auf dem Stuhle, worauf er ſitzen ſollte, deutlich zu leſen war. Bald nachdem Artus ſich mit Genievra vermählt hatte, wurde die Tafelrunde (die vorher zu Cardeuil in Wales geſtanden) durch Zauberei nach Kramalot, dem gewöhnlichen Sitze dieſes Königs, verſetzt. Nach deſſen Tode aber ſcheint ſie wieder verſchwunden zu ſeyn, und ſo dieſer berühmte Ritterorden mit Artus, ſeinem Wiederherſteller, aufgehört zu haben. Dieſer Orden hatte ſeine eignen beſtallten Sires-Cleres, oder Annaliſten, welchen oblag, über die Thaten und Abenteuer der Ritter Protokoll zu führen. Der Oberſte unter ihnen, oder der Kanzler und Geſchichtſchreiber des Ordens, hieß Arrodian von Köln. Die Verfaſſer der Bibliothèque universelle des romans vermuthen, daß dieſes Arrodians Chronik vom König Artus und ſeinen Rittern und der Roman gleiches Namens das nämliche Werk, und alſo Arrodian der wahre Verfaſſer dieſes letztern ſey. Ich finde aber vor der Hand keinen hinlänglichen Grund zu dieſer Vermuthung. Denn wenn auch das am Schluſſe beſagten Romans beigefügte Verzeichniß von 32 Rittern dieſes Ordens mit ihren Wappenſchildern und Deviſen von Arrodian herrührt, welches doch ſelbſt noch bezweifelt werden kann: ſo beweiſet ſich damit noch lange nicht, daß der ganze Roman vom König Artus, wie man ihn gegenwärtig hat, das wahre

unveränderte und von keinem ſpätern Romancier nach der Mode ſeiner Zeit zugeſchnittne und brodirte Original dieſes Ordens-Kanzlers ſey. Zu wünſchen wäre, daß man ſich mehr Mühe geben möchte, ſo viele Handſchriften dieſer alten Rittergeſchichten als nur immer möglich aufzutreiben, weil deren Unterſuchung und Vergleichung doch vermuthlich mehr Licht geben würde als man jetzt hat, das Hiſtoriſche vom Fabelhaften, oder doch wenigſtens das Alte und Aechte von ſpätern Zuſätzen, ſicherer zu unterſcheiden.

Artus, König in Britannien, wird von den alten Chronikern ins fünfte Jahrhundert nach Chriſti Geburt geſetzt. Der Theil von England, über den er herrſchte, heißt in den Romanen der Tafelrunde das Land oder Reich Logres. Seine Geſchichte iſt der Hauptinhalt des alten Franzöſiſchen Romans: Du Roi Artus et des Compagnons de la Table Ronde (Paris 1488. Vol. III. f.) Der fruchtbare Engliſche Dichter, Sir Richard Blackmore, hat dieſen König Artus zum Helden eines großen epiſchen Gedichts gemacht, das nicht ohne Werth iſt, wiewohl der grämliche Pope den guten Blackmore in ſeiner Dunciad garſtig figuriren läßt.

Genievra war des Königs Artus Gemahlin und Tochter des Königs Laodagant von Carmelide. Ihre Liebeshändel mit Lancelot vom See, Sohne des Königs Ban von Benoit, einem der berühmteſten Ritter der Tafelrunde, machen den intereſſanteſten Theil des beſondern Romans aus, der ſeinen Namen führt, und von welchem die Bibliothèque univerſelle des Romans aus einer koſtbaren alten Handſchrift einen weitläufigen Auszug gibt. Dieſe Liebeshändel waren eine lange Zeit jedermann bekannt, den König Artus, den ſie am

nächſten angingen, ausgenommen. Als er aber endlich die Untreue ſeiner Gemahlin und dieſes Lancelots, den er immer für ſeinen beſten Freund und treueſten Ritter gehalten hatte, erkundete, verurſachte dieß böſe Händel, die endlich in einen großen Krieg ausbrachen, worin beinah alle Ritter der Tafelrunde und König Artus ſelbſt ums Leben kamen. Die ſchöne Genievra ging in ein Kloſter, um Buße zu thun, und Lancelot, mit ſeinem Bruder Hector de Mares, wurden Einſiedler.

2.

Tarpa.

Was dieß für ein Ding iſt.

1780.

Im zehnten Kapitel des 11ten Buches vom Gil-Blas de Santillane ſagt der Poet Fabricio Nunez von einem gewiſſen Haushofmeiſter, der, ſeiner Unwiſſenheit ungeachtet, den Kunſtrichter machte: quoiqu'il ait un habil imposant, ce n'est point un connoisseur. Il ne laisse pas de se donner pour un Tarpa. — Der neueſte Ueberſetzer des Gil-Blas gibt dieß: „Ein mächtiger Schwadronör iſt er, aber nicht Kenner. Dem„ungeachtet macht er den Schnittler" — und ſetzt in einer Note unterm Text hinzu: „Im Original ſteht Tarpa. Ich „bekenne öffentlich, nicht zu wiſſen, was dieß eigentlich ſey; „weder Sobrino noch Victor haben mir hierüber das min„deſte Licht verſchafft. — Wie mein Engliſcher Vorgänger „ſich's bequem zu machen und zu ſagen: he sets up for a

‚Tarpa, fand ich nicht rathſam" (der Engländer hatte ſeine guten Urſachen!). „Hin- und her über das Tarpa ſinnend, „fiel mir das Italieniſche Tarpare (verſchneiden, abſtümpfen) ‚ein, wovon ſich jenes Wort füglich herleiten ließe u. ſ. w. „Tarpa bedeutet alsdann einen Kunſtrichter gewöhnlichen „Schrots, der alle Feinheiten und Schönheiten eines Werks „des Witzes ſo lange verſchneidet und verſtümpft, bis ſie sei„nem Stumpfſinn gänzlich angemeſſen ſind u. ſ. w." — Und nun fährt der Ueberſetzer in ſeiner Note fort, ganz dienſame Sachen über die Bedeutung der Worte, Schnittler und Krittler, zu ſagen — um derentwillen aber freilich ſeine Ableitung des Worts Tarpa von dem Italieniſchen tarpare allen ehrlichen Schulcollegen in ganz Germanien nicht weniger ein herzliches Lachen zubereitet haben würde, falls ſolchen wackern Leuten eine Deutſche Ueberſetzung eines Franzöſiſchen Romans in die Hände käme. Ich weiß nicht, ob ihm etwa jemand das Räthſel ſchon aufgelöst hat; auf allen Fall will ich's hier thun. Wer Tarpa ſey, darüber konnte ihm freilich weder Victor noch Sobrino Licht verſchaffen; aber ein gewiſſer alter Lateiniſcher Autor, Namens Horatius, hätt' es thun können. Denn ich wollte, wenn ich Corporal Trim wäre, meine Reitmütze drauf ſetzen, daß Le Sage (der in dem ganzen Werke voll dergleichen Anſpielungen iſt, und ſeinen Schulſack immer auf der Schulter trug) unter dieſem Tarpa keinen andern meinte noch meinen konnte, als den nämlichen Tarpa, deſſen Horaz in der 10ten des 1ſten Buches ſeiner Satyren in folgenden Verſen erwähnt:

Turgidus Alpinus jugulat dum Memnona, dumque
Dilingit Rheni luteum caput, haec ego ludo,
Quae nec in aede sonent certantia, judice Tarpa,
Nec redeant iterum atque iterum spectanda theatris.

Zu beſſerm Verſtändniß dieſer Verſe merkt der alte Scholiaſt an: daß damals die Dichter zu Rom (die dramatiſchen nämlich) ihre Werke im Tempel des Apollo oder der Muſen fünf dazu von Polizei wegen beſtellten Kunſtrichtern vorleſen, und den Beifall derſelben (vermuthlich galt die Mehrheit der Stimmen dabei) erhalten haben mußten, eh' ſie auf den Schauplatz gebracht werden durften. Zu Horazens Zeit war Spurius Metius Tarpa einer dieſer Kunſtrichter, und man hat nicht die mindeſte Urſache zu vermuthen, daß er ſeinem Amte nicht mit Ehren vorgeſtanden. Le Sage, der (ohne deßwegen weniger Bel-Eſprit zu ſeyn) dieß ſo gut wußte als ſein Schulmeiſter, wollte alſo durch Tarpa keinen Schnittler oder Kunſtrichter von gewöhnlichem Schrot, ſondern einen Kunſtrichter vom erſten Rang, oder was man ſonſt einen Ariſtarch zu nennen pflegt, andeuten. — Sapienti pauca!

3.

Tibull.

Wielands Charakteriſtik dieſes Elegikers ſ. in ſeiner Ueberſetzung der Horaziſchen Briefe Bd. 1. S. 89 u. 106.

4.

Tresor de l'ame.

Auszüge eines ſo betitelten merkwürdigen Buches aus dem 15ten Jahrhundert.

Es gibt Dinge, die an ſich ſelbſt unendlich tief unter aller Aufmerkſamkeit vernünftiger Menſchen ſind, aber durch

Zeit und Umstände Wirkungen gethan haben, wodurch sie derselben sehr würdig werden. Ein Buch voll platter kindischer Mährchen ist freilich keine Unterhaltung für Geist und Herz. Wenn aber einst eine Zeit war, da diese Mährchen von dem größten Theil der Christenheit andächtiglich geglaubt, und durch Association mit ehrwürdigen Gegenständen und Eindrücken zu einer Grundlage gemacht wurden, worauf gewisse Leute eine Brustwehr für Mißbräuche aufführten, die nur ihnen nützlich, dem Staat hingegen und der Menschheit überhaupt unendlich nachtheilig waren; wenn diese Ammenmährchen nicht wenig beitrugen, die sittlichen Begriffe des Volkes zu verfälschen, seinen Menschenverstand abzustumpfen, und dasselbe an eine Vorstellungsart zu gewöhnen, die dem Licht der Vernunft in Dingen von der größten Wichtigkeit den Zugang auf viele Jahrhunderte versperrte — dann ist es immer der Mühe werth, daß vernünftige Leute Notiz davon nehmen.

Unter den vielen Mährchenbüchern dieser Art, womit die Christenheit im dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert überschwemmt wurde, ist der sogenannte Tresor de l'ame, oder Seelenschatz, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts im Druck erschien, eines der merkwürdigsten. Es besteht aus einer Menge erbaulich seyn sollender Histörchen, die der Verfasser aus verschiednen, in Lateinischer Sprache geschriebenen, ältern Legenden und Mirakelbüchern zusammengetragen, und unter gewisse Rubriken gebracht hat; mit der treuherzigen Versicherung, unter allen seinen Historien sey nicht eine einzige, die nicht entweder aus der heiligen Schrift oder aus andern ehr- und glaubwürdigen Autören gezogen wäre. Wir wollen ihm, zur Probe, einige von den auffallendsten ausheben und so viel möglich seine Manier

beizubehalten ſuchen; wenn es anders bloß Manier war; denn der gute Mann erzählt die unglaublichſten und albernſten Wunderdinge mit einem ſo naiven Ton von Wahrhaftigkeit und Ueberzeugung, daß er entweder ein ſehr guter Poet, oder, wenn er alles ſelbſt glaubte, eine gar einfältige Seele geweſen ſeyn muß.

Folgende Geſchichte hat nach der Muthmaßung des Herausgebers der Melanges tirés d'une grande Bibliothèque (dem wir die Bekanntſchaft mit dieſem Buche ſchuldig ſind) zur Erfindung des ſogenannten Roſenkranzes *) Gelegenheit gegeben, von welchem ſonſt in dieſem Buche keine Spur zu finden iſt. Ein andächtiger junger Mönch hatte ſich's aus beſonderer

*) Der Roſenkranz iſt eine Art von Andachtsübung, wobei in einer gewiſſen Ordnung das Ave Maria oder der Engliſche Gruß, das Vater unſer und der Glaube, oder das Apoſtoliſche Symbolum, hergeſprochen, und ſehr oft, theils hinter einander theils wechſelsweiſe, wiederholt werden. Das älteſte Modell zu dieſer Art zu beten, konnte der Erfinder deſſelben, wer er auch ſeyn mag, in den Acclamationen des Römiſchen Senats bei Beſtätigung der ſpätern Kaiſer gefunden haben, wo gewiſſe Lob- und Gebetsformeln ſo und ſo oft wiederholt wurden; z. B. Auguſte Claudi, die Götter erhalten dich (wurde ſechzigmal wiederholt); Claudi Auguſte, immer haben wir dich oder einen wie du zum Fürſten gewünſcht (wurde vierzigmal wiederholt); Claudi Auguſte, dich bedurfte das gemeine Weſen (vierzigmal wiederholt); Claudi Auguſte, du biſt ein guter Bruder, Vater, Freund, du biſt ein guter Senator, du biſt ein ächter Fürſt (wurde achtzigmal wiederholt); Claudi Auguſte, befreie uns vom Aureolus (wurde fünfmal wiederholt); Claudi Auguſte, rette uns von den Palmyrenern (auch fünfmal); Claudi Auguſte, erlöſe uns von der Zenobia und Victoria (wurde ſiebenmal wiederholt); Claudi Auguſte, Tetricus iſt nichts geweſen (auch ſiebenmal); Trebell. Pollio in Vita Divi Claudii conf. Flav. Vopisc. in Taeito o. d. u. ſ. w. W.

Devotion gegen die heilige Jungfrau zum Gesetz gemacht, ihr Bild den ganzen Sommer durch, alle Morgen mit frischen Blumen zu bekränzen. Wie nun der Winter kam, und der junge Mönch in große Traurigkeit darüber verfiel, daß er keine Blumen mehr finden konnte, sagte ihm der Novizenmeister: es würde der heiligen Jungfrau eben so angenehm seyn, wenn er sie alle Tage anstatt mit funfzig Rosen mit funfzig Ave Maria beschenken würde. Der junge Mensch gehorchte seinem Obern, und nach einiger Zeit zeigte sich's, daß er wohl daran gethan hatte. Denn da er einstmal in einem Walde, durch welchen er in Geschäften seines Klosters gehen mußte, von Räubern angehalten wurde, ließen diese auf einmal von ihm ab, weil sie die Jungfrau Maria erblickten, die auf seinen Schultern saß, und einen Kranz von Rosen flocht, den sie ihm auf den Kopf setzte. Die Diebe wurden von diesem Mirakel so gerührt, daß sie sich auf der Stelle bekehrten; und wie der junge Mönch in sein Kloster zurückkam, zeigte sich's, daß er wirklich einen Rosenkranz auf dem Kopfe hatte.

Der Autor des Seelenschatzes führt noch mehr dergleichen Beispiele an, wie nützlich die Andacht zu der heiligen Jungfrau, besonders für schwere Sünder, ist. Es war einmal ein Clericus, sagt er, der leider ein so ruchloses Leben führte, daß weder Frau noch Jungfrau, die ihm in den Weg kam, vor seinen Anfällen sicher war. Bei allem dem hatte er noch so viel Gnade, daß er sehr andächtig gegen die Mutter Gottes war; er unterließ nie, sich vorher um den Taufnamen derjenigen, die er verführen oder nöthen wollte, zu erkundigen, und wenn sie Maria hieß, ließ er sie ungekränkt ihres Weges gehen. Unsere liebe Frau nahm ihm diesen Beweis

von ſeiner Ehrerbietung ſo wohl auf, daß ſie durch ihre Fürbitte ſeine Bekehrung zur Seligkeit bewirkte.

Eine Nonne, Namens Beatrix, war Küſterin in einem gewiſſen Stift von Kloſterfrauen, und trug immer ganz beſondere Sorge, die Marienbilder im Kloſter und in der Kirche reinlich zu halten und herauszuputzen. Einſtmals ſetzte der leidige Satan dieſer armen Nonne ſo heftig zu, daß ſie über die Kloſtermauer ſtieg, um auch einmal zu verſuchen, wie ſich's in der Welt lebte. Wirklich trieb ſie es darin ſieben Jahre auf eine Art, die nicht die erbaulichſte war, aber keine Seele im Kloſter merkte, was davon; denn unſre liebe Frau hatte die Gütigkeit und vertrat ihre Stelle dieſe ganze Zeit über; dergeſtalt, daß, wie ſie nach ſieben Jahren, voller Reue über ihr geführtes Sündenleben, ins Kloſter zurückkam, ſich's ſogleich zeigte, daß man ihre Abweſenheit gar nicht wahrgenommen hatte.

Daß die heilige Jungfrau, nach der Vorſtellungsart unſers guten Mönchs, auch darüber nicht gleichgültig iſt, ob ihrer Schönheit Gerechtigkeit erwieſen wird oder nicht, iſt aus folgender Geſchichte zu erſehen. Ein geſchickter Maler hätte übernommen, ein Bild der Maria, wie ſie den Satan mit Füßen tritt, zu malen. Der Künſtler glaubte aus guter frommer Meinung, die Mutter Gottes nicht zu ſchön, und den alten Drachen nicht abſcheulich genug machen zu können; und es glückte ihm in beiden über alle Maßen. Beelzebub fand ſich ſelbſt ſo wenig geſchmeichelt, daß er aus Ingrimm über ſeine Häßlichkeit auf den Maler losſtürzte und ihm den Hals umdrehen wollte: aber unſre liebe Frau, die mit ihrem Bilde ſehr wohl zufrieden war, nahm den Maler in ihren Schutz, und der Teufel mußte mit einer langen Naſe abziehen.

Der Kirchenbann, oder die Excommunication, iſt in den Augen dieſes Verfaſſers eine ganz entſetzliche Sache; zum Beweis führt er zwei erſchreckliche Begebenheiten an, welche zweien Excommunicirten zugeſtoßen ſeyn ſollen. Der eine von ihnen hatte eine große Menge Vogelneſter unter ſeinem Dache, die ſich da immer wohl befunden und anſehnlich vermehrt hatten; aber kaum war der Herr des Hauſes im Bann, ſo flogen alle Vögel auf einmal davon, weil ſie mit einem Menſchen, auf dem der Fluch des Ernulphus lag, nicht unter Einem Dache leben wollten. Ein anderer hatte ein Schwein, welches gewohnt war, Brod aus ſeiner Hand zu freſſen; aber ſobald der unglückliche Mann excommunicirt war, hätte ſich das Schwein eher lebendig brühen laſſen, eh' es ihm wieder aus der Hand gefreſſen hätte.

Mir däucht, der wackere Mönch, von welchem ſich dieſes Werk, allem Anſehen nach, herſchreibt, hatte bei Anführung dieſer beiden Exempel eine ernſthaftere Abſicht als — moderne Leſer lachen zu machen. Die ſchrecklichſte Folge des Bannfluchs beſtand darin, daß der Unglückliche, der damit belegt war, von allen Menſchen, ſelbſt von ſeinen eignen Kindern und nächſten Blutsfreunden, verlaſſen werden mußte. Wer ihn nur unter ſein Dach aufnahm, ihm nur einen Biſſen Brod, einen Trunk Waſſers reichte, war ſelbſt ein Kind des Verderbens, und in Gefahr, wie die Rotte Koran, Datan und Abiram, von der Erde verſchlungen zu werden. Da die politiſchen Wunder, die man durch dieſes Mittel that, unſäglich groß waren, und gleichwohl lediglich von der Meinung, die das Volk davon hatte, abhingen: ſo war der Kleriſei viel daran gelegen, dem Volk den äußerſten Abſcheu vor aller Gemeinſchaft mit einem Excommunicirten einzudrücken; und wie konnte dieß beſſer geſchehen, als wenn man ihnen Exempel

erzählte, daß die Wirkung des Bannfluchs ſich ſogar auf die unvernünftigen Thiere, die bei einem excommunicirten Menſchen leben, erſtrecke, ſo daß ſie es entweder gar nicht mehr unter ſeinem Dache aushalten können, oder wenigſtens durch den Inſtinkt ſelbſt von aller unmittelbaren Gemeinſchaft mit ihm zurückgehalten werden.

Noch ein andrer Punkt, der unſerm wohlmeinenden Autor ſehr am Herzen liegt, ſind die Zehnten der Kleriſei. „Wer ſeinen Zehnten richtig gibt, ſagt der theure Mann, dem gedeiht ſein zeitlich Gut. Cäſar berichtet uns*) daß einſt ein Ritter war, der ſich's gar faſt zu Herzen nehmen thät ſeine Zehnten fleißig abzutragen, und hätte große Andacht zu

*) Hier iſt zu einer Probe des Styls dieſe Stelle, wie ſie im Original lautet. Qui bien paye ses dixmes, les biens temporels en multiplient. Cesar nous racompte que il fut ung Chevallier qui estoit moult curieulx de bien payer ses dismes et grant devotion y avoit Si avoit entre les aultres une tres bonne vigne qui portoit largement chacun an, tant que le Prestre en avoit une charetée de vin à sa part pour la disme. Advint une année que la vigne faillit que il n'y eust partout que une charetée. Quant le Chevallier vist, que il n'y avoit fors ce qu'il avoit acoustumé de payer pour la disme, se dist: Si Dieu m'a tollu (osé) ce que il me souloit envoyer, pourtant si ne touldrai-je mie sa disme telle come je la souloie payer. Quant se vint un pou après, le Prestre alla en la vigne et la vit toute pleine de raisins. Si s'en vint au Chevallier, et comença à blasmer de ce que il n'avoit vendangé sa vigne; et le Chevallier dist que elle avoit été vendangée et que il lui avoit paiée sa disme. Lai dist le Prestre, que il ne sembloit pas que on y eust touché: et allerent en la vigne et la trouverent tant chargée, que oncques tant n'y en avoit eu pour une année. Or povés voir que Dieu est courtois, et saichez que celux qui font Barat et paient mal leur dismes, communement leurs biens faillent: et ne peulvent venir à plenté de biens et ils se dampnent qui pis vault. W.

ſolchem Werk. Nun hätt er unter anderm auch einen ſehr guten Weinbergk, der trug gar reichlich jedes Jahrs, alſo daß dem Prieſter allemal ein ganz Fuder Weins zu ſeinem Theil am Zehnten ward. Es begab ſich aber einſtmals daß der Wein mißrieth, und der ganze Weinberg nicht mehr trug als ein einzig Fuder. Da nun der Ritter geſah daß er nit mehr Wein bekommen hätt als er jeweilen an Zehnten zu geben pflag, ſprach er zu ſich ſelbſt: obſchon mir unſer Herre Gott genommen hat was er mir ſonſt zu ſchicken pflag, will ich doch ihm nichts nehmen von ſeinem Zehnten, ſondern ihn bezahlen wie ich immer gethan hab. Einige Zeit hernach ging der Prieſter in den Weinbergk und ſah daß er voller Trauben war. Begab ſich demnach zum Ritter und begann ihn zu ſchelten, daß er ſeinen Wein noch nicht geleſen hätt; und der Ritter antwortete: es ſey ſchon geleſen, und hab ihm ſeinen Zehnten bezahlt. La! verjähte der Prieſter, er ſieht nicht ſo aus als ob eine Traube weggekommen wär. Da gingen ſie zur Stund in den Weingarten, und fanden ihn ſo voll als er noch nie in einem Jahr getragen hätte. Daraus möcht ihr ſehen, daß unſer Herre Gott honnet iſt, und ſich nichts umſonſt thun läßt, und ſollet wiſſen, wenn Leute Bſchoris machen und ihren Zehnten ſchlecht bezahlen, daß ſolche Leute gemeiniglich von Vermögen fallen, und kommen auf kein grün Zweig, und was am ſchlimmſten iſt, fahren zur Hölle noch obendrein."

Der Herausgeber der beſagten Melanges ſchließt ſeinen Auszug aus dieſem Seelenſchatz mit der Anmerkung: daß man ſehr Unrecht daran thun würde, wenn man dergleichen Züge von Unwiſſenheit und Einfalt der heutigen Kleriſei oder gar der katholiſchen Kirche zur Laſt legen wollte; und wir ſind allerdings ſeiner Meinung, wenn ſeine Meinung iſt,

daß heutigs Tags wie damals und damals wie heutigs Tags verſtändige Männer ſehr wohl gewußt haben, daß ein Mährchen weder mehr oder weniger als ein Mährchen iſt.

Indeſſen ſey uns (wiewohl wir die Betrachtungen und Nutzanwendungen, wozu dieſe Dinge Gelegenheit geben, gern denen überlaſſen, denen am meiſten daran gelegen iſt) nur dieſe einzige kleine Betrachtung erlaubt. Gut und Böſe (wenigſtens das Mehr oder Weniger von beiden) ſteht immer mit Zeiten und Umſtänden im Verhältniß. Gewiſſe Vorſtellungsarten können unter einer rohen, unwiſſenden, äußerſt ſinnlichen Art von Menſchen wohlthätig ſeyn, die unter einem aufgeklärten Volke ungebührlich, ſchädlich, und gar nicht zu dulden ſind. Wer ein unverdorbenes Gefühl und reine Begriffe vom Wahren und Guten hat, dem muß freilich der ruchloſe Clericus, der aus beſonderer Andacht zu Maria nur der Weiber und Mädchen ſchont, die ihren Namen führen, ſehr anſtößig ſeyn. Aber in einer Zeit, wo die Religion (ſo abergläubiſch ſie immer ſeyn mochte) beinahe das Einzige war, was zügelloſe Menſchen reſpectirten, war es wenigſtens für alle Marien in Frankreich ſehr glücklich, daß der gewaltthätige Clerc doch noch ſo viel Reſpect vor ihrem Namen hatte.

Indeſſen wollen wir damit nicht ſagen, daß die Beförderer des Aberglaubens Urſache haben, ſich auf dieſen Nutzen desſelben viel zu gut zu thun. Es iſt damit ungefähr wie mit der Quackſalberei. Die hilft zuweilen auch, wenigſtens für den Augenblick: aber welche verſtändige Obrigkeit wollte deßwegen unwiſſende Marktſchreier und Empiriker gegen die wahren Aerzte in ihren Schutz nehmen, oder dieſen letzten gar das Handwerk niederlegen, damit jene freie Hand und offenes Feld behielten, die Dummheit des Volks, das zu Salbadern, alten Weibern und Scharfrichtern immer mehr

Zutrauen als zu wahren Aerzten hat, in Contribution zu ſetzen, und mit ihren Pillen, Pulvern, Salben und Wundertincturen auf gut Glück zu heilen oder zu vergiften, wer ihnen in die Hände fiele? In unſern Zeiten iſt es mit der Aufklärung ſchon ſo weit gekommen, daß man ihr, wofern ſie nicht ſchädlich werden ſoll, den freieſten Lauf und Fortgang laſſen muß. Der Fürſt, der den Wiſſenſchaften Gränzen ſetzen will; der Leuten Gehör gibt, denen daran gelegen iſt, daß ein Volk ewig dumm bleibe, und ſich bereden läßt, es ſey den Menſchen beſſer, ſich mit verbundnen Augen führen zu laſſen, als mit offnen ſelbſt zu ſehen: der kennt weder das wahre Intereſſe ſeines Staats, noch ſein eigenes, und muß wohl ſehr wenig daran denken, was er in den Augen der Nachwelt für eine Figur machen werde!

U.

Ueberſetzungen.

1790.

a.

An Herrn ***.

Ich habe mich über meine Meinung von der Ueberſetzungskunſt und den Pflichten eines Ueberſetzers ſchon ſo oft mit Wort und That erklärt, daß ich ihnen über beides nicht viel mehr zu ſagen habe, als daß ich bisher noch keine Urſache gefunden, meine Gedanken über dieſe Gegenſtände zu ändern. Mich dünkt, es laſſe ſich nichts Allgemeiner's darüber feſtſetzen, als daß man das ausländiſche Werk, es ſey nun antik oder modern, ſo getreu nachzubilden ſuchen müſſe, als es nur immer geſchehen kann, ohne unſerer Sprache Gewalt, oder dem Geiſt und Charakter des Autors ſelbſt bei den Leſern Schaden zu thun. Denn auch hier gilt die Maxime, der Buchſtabe tödtet, der Geiſt aber macht lebendig. Mit allen

allgemeinen Regeln kommt es doch immer in Sachen des Geſchmacks, ſo wie in andern menſchlichen Dingen, bei der Anwendung auf feines Gefühl und richtiges Urtheil, und faſt immer auf das nie genug einzuſchärfende ein wenig mehr oder minder an, welches oft den Unterſchied zwiſchen Wahrheit oder Caricatur, naiv oder platt, zierlich oder geziert, ſublim oder unſinnig u. ſ. w. ausmacht. In dieſer Rückſicht kann man, däucht mich, mit Grunde ſagen, daß Virgil anders als Homer, Ovid anders als Virgil, Lucian anders als Xenophon, Arioſt anders als Taſſo, kurz, daß beinahe jeder gute Schriftſteller auf ſeine eigene Art überſetzt werden müſſe. Nicht ſelten muß der Geſchmack beſtimmen, wie weit die Treue des Ueberſetzers gehen darf, und wo es ſogar eine Art von Pflicht gegen ſeinen Autor wird, ſich von deſſen Diction oder Conſtruction zu entfernen — das was er ſagen wollte, beſtimmter oder kürzer oder anſtändiger zu ſagen als er es ſelbſt gethan hat, oder was er in ſeiner Sprache mit drei Worten deutlich genug ſagen konnte, in zwei- oder dreimal ſo viel zu ſagen um beſſer verſtanden zu werden u. ſ. w. Aber eine der weſentlichſten Pflichten iſt unſtreitig dieſe: daß man den Styl, oder die Manier ſeines Autors von der Sprache genau unterſcheide, und jene nur in ſofern nachzubilden ſuche, als es geſchehen kann, ohne der Grammatik, dem Gebrauch und dem Genius der Sprache, in welche man überſetzt, zu nahe zu treten. Dieß, wenn ich nicht ſehr irre, mein H., iſt der eigentliche Punkt, wo unſere Meinungen ſich von einander entfernen: denn ich kann mich durch keine Gründe überzeugen, daß es z. B. erlaubt ſeyn könne, unſerer Sprache die mindeſte Gewalt anzuthun, um der Kürze, Kernhaftigkeit, Stärke und Rundung, die einen allgemein erkannten Vorzug der Diction in Pope's Verſuch über den

Menſchen ausmachen, ſo nahe als möglich zu kommen. Da Sie indeſſen hierüber anderer Meinung zu ſeyn ſcheinen, ſo dächte ich, wir ließen das Publicum, oder die Majorität derjenigen, die wir als competente Richter in Sachen der Sprache und des Geſchmacks anzuſehen haben, den Ausſpruch thun; und Sie hörten, wie jener alte Maler hinter ſeinem Vorhang unter dem Schutze des Incognito, was Kenner und Nichtkenner von der Probe ſagen werden, die ich hier aus dem kleinen Stücke Ihrer Ueberſetzung des Essay on Man, zugleich mit dem Originale ausheben und abdrücken laſſen will. —

Great Nature spoke; observant Man obey'd,
Cities were built, Societies were made;
Here rose one little state; an other near
Grew by like means and join'd thro' love and fear.
Did here the trees, with ruddier burdens bend,
And there the streams in pure rills descend?
What War could ravish, Commerce could bestow,
And he return'd a friend who came a foe.
Converse and Love mankind might strongly draw,

So ſprach Natur: achtſamer Menſch gehorchte.
Nun wurden Städt' erbaut, Geſellſchaft ward
errichtet. Hier entſtand ein kleiner Staat;
ihm nach erhob, durch gleiche Mittel ſich
ein andrer, der, aus Liebe oder Furcht,
mit jenem ſich verband. Bog ſchönre Luft
die Bäume hier, und floßen Ströme dort
in reinern Bächen? Was konnt rauben Krieg,
konnt Handel geben; wer als Feind kam, kehrt
als Freund zurück. Verkehr und Liebe konnt
verknüpfen ſtark das menſchliche Geſchlecht,

When Love was Liberty and Nature Law,
Thus states were form'd; the name of King unknown,
Till common intrest plac'd the sway in one,
'Twas Virtue only, or in Arts or Arms,
Diffusing blessings, or averting harms,
The same which in a Sire the sons obey'd,
Prince the Father of a People made.

Als Liebe Freiheit war, Natur Geſetz.
So bildeten ſich Staaten; unbekannt
war Königsname, bis gemeines Wohl
die Herrſchaft einem Einz'gen übergab.
Nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg
ausgießet Segnungen, abwendet Harm,
die Tugend, die der Sohn im Vater ehrt,
ſchuf Fürſten auch zu Vätern ihres Volks.

Da Treue und Genauigkeit im Ueberſetzen Ihnen wichtig genug ſind, um Ihnen, im Colliſionsfalle, Sprachrichtigkeit, Eleganz und Wohlklang aufzuopfern: ſo müſſen Sie mir ſchon erlauben, es mit Ihnen etwas genauer zu nehmen als mit einem Ueberſetzer, der außer der Treue auch noch den Grazien gehuldigt hat, und im Vorbeigehen zu bemerken, daß ich die Worte „Bog ſchönre Luft die Bäume hier" für keine getreue Ueberſetzung von »did here the trees with ruddier burdens bend« kann gelten laſſen; — daß das Verbindungswort and vor he return'd a friend u. ſ. w. ohne Nachtheil der Deutlichkeit eines ohnehin im Originale ſelbſt, der Gedrungenheit zulieb, nicht allzudeutlich ausgedruckten Satzes, ausgelaſſen werden konnte, und daß die Verſe, „nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg u. ſ. w." denn ſchöner ausgedrückten Sinn des Originals nicht ganz erreichen. Pope nimmt hier

das Wort Virtue in derſelben Bedeutung, die das Wort Arete bei den alten Griechen hatte, da es den Inbegriff aller der Eigenſchaften und Talente, wodurch man ſich um die menſchliche Geſellſchaft im Frieden oder im Kriege verdient macht, und in einer noch weitern Bedeutung jede vorzügliche Kunſtfertigkeit, jedes nützliche oder ſchöne Talent, bezeichnete. Ich würde dem Texte näher zu kommen glauben, wenn ich dieſe vier Verſe etwa in folgende ſechs umſetzte:

Nur höheres Verdienſt, es ſey im Frieden,
den Staat durch Künſte zu beglücken, oder
im Kriege Unheil von ihm abzuwenden,
dieſelbe Tugend, der in einem Vater
die Söhne huldigten, war's, die den Fürſten
zum Vater eines ganzen Volkes machte.

Um Ihnen alſo nicht zu ſchmeicheln, däucht mich, Sie würden mit dem Behelfe einer beobachteten größern Genauigkeit vor einem kritiſchen Areopagus nicht auslangen, wenn Sie dadurch ſo harte und ſelbſt durch keine höheren Schönheiten zu vergütende Abweichungen von dem Deutſchen Sprachgebrauche und der ſchönen Schreibart entſchuldigen wollten, wie z. B. dieſe ſind:

So ſprach Natur: achtſamer Menſch gehorchte
— — — — Was konnt rauben Krieg
konnt Handel geben —
— — — Verkehr und Liebe konnt
verknüpfen ſtark das menſchliche Geſchlecht.

Ich geſtehe Ihnen, es würde mir leid ſeyn, die Deutſche Literatur, in deren Morgenröthe ich zu leben anfing, noch vor meinem ſechzigſten Jahre ihrem Niedergange ſchon ſo

nahe zu ſehen, als ſie es ſeyn müßte, wenn ſich unſer Publicum irgend ein Götter- oder Menſchenwerk in einer ſolchen Sprache gefallen ließe, wie die obige, oder die folgende Stelle:

Who first taught souls enslav'd and realms undone
th' enormous faith of many made for one?
That proud exception to all Nature's laws
t'invert the world and counterwork its Cause!
Force first made conquest, and that conquest, Lews,
till superstition taught the Tyrant awe,
then shar'd the Tyranny, then lent it aid,
and Gods of Conqu'rors, slaves of subjects made.

Wer lehrte Sklaven erſt, zerſtörten Reichen,
den ungeheuern Glauben: viele ſind
gemacht für Einen? dieſe ſtolz' Ausnahme
von allen der Natur-Geſetzen, um
Welt umzukehren, gegen ihren Schöpfer
zu ſtreben? Erſt eroberte Gewalt,
gab dann Geſetze, bis der Aberglaube
verehren lehrte den Tyrannen, dann
auch Theil nahm an der Tyrannei, ihr half,
aus Siegern Götter ſchuf, aus Völkern Sklaven.

Es liegt in dem Eigenthümlichen der Engliſchen Sprache, daß Pope, ohne Nachtheil der Klarheit und Eleganz, ſo viel Ideen in ſo wenig Worte, und ſo viel Antithesen in ſo wenig Verſe zuſammenpreſſen und ründen konnte. Sie mein H., fühlten, wie billig, dieſe Concinnität, welche den ſinnreichen Engliſchen Verſekünſtler charakteriſirt, und ſtrebten ihr im Deutſchen nach: ein rühmlicher Vorſatz! nur war das

erſte Geſetz, das Sie ſich vor der Ausführung ſelbſt auferlegen mußten, daß es nicht auf Unkoſten der Sprache und Eleganz geſchehen dürfe. Aber was noch das Schlimmſte iſt: Pope gewinnt am Ende doch wenig oder nichts durch das, was die Leſer bei Ihrem Streben nach ſeiner Gedrungenheit verlieren. Zum Beweiſe kann die Vergleichung ihrer metriſchen Ueberſetzung der obigen Stelle mit der folgenden dienen, welche ſo wörtlich als möglich, und doch, wenn ich nicht irre, darum weder ſteif noch undeutſch iſt:

„Wer lehrte unterjochte Seelen und umgeſtürzte Reiche zuerſt den ungeheuern Glauben, Viele ſeyen für Einen gemacht? dieſe übermüthige Ausnahme von allen Geſetzen der Natur, um die Ordnung der Schöpfung umzukehren und ihrem Urheber entgegen zu arbeiten! Ueberlegene Stärke machte Eroberungen, Eroberungen Geſetze: bis der Aberglaube dazu kam, und den Tyrannen mit Ehrfurcht anſehen lehrte, dann die Tyrannei mit ihm theilte, ſie unterſtützte, und aus den Eroberern Götter, aus Unterthanen Sklaven machte.“

Freilich iſt Ihre jambiſche Ueberſetzung kürzer und ſagt im Grunde nicht weniger: aber was würde aus unſrer Sprache werden, wenn man einem Ueberſetzer die Freiheiten zugeſtände, welche Sie ſich genommen haben, um die acht epigrammatiſchen Verſe des Engländers in zehn deutſche überzutragen? Wer kann „dieſe ſtolz' Ausnahme von allen der Natur Geſetzen, um Welt umzukehren“ ertragen? Ich ſehe wohl, daß Sie der Jamben wegen nicht ſagen konnten: „die ſtolze Ausnahme von allen Geſetzen der Natur um die Welt umzukehren“ — aber worin beſtünde auch die Kunſt gute Verſe zu machen, wenn der Bequemlichkeit des Autors

erlaubt würde, Worte nach Belieben zu verstümmeln, zu versetzen, des Artikels, da wo er unentbehrlich ist, zu berauben, und was dergleichen mehr ist? Auch der strengste Richter erlaubt ja wohl einem Dichter, der sich seiner Einbildungskraft, seines Herzens und seines Ohres zu bemächtigen gewußt hat, zumal in einem langen mühsamen Werke, eine kleine Anomalie, wenn noch dazu eine Schönheit dadurch gewonnen wird: aber es bleibt darum nicht weniger eine große Regel, daß der Dichter sich selbst nichts erlauben noch herausnehmen, und desto strenger gegen sich selbst seyn soll, je mehr er sich auf die Nachsicht seines Publicums verlassen darf.

---

b.

Homer's Odyssee, übersetzt von J. H. Voß.

(Erste Ausgabe.)

1782.

Diese Uebersetzung ist eine merkwürdige Erscheinung an unserm literarischen Himmel, und ich danke ihrem Urheber für das ungemeine Vergnügen, womit ich sie gelesen habe, öffentlich. Das Verdienst, welches sich Voß dadurch um unsere Literatur gemacht hat, ist den großen Schwierigkeiten gleich, die er aufs glücklichste überwunden hat. Die Uebersetzung ist so getreu, daß man sie beinahe wörtlich nennen kann; ein wesentlicher Vorzug, den sie vor allen übrigen metrischen Uebersetzungen Homers voraus hat, und worin ihr allein die italiänische des Abts Salvini an die Seite gesetzt werden kann. Bei dieser Treue ist sie durchaus ächt und rein in der Sprache, frei von affectirten Gräcismen.

seltsamen Wortfügungen, harten Versetzungen u. dgl., ist überhaupt schön versificirt, und so fließend, daß niemand, der nicht selbst vom Metier ist, den Fleiß, womit diese Verse gearbeitet sind, und die Mühe, die sie dem Verfasser oft gekostet haben müssen, so leicht gewahr werden wird. — Der Umstand, daß Voß Zeile für Zeile übersetzt hat, wird dadurch, daß er dieser Genauigkeit auch nicht die kleinste Schönheit des Originals aufgeopfert, zu einem sehr wichtigen Vorzug, und jeder andere, dem der Genius Homers nicht so sichtlich beigestanden hätte, würde unter einer so schweren Aufgabe erlegen seyn. — Kurz, Homer hat noch in keiner mir bekannten Uebersetzung in jeder Betrachtung weniger verloren; und wer die Odyssee nicht Griechisch lesen kann, findet hier einen Abguß, der dem Urbild so ähnlich sieht, daß der Unterschied — selbst für den kalten Kunstrichter — von keiner Erheblichkeit ist.

1790.

Denjenigen, welche die antike Manier und Diction, wodurch die Voßischen Uebersetzungen der Griechen so getreue Copien ihrer Originale werden, nicht modern genug finden, muß ich sagen: daß meines Bedünkens nur zwei Wege sind, die Werke eines Homer, Hesiodus, Theokrit u. s. w. in unsere Sprache überzutragen — entweder so, daß man von dem eigenen Charakter und Styl des alten Dichters, der sich eben so sehr in seiner Diktion als in seiner Vorstellungsart ausdrückt, so viel zu erfassen und nachzubilden suche, als nur immer mit den wesentlichsten Regeln der lebenden Sprache, in welche übersetzt wird, bestehen kann; oder so, wie zu vermuthen ist daß der alte Grieche gesprochen haben würde,

wenn er (alles Uebrige gleich) unſer Zeitgenoſſe geweſen und in unſrer modernen Sprache gedichtet hätte. Das letztere that Pope in ſeiner Ueberſetzung Homers, und erreichte dadurch ſeinen Zweck, dem Hofe und dem großen Haufen der Eleganten und Dilettanten ſeiner Nation und Zeit zu gefallen, und zugleich ſeine Mühe auf eine beiſpielloſe Art bezahlt zu bekommen, ſogar über ſeine eigene Erwartung. Der gute alte Homer verlor freilich nichts dabei als die reine Hälfte deſſen, was ihn zum Homer machte: aber ſein Ueberſetzer tröſtete ſich darüber mit dem ſoliden Gewinn an Ruhm und klingender Münze, der ihm ſelbſt auf dieſem Wege zu Theil wurde. Voß hat gezeigt, daß es ihm nicht nur ſehr möglich, ſondern gewiß ohne alle Vergleichung leichter ſeyn würde, uns einen moderniſirten Homer u. ſ. w. zu geben, als eine Ueberſetzung, in welcher ſo wenig als nur immer möglich von allem dem, was z. B. die Homerität des alten griechiſcheen Barden ausmacht, verloren gehen ſoll: und da er dieſen letzten Weg gewählt hat, ſo konnte er keine andre als die ſehr verdienſtliche Abſicht haben, diejenigen, die das Original nicht eben ſo fertig leſen können als irgend einen deutſchen Dichter, für dieſe Entbehrung möglichſt zu entſchädigen, und ſie, auch durch das Medium unſrer Sprache, trotz aller ſich entgegenthürmenden Schwierigkeiten, ſo viel von des alten Dichters eigenem Styl und Charakter ſehen zu laſſen, daß ihnen bei Leſung ſeiner Ilias und Odyſſee ſo zu Muthe ſey, als ob ſie den alten Vater Homer ſelbſt, nicht ein glattgeſchornes, nach der neueſten Mode friſirtes, gekleidetes und herausgeputztes, kurz, in einen modernen Elegant traveſtirtes Homerchen vor ſich ſähen. Aber um dieſes möglich machen zu können, müſſen wir ihm, däucht mich, nothwendig die Freiheit zugeſtehen, ſich ſo viel als es die Natur unſrer

Sprache nur immer zuläßt, eine eigene Homeriſche Sprache aus ihr zu bilden; eine Sprache, die freilich in Deutſchland nirgends ſo geſprochen, aber doch von jedem Deutſchen verſtanden wird; eine Sprache, worin es lächerlich wäre, einen Doolin oder Ahdim in Stanzen zu beſingen oder Taſſo's Jeruſalem überſetzen zu wollen, die aber ganz dazu gemacht iſt, uns den alten Homer wie er iſt, mit dem möglich mindeſten Verluſt, zu genießen zu geben. Was wir ihm zu dieſem Zweck eingeſtehen, ſetzt freilich ein großes Zutrauen in ſeinen Geſchmack, ſeine Beurtheilungskraft, ſeine gründliche Bekanntſchaft mit beiden Sprachen, kurz in alle Talente, Geſchicklichkeiten und Kenntniſſe voraus, die zu einem Ueberſetzer Homers, der ſo viel leiſten ſoll, erfordert werden: aber wir ſind auch berechtigt zu dieſem Vertrauen, und ich bin verſichert, daß Voß, weit entfernt es zu mißbrauchen, ſtrenger gegen ſich ſelbſt ſeyn wird, als irgend ein billiger Ariſtarch es gegen ihn zu ſeyn wagen dürfte. Ob wir aber durch dieſes Zutrauen auf unſerer Seite ſchon alles gethan hätten, und ob es nicht eine Art von edler Pflicht ſey, dem Manne, der ein ſo großes, ſo viele Anſtrengung, ſo hartnäckigen Fleiß, ſo viele Aufopferung von Zeit und Kräften erforderndes Werk unternimmt, wenigſtens ſo viel Aufmunterung dazu zu geben, als in unſerer Macht ſteht? — iſt eine andere Frage, die ich hier nur beiläufig äußere, und deren Bejahung hoffentlich mit einer großen Mehrheit der Stimmen durchgehen wird.

&c.

Ueberſetzung des Lucrez.

Eine poetiſche Ueberſetzung des Lucreziſchen Gedichtes von der Natur in unſrer Sprache iſt vielleicht das größte aller Wageſtücke, zu deren Unternehmung die Muſen einen höchſtbegünſtigten Liebling, oder die rächenden Erinnyen irgend einen Unglücklichen, qui minxit in patrios cineres aut triste bidental movit, treiben können. Um ſich einen glücklichen Ausgang eines ſo gefahrvollen Abenteuers verſprechen zu können, wäre es wohl nicht zu viel, wenn der Unternehmer alle Talente, die in demjenigen ſich zuſammenfinden müſſen, der den Namen eines Dichters mit Ehre tragen ſoll, mit einem ſehr hellen philoſophiſchen Geiſte, und mit einer ausgebreiteten, tiefen, aus den Quellen ſelbſt geſchöpften Kenntniß der alten; beſonders der Epikureiſchen, Philoſophie vereinigte. Zu allem dieſem müßte dann noch eine vieljährige vertraute Bekanntſchaft mit Lucrezen ſelbſt hinzukommen; eine Bekanntſchaft, die nur aus einem unermüdeten Leſen und Studiren ſeines Werkes entſtehen kann. Der Ueberſetzer müßte ſich, ehe er noch die Hand ans Werk legte, das Syſtem, die Vorſtellungsart und das Eigene in der Sprache des Lucrez ſo deutlich und geläufig gemacht haben, daß in dem ganzen Gedichte nichts Dunkles für ihn wäre: er müßte ſich auch alle die ungeheuern Schwierigkeiten, mit welchen er während der Ausführung einer ſolchen Unternehmung zu kämpfen haben werde, ſehr deutlich vorgeſtellt, und ſich ſelbſt mit aller Kraft, die zu ihrer Beſiegung nöthig iſt, ausgerüſtet gefühlt haben: und, wenn nun auch alle dieſe Bedingungen erfüllt wären, ſo würde die Ausführung noch immer die Arbeit vieler Jahre ſeyn, und die Vollendung derſelben bis zum möglichſten

Grade der Vollkommenheit vielleicht sein ganzes Leben beschäftigen müssen.

Doch, ich bin vielleicht zu streng, indem ich von einem Uebersetzer des Lucrez fordere, was ich an seinem Platze von mir selbst gefordert hätte, und was mich mehr als einmal von dem Gedanken, mir dieses Verdienst um unsre Sprache und Literatur zu machen, zurückgescheucht hat. Denn es fand sich nach einigen gemachten Versuchen, daß ich, einem mäßigen Anschlag zufolge, ein halbes Jahrhundert zu dieser Arbeit hätte anwenden müssen, wenn ich mir selbst auch nur einigermaßen ein Genüge thun wollte.

So streng scheint nun freilich unser Publicum nicht zu seyn! Indessen, wie viele Nachsicht es auch gegen die menschlichen Schwachheiten eines Werkes, das seinen Beifall erlangt hat, tragen mag: so macht es doch an den Uebersetzer irgend eines berühmten Alten, der die Absicht hat gelesen zu werden, verschiedene Forderungen, die, beim Lichte besehen, nicht viel milder als die meinigen sind; und es macht sie, ohne sich darum zu bekümmern, wie schwer ihre Erfüllung sey, und ohne irgend eine Entschuldigung gelten zu lassen, die durch die Antwort — „wer hieß Euch etwas unternehmen, dem Ihr nicht gewachsen seyd?“ — zum Schweigen gebracht werden kann. Es fordert z. B. von demjenigen, der den Lucrez in Versen übersetzt: daß sich sein ganzes Werk mit Vergnügen, mit Leichtigkeit oder doch nur mit mäßiger Anstrengung des Verstandes lesen lasse, ohne daß man den Uebersetzer, geschweige die saure Mühe, die ihm die Arbeit gekostet, merke. Es fordert daher eine immer richtige und fehlerlose, von den Gesetzen des Sprachgebrauchs nie, oder doch nur selten (und auch alsdann nicht um der bloßen Bequemlichkeit des Autors willen) abweichende, reiche, fließende

und geschmeidige Sprache; eine immer kräftige, edle, zierliche Diction, ohne Schwulst und Ziererei, und von Steifheit eben so weit entfernt als von jener uneleganten Nachlässigkeit, die nichts als die Eilfertigkeit und Geschmacklosigkeit eines Schriftstellers verräth, und eben so unerträglich ist, als wenn ein Mensch ungekämmt und ungewaschen, in einem schmutzigen schlotternden Anzug sich in gute Gesellschaft mengen wollte. Endlich kann sich jeder Uebersetzer eines alten oder neuen Dichters versichert halten, daß die Leser ihm keinen Dank dafür wissen werden, wenn er sich die traurige Mühe gibt, sie mit übelorganisirten, hinkenden, unlesbaren und Ohrenzwang verursachenden Herametern zu unterhalten. Der ungelehrte oder wenigstens unzünftige Theil der lesenden Welt hat so gut Ohren als der strengste Prosodist; und wiewohl die meisten Leser dieser Classe keinen deutlichen Begriff von Herametern haben, so fühlen sie doch sehr gut, ob Wohlklang in den einzelnen Zeilen und Numerus in den Perioden ist oder nicht: der gelehrte Theil hingegen findet es; wie billig, sehr übel, daß jemand, der keine guten Verse machen kann, und nicht Ohr genug hat zu merken ob seine Verse schlecht oder gut sind, sich einer Kunst anmaße, wozu er weder von Natur noch durch Unterricht und Fleiß tauglich ist.

Außer diesem großen Publicum gibt es noch ein kleineres, an dessen Befriedigung einem Uebersetzer des Lucrez nicht weniger gelegen seyn darf; und dieß besteht aus den Gelehrten, die das Original kennen und seinen ganzen Werth zu schätzen wissen. Wenn diese zu schonender Nachsicht gegen die Fehler, die der Dichter

entweder übersehen hat, oder, weil
er Mensch, wie andre, ist, nicht stets verhütet,

vielleicht geneigter als andre ſind, weil ſie die Größe und Schwierigkeit der Unternehmung beſſer kennen: ſo iſt es auf der andern Seite auch deſto ſchwerer ihren Beifall zu erhalten, weil ſie am beſten wiſſen, was zu leiſten war, und was geleiſtet werden konnte. Dieſe fordern von dem Ueberſetzer eines Lukrez nicht nur alles was jene verlangen, die nicht ſowohl eine ſchöne Copie als ein Aequivalent für das Original erwarten: ſie fordern auch Treue und Genauigkeit in der Nachbildung der Gedanken des Autors; ſie wollen im Ganzen und im Detail überall, ſo viel nur immer möglich iſt, nicht den Ueberſetzer, ſondern das Original ſelbſt ſehen; und wiewohl ſie ſehr gut wiſſen, wie viel dem verſchiedenen Genius der Sprache ſowohl, als der Rückſicht, die der Ueberſetzer auf Geſchmack und Sitten ſeiner Nation und ſeiner Zeit zu nehmen hat, zugeſtanden werden muß: ſo wollen ſie doch den Styl des Originals, das Eigenthümliche des erſten Urhebers, ſeinen ganzen Geiſt, und wenigſtens etwas von ſeiner individuellen Manier, in der Nachbildung wiederfinden.

Unglücklicher Weiſe haben ſich, ſeit einiger Zeit, verſchiedene Verſemacher, von einer glänzenden Autorität verführt, das Ueberſetzen alter Autoren in Hexameter oder andere reimfreie Versarten, durch allerlei eigenmächtige Dispenſationen von den Geſetzen unſrer Sprache, hauptſächlich durch ungewöhnliche, auffallende und theils an ſich ſelbſt, theils durch den gar zu häufigen Gebrauch unerträglicher Verſetzungen der Worte, zu erleichtern geſucht. Ein mir unbekannter Ueberſetzer des Lucrez hat alſo, was ſich andere, was ſelbſt ein Dichter und Philolog wie Voß (freilich mit mehr Beſcheidenheit und Geſchmack) ſich erlaubte, auch ihm für erlaubt gehalten; und da er aus Erfahrung fand, wie viel leichter ihm nun die ſonſt ſo unſäglich mühſame Arbeit, den Lucrez

in Deutſche Hexameter zu überſetzen, von den Händen ging: ſo begreift ſich leicht, wie es kam, daß er eine poetiſche Licenz (die, wenn ſie in hundert Verſen höchſtens einmal vorkäme, vielleicht geduldet werden könnte) unvermerkt für ein Privilegium anſah, und dadurch das Maß ſeiner übrigen Verſificationsſünden ſo voll machte, daß ſeine Ueberſetzung ſchon dadurch allein unlesbar wird. Denn welches Deutſche Ohr kann eine ſolche Art zu conſtruiren dulden, wie z. B.

— — denn alles was iſt verweslichen Urſprungs
muß der Vergangenheit Alter || lange ſchon haben verzehret:
aber wenn alles was iſt, aus dem was war erneuert,
ſtets fortdauert: ſo muß von Natur es ſeyn unverweslich;
alſo kann kein Weſen || kehren in Nichts zurücke;

oder:

Nun, wohlan, weil gelehret ich habe, nichts könn' erſchaffen
werden aus Nichts, noch kehren ins Nichts das Geſchaffne zurücke;
ſo vernimm auch welche Körper — — —
dennoch, wie bekennen du mußt, ſind wirklich vorhanden.

Ueberhaupt hat der Ungenannte in allen Arten der Vergehungen gegen die Regeln der ſchönen Organiſation des Hexameters, z. B. in Verſen, die in der Mitte in zwei Halbverſe zerfallen (dergleichen hier in vier Zeilen zwei vorkommen), in Vernachläſſigung des ſchönen Verhältniſſes der kleinern Einſchnitte und des ſymmetriſchen Baues der Perioden, in willkürlicher Correption und Production der Sylben ohne Rückſicht auf den Accent u. ſ. w. — ſo viele zum Theil anſehnliche und hochbelobte Vorgänger, daß es ihm (unter vorausbedungener Beſſerung) zu verzeihen iſt, wenn er ſolchen

Muſtern ſicher folgen zu dürfen wähnte. Aber aus allen dieſen Licenzen gegen Sprachgebrauch, Proſodie und Verſekunſt zuſammengenommen, mußte natürlicherweiſe eine Verſification herauskommen, die man gerne mit der alltäglichſten Proſe vertauſchen würde und noch viel dabei gewonnen hätte. — Indeſſen beweiſet, meines Erachtens, dieſe meiſtens tadelhafte und nicht ſelten den auriculis des Königs Midas ſelbſt unerträgliche Verſemacherei nichts Entſcheidendes gegen die Fähigkeit unſers Ungenannten: denn es hängt bloß von ſeinem Willen und hartnäckigen Fleiß ab, beſſere Herameter zu machen; mehrere Stellen laſſen mich hieran nicht zweifeln.

Es wäre überflüſſig, zumal nach dem, was oben geſagt worden, mich über die Pflichten auszubreiten, die ein Ueberſetzer des Lucrez, mit allen andern Ueberſetzern, beſonders der Werke des Griechiſchen und Römiſchen Alterthums, gemein hat. Treue und Deutlichkeit ſind die erſten und weſentlichſten: eine Treue, die, ſo viel als es nur immer möglich iſt, den Sinn und Geiſt des Originals wie ein reiner Spiegel darſtellt, und ſich an die Worte desſelben nur inſofern bindet, als es ohne Nachtheil der Sprache, in welche man überſetzt, und des Autors, der durch eine ängſtliche und buchſtäbliche Ueberſetzung faſt immer entſtellt und verunziert wird, geſchehen kann.

In dieſer Rückſicht kann man ſich vielleicht an keinem Alten mehr verſündigen als an Lucrez. Die Kenner ſtimmen darin überein, daß ihn kein anderer Römer an Reinigkeit der Sprache übertroffen habe; Quintilian ſchreibt ihm ſogar elegantiam in sua materia, d. i. in einer der Eleganz nicht ſehr empfänglichen Materie, zu. Indeſſen geht doch Lambinus (welcher freilich zu viel Verdienſte um den Text des Lucreziſchen Werkes hat, als daß ihm einige Parteilichkeit

nicht zu verzeihen wäre) offenbar zu weit, wenn er den Lucrez für den elegantesten und zierlichsten aller auf uns gekommenen Lateinischen Dichter erklärt. Denn gewiß werden mir auch die wärmsten Verehrer desselben eingestehen, daß er in dem, was man Poesie des Styls heißt, überhaupt vom Virgil weit übertroffen wird; daß er hierin sich selbst nicht gleich ist; daß seine Uebergänge, die alle Augenblicke bei ihm vorkommenden Formeln, „dicam, tu percipe, tum porro, huc accedit, postremo, denique, praeterea, nunc age, in his rebus, quod quoniam docui," u. dgl. seinem Vortrag keine große Anmuth geben; daß er sehr oft nach dem ersten besten Ausdruck greift, kurz, daß etwas in seiner Diction und Versification ist, das man nicht Nachlässigkeit zu nennen wagt, aber das doch zeigt, er sey zu voll und begeistert von seiner Materie gewesen, um sich durch eine große Aufmerksamkeit auf die Zierlichkeit der Einkleidung seiner Gedanken und die Auspolirung seiner Verse im Erguß seiner Gedanken aufhalten zu lassen. Zudem muß doch auch billig in Anschlag gebracht werden, daß er der erste römische Dichter war, der es wagte, das trockene System eines Griechischen Materialisten in eine noch ziemlich rohe und zum Vortrag abstracter Speculationen, wissenschaftlicher Erörterungen, Beweise und Disputen wenig ausgebildete Sprache, überzutragen: und daß (selbst den Vater Ennius nicht ausgenommen) Rom damals noch keinen Dichter besaß, der ihm den Weg gebahnt und ein Muster, was die Römische Sprache in diesem Fache fähig sey, gegeben hätte. Daher läßt sich denn auch ganz wohl begreifen, daß — ungeachtet Lucrezen überhaupt das Verdienst einer bewundernswürdigen Deutlichkeit im Vortrag dunkler Sachen für Leser, die der alten Sprachen und Philosophie kundig sind und eine etwas feine Nase haben, nicht

abgesprochen werden kann — Quintilian ihm doch nicht zu viel thue, wenn er ihn difficilem nennt; und ich wenigstens unterschreibe, aus Erfahrung, was Freret, einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten Literatoren unsers Jahrhunderts, irgendwo von ihm sagt: „Lucrèce lui-même a besoin, en plusieurs endroits, que le lecteur veuille bien se prêter à l'inexactitude et au défaut de précision, que la contrainte du vers répand quelque-fois sur ses expressions.“

Aus allem diesem erhellet, däucht mich, daß ein Uebersetzer — der sich vor dem Vorwurf scheuet, welchen Batry den meisten Uebersetzungen macht, „daß sie dem großen Haufen der Leser keine sonderliche Hochachtung für Graciens und Latiums Schriftsteller einzuflößen geschickt seyen“ — sich zwar nicht zur Ungebühr herausnehmen soll, den Lucrez verschönern zu wollen: aber daß er es hingegen den Manen des Dichters nicht weniger als seinen modernen Lesern schuldig sey, ihm alle vorerwähnten Flecken, so viel möglich, abzuwischen, und die Treue, die er dem Original zu leisten hat, nicht so weit zu treiben, daß er, wo Lucrez nur durch den Zwang des Verses dunkel ist, ohne alle Noth auch dunkel sey; ihm auch in seinen brüsken und einförmigen Uebergängen und in den prosaischen Formeln, womit er sich an seinen Lehrling so oft zu wenden pflegt, Fuß vor Fuß folge; und fast immer schwerfällige, oder hinkende, oder sonst mißtönende Verse mache; weil Lucrez zuweilen etwas harte Verse macht, oder sich häufige Licenzen gegen die Sprache und Nettigkeit des Ausdrucks erlaube, weil Lucrez doch auch materiai, lunai, statt materiae und lunae, oder consumse statt consumsisse sagt.

Im Gegentheil, es ist vielleicht das einzige Mittel, wodurch ein Uebersetzer seine unfreiwilligen Vergehungen gegen

einen Autor, der ſo manche unerreichbare Schönheiten hat, vergüten, und den Leſer, der doch immer auch bei der beſten Ueberſetzung viel verliert, einigermaßen entſchädigen kann, wenn er vielen Fleiß auf die Klarheit und Eleganz der Diction und auf die Harmonie der Verſe wendet.

Man ſieht, daß ich hiermit die vermeinten Verſchönerungen nicht gut heiße, womit ein Ueberſetzer zuweilen ſein Original, aus purer Freigebigkeit, beſchenkt, und dadurch von uns andern Leſern oft wenig Dank verdient. Dieß iſt auch unſerm Ungenannten nicht ſelten begegnet. Er beſorgte, ganz unnöthig, der trockne Vortrag Lucrezens möchte uns lange Weile machen, und glaubte ihn hier und da durch kleine poetiſche Kunſtgriffe aufſtutzen, beleben und egayiren zu müſſen. Aber, nach meinem Gefühl, hat Lucrez nichts dabei gewonnen. Von dieſer Art ſind z. B. die öfters vorkommenden Apoſtrophirungen, in Stellen wo Lucrez ganz kalt und ruhig forträſonnirt: als z. B.

v. 64. 65.

— zu zerbrechen die Riegel deiner Veſte, Natur,
ut arcta Naturae primus portarum claustra cupiret.

v. 132. 33.

ſondern dein Weſen, Natur, vertreiben, und du, Vernunftkraft,
sed Naturae species, ratioque —

und v. 226—34. die Apoſtrophe an die Venus, die Erde, die ſanften Flüſſe, die fernherrauſchenden Ströme, die Heitre; wo Lucrez, der hier keine Begeiſtrung fühlte, ſich weit ſchicklicher und dem dogmatiſchen Tone ſeines ganzen Werkes angemeſſener, begnügt, bloß zu fragen:

Praeterea, quaecunque vetustate amovet aetas
si penitus perimit, consumens materiam omnem,
unde animale genus generatim in lumina vitae
reducit Venus? aut reductum daedala Tellus
unde alit atque auget, generatim pabula praebens?
Undè mare, ingenui fondes externaque longe
flumina suppeditant? unde aether sidera pascit?
Omnia enim debet mortali corpore quae sunt
infinita aetes consumse anteacta diesque.

Ferner, bei Dingen, die endlich vor Alter den Sinnen entschwinden,
wenn bei solchen die Zeit den Urstoff gänzlich verzehrte,
sprich, woher brächte denn Venus der Thiere Geschlechter und Arten
immer wieder? Wo nehme die Bildnerin Erde den Stoff her,
jedes nach seiner Art zu nähren und wachsen zu machen?
Sprich, wie ersetzten unsterbliche Quellen und Ströme dem Meere
was es verdünstet? Womit ernährte der Aether die Sterne?
Denn so müßte ja wohl der Zeiten unendliche Folge
längst die sterblichen Körper zermürset und aufgezehrt haben.

Ich gebe diese eilfertig hingeworfene Dolmetschung für kein Muster; aber lesbarer und getreuer ist sie doch als die vorcitirten Verse des Ungenannten.

Zu den undankbaren Verschönerungen rechne ich auch das unschickliche Ausbilden und Coloriren solcher Naturdinge, welche Lucrez, dem es gerade um nichts weniger als um poetische Floskeln zu thun war, bloß mit ihrem rechten Namen nennt. Z. B.

Warum ſehn wir nebſt dem die Roſen im Frühling uns lächeln?
Warum vergoldet die ſtärkenden Felder der Sommer? Warum träufelt die Freude nur im näſſern Herbſte der Weinſtock?

So poetiſirt nun freilich Lucrez, qui nil molitur inepte, nicht! Er ſagt ganz ſchlicht:

Praeterea cur vere rosam, frumenta calore,
viteis autumno fundi sudante videmus?
Warum ſehn wir die Roſe im Lenz', das Getreid' in der wärmſten
Jahrszeit, die Frucht des Weinſtocks im feuchtern Herbſte nur reifen?

Denn ihm iſt's nicht um das müßige Coloriren ſo bekannter Gegenſtände, ſondern um die Schlußfolge zu thun, die er aus dieſer Anordnung der Natur zieht.

Noch anſtößiger iſt die Verzierung in folgender Stelle (v. 278. f.)

Brennende Hitze die ſehn wir auch nicht, Kälte nicht, Stimmen,
herzerhebende Stimmen nicht, u ſ. w.

Wie müßig und geſchmackwidrig iſt hier das Beiwort herzerhebend? Lucrez ſagt ſchlechtweg — nec voces cernere quimus.

Kann man doch auch die Wärme, die Kälte, die Töne nicht ſehen!

Gleich darauf läßt ihn der Ueberſetzer ſagen:

Endlich, du hängſt am ſcheitervollen Geſtade dein Kleid aus,
Sieh! es wird feucht; du breiteſt es aus an der Sonn', und es trocknet;

Lucrez ließ sich nicht einfallen, eine so alltägliche Erfahrung mit einer so unzeitigen Emphase vorzutragen; er sagt ganz simpel:

Denique fluctifrago suspensae in littore vestes
uvescunt, eaedem dispansae in sole serescunt.
Eben so werden Gewänder, am wellenbrechenden Ufer
aufgehängt, feucht, und trocknen der Sonne entgegen ge-
spreitet.

Ich wiederhole es, die einzige gute Art den Vortrag des Lucrez zu verschönern, ohne ihm die eigenthümliche Trockenheit des Styls nehmen zu wollen, ist, daß man ihm alle nur mögliche Klarheit, mit etwas mehr Nettigkeit und weniger Nachlässigkeit in der Diction, gebe. Und dieß ist gerade, was unser Uebersetzer so wenig geleistet hat, daß er, im Gegentheil, sowohl was die Deutlichkeit als die Eleganz betrifft, sehr oft hinter dem alten Dichter zurückbleibt. Nicht als ob er den Sinn des Textes nicht meistens gefaßt hätte: sondern weil er öfters das, was Lucrez sagt, sich selbst nicht deutlich genug gemacht hat, um es auf mehr als eine Art in Worte kleiden, und also immer diejenige Einkleidung wählen zu können, die den Satz, welcher vorgetragen, oder bewiesen, oder widerlegt werden soll, dem Leser am verständlichsten macht; meistens auch wohl, weil es ihm an Geschmeidigkeit und Biegsamkeit fehlt, sich in den Fesseln eines regelmäßigen Hexameters mit Freiheit, Leichtigkeit und Grazie zu bewegen, ohne sich durch den künstlichen Sylbentanz (wie unser Bodmer den poetischen Rhythmus nannte), an richtiger Copirung des Gedankens und Ausdrucks seines Autors hindern zu lassen. Ich will indessen nicht behaupten, daß eine scharfe Kritik bei genauer Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original nicht

hier und da Stellen finden könnte, wo der Ueberſetzer den Sinn desſelben nicht ganz getroffen hat; wie z. B. in folgender — Lucrez (v. 317. seq.) ſagt:

— — — — tum, portas propter, ahena
Signa manus dextras ostendunt attenuari
saepe salutantum tactu praeterque meantum.

Dieß überſetzt der Ueberſetzer:

und es zeigt am gegoſſenen Thore die eherne Bildſäul'
daß der Vorübergehenden, die grüßen, öftre Berührung
mit der Hand ſie verringre.

Das ſagt Lucrez nicht. Der nicht ſchwer zu errathende Sinn ſeiner Worte iſt: man ſehe öfters, wie die rechte Hand der ehernen Götterbilder, die neben den Tempel- oder Hausthüren zu ſtehen pflegten, bloß vom häufigen Berühren der hinein- oder heraus- oder vorbeigehenden Perſonen, welche dieſen Göttern durch Berühren oder Küſſen der rechten Hand ihre Devotion bezeugten, abgerieben würden. Dieſe Stelle müßte etwa ſo überſetzt werden:

— — — auch zeigen die ehernen Götterbilder
neben den Pforten uns ihre, vom bloßen Berühren der
Lippen,
die im Vorbeigehn ſie grüßen, ganz abgeriebenen Hände;

Jetzt will ich nur noch zwei für jeden, der ſich an Ueberſetzung des Lucrez wagen will, ſehr weſentliche Fragen berühren.

Es fragt ſich nämlich: ob es nicht beſſer wäre, einen ſo ſchweren, und (wenigſtens dem ungleich größten Theile ſeines Werkes nach) ſo unpoetiſchen Autor lieber in Proſa als metriſch zu überſetzen? — und, falls die Entſcheidung für das

letztre ausfiele: ob der Herameter, oder der zehn- und eilfsylbige Jambus die schicklichere Versart dazu sey?

Auf die erste Frage erkläre ich mich, ungeachtet alles dessen, was sich zu Gunsten der Prosa sagen läßt, für die metrische Uebersetzung, aus zwei Ursachen: erstens weil Lucrez doch nicht selten viel Poesie des Styls hat, ja an mehrern Stellen, von wahrer Musenbegeisterung (von Platons μανια ἀπο των Μουσων) ergriffen (z. B. im Eingang des 2ten und des 3ten Buchs, und in der herrlichen Rede, die er gegen das Ende des 3ten [v. 944.] der Natur in den Mund legt), sich bis zum Erhabnen emporschwingt, und uns glauben macht, er habe poetische Kraft genug in sich gehabt, wofern die Liebe zu Epicur und seiner Philosophie ihm eine weniger dogmatische aber desto poetischere Behandlung seines Gegenstandes erlaubt hätte, es dem Virgil selbst schwer zu machen ihn zu übertreffen; zweitens weil die Versification — wenn sie das wirklich ist, was sie seyn kann und soll, nämlich wenn sie durch die Declamation dem Ohr eine Art von Musik wird, und wenn der Uebersetzer (was freilich eine indispensable Bedingung ist) alle möglichè Aufmerksamkeit und den hartnäckigsten Fleiß auf dieselbe verwendet — gar viel dazu beiträgt, ein Werk, wie das Lucrezische, genießbarer zu machen. Wiewohl ich sehr besorge, daß auch mit allem, was der talentvollste Kopf leisten könnte, eine Uebersetzung des Lucrez immer nur von einer kleinen Zahl der Leselustigen, selbst unter den Gelehrten, mit so viel Dankbarkeit aufgenommen werden möchte, als derjenige, der einen großen Theil seines Lebens mit höchster Anstrengung seiner Kräfte dieser Unternehmung gewidmet hätte, sich billig sollte versprechen dürfen.

Was die zweite Frage betrifft, so gestehe ich, daß der jambische Vers unsrer Sprache überhaupt natürlicher ist als

der Hexameter, und daß es in dieser Rücksicht leichter scheine, sehr gute Jamben als sehr gute Hexameter zu machen. Auch kommt vielleicht in Betrachtung, daß die Englische Uebersetzung des Creech und die Italienische des Marchetti, beide in dieser Versart geschrieben, dem jambischen Uebersetzer nicht selten die Arbeit erleichtern könnten. Wenn ich aber dagegen in Anschlag bringe, 1) daß uns der jambische Vers den Gebrauch vieler Wörter untersagt, die sich entweder gar nicht, oder doch nur mit größter Mühe und Schwierigkeit in diese Versart hineinzwängen lassen; da doch für den Uebersetzer des Lucrez nichts nöthiger ist, als den ganzen Reichthum der Sprache zu seiner Disposition zu haben; 2) daß der Hexameter mehr Geschmeidigkeit hat und der Rede einen größern Spielraum gibt als der Jambus; und daß er eben darum 3) in einem so langen Werke das Ohr weniger ermüdet und angenehmer unterhält als jener: so würde ich für meinen Theil, wenn Jahre und Kräfte mir ein so halsbrechendes Abenteuer noch zu wagen erlaubten, mich (wiewohl mir der jambische Vers leichter ist) zum Hexameter entschließen. Denn der Einwurf, daß gute Hexameter so schwer zu machen und schlechte ganz unausstehlich seyen, würde mich deßwegen nicht rühren, weil ich schlechte Verse in jeder Art von Metrum, mit Molière's Misanthrop, hängenswürdig finde; und weil ich aus Erfahrung weiß, daß es keine kleine Kunst ist, auch nur leidliche, geschweige denn vortreffliche Jamben*) zu drechseln. Indessen unterwerfe ich diese meine Meinung dem Urtheil der Kenner, und vornehmlich dem Antrieb der Muse, die, sobald sie einen Liebhaber des Lucrez zum Uebersetzer desselben weiht, ihm gewiß auch die Art der

*) Die Rede ist hier bloß von der Vortrefflichkeit der Versification. W.

Modulation und des Rhythmus, worin er die große Mutter Natur besingen soll, eingeben wird.

Wieland deutete damals, im J. 1792, auf einen Uebersetzer des Lucrez hin, dessen Proben ihn bedauern ließen, daß er nicht die Hoffnung machen könne, den ganzen Lucrez von ihm übersetzt zu erhalten. Seit jener Zeit erhielt das Publicum von demselben Uebersetzer noch andere Proben durch Goethe in der Farbenlehre, und durch Herder in der Adrastea, und im J. 1821 erhielten wir endlich von diesem Uebersetzer, dem ehrwürdigen von Knebel, doch den ganzen Lucrez. T. Lucretius Carus von der Natur der Dinge. Mit dem Lateinischen Text nach Wakefields Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig 1821. Alles, was Wieland forderte, ist hier erfüllt von einem Manne, der einen großen Theil seines Lebens dieser so mühevollen als verdienstlichen Arbeit gewidmet hat, und der nicht müde wurde, seine schon beendigte Arbeit von neuem zu beginnen, um sie auch zu vollenden. Mehr als zwiefach hat er Horazens Erfüllung des nonum prematur in annum erfüllt; und wer dieß nicht wüßte, würde es der Uebersetzung bald abmerken.

---

d.

Uebersetzung des Arioſto.

1774.

Eine Uebersetzung von Arioſts Orlando Furioſe, in achtzeiligen Stanzen, *) worin die Vers- und Reimart der

*) Von Werthes.

Italieniſchen Ottave rime vollkommen beibehalten wird, iſt unſtreitig eine der gefährlichſten und mühſamſten Unternehmungen, an die ſich ein Deutſcher Dichter wagen kann; ja, in Anſehung der Armuth unſrer Sprache an Reimen, und des großen Vorzugs, den die Italieniſche überdieß an Geſchmeidigkeit vor der unſrigen hat, trage ich kein Bedenken, eine ſolche Ueberſetzung, wenn ſie auch dem Ausdruck des Originals getreu bleiben ſoll, für unmöglich zu erklären.

Gleichwohl hat ſich ein junger Dichter gefunden, der uns mit einem Verſuch ſolcher Ueberſetzung überraſcht hat. Ich weiß nicht, ob die lebhafte Empfindung der unzähligen Schwierigkeiten, mit welchen er kämpfen mußte, mich vielleicht zu nachſichtig gegen ſeine Arbeit macht; wiewohl ich (zumal, wenn ich ihn mit ſeinem Original vergleiche) wünſchen möchte, ſie weniger unvollkommen zu ſehen: ſo halte ich doch für billig, ihm das, was er geleiſtet hat, zum Verdienſt anzurechnen, und immer für viel zu halten, daß es ihm noch ſo gut gelungen iſt. Was ich am meiſten an ſeinem Verſuche zu loben finde, iſt, daß er dem beſondern Individual-Charakter der Arioſtiſchen Poeſie, oder dem, was ich (nach der Analogie von Yoriks Correggity) die Arioſtheit des Arioſto nennen möchte, überhaupt ziemlich nahe gekommen iſt, und dadurch einigermaßen erſetzt, was ihm an Treue abgeht, und nothwendig abgehen mußte, ſobald er ſich vornahm, in Ottave rime zu überſetzen.

Indeſſen kann ich nicht umhin, zu wünſchen, daß er der kleinen Eitelkeit, den Orlando in Ottave rime überſetzt zu haben, lieber entſagen möchte. Es iſt wahr, dieſe Versart gibt ihm eine Aehnlichkeit mit dem Original, zu deren Wahrnehmung man weiter nichts als Augen und Ohren braucht; überdieß liegt unſtreitig eine gewiſſe Muſik in dieſer Art zu

reimen, die für die Italiener vermuthlich darum so viel Reiz hat, weil sie für die Vergnügen des Ohrs empfindlicher sind, als irgend ein anderes Volk. Auch die überwundene Schwierigkeit ist für den Liebhaber der Kunst, wenn alles übrige seine Richtigkeit hat, ein Vergnügen mehr, und folglich allemal ein beträchtlicher Zuwachs am Werth eines großen Gedichtes. Aus allen diesen Gründen würde ich einem Dichter, der uns mit einem Originalwerk im Geschmacke Ariosts, oder Tasso's, beschenken wollte, rathen, es in Ottave rime zu arbeiten. Aber alle diese Gründe sind, wenn die Rede von Uebersetzung eines Ariosto ist, von sehr geringem Gewichte. Der gewisseste Vorzug dieses Dichters ist seine Poesie des Styls, seine poetische Farbengebung, sein Ausdruck. Gehen diese verloren, so kann uns ein Uebersetzer zwar einen rasenden Roland liefern, aber nicht den vom Ariost, und diesen sollten wir doch haben! Eine flüchtige Vergleichung der Stanzen des Uebersetzers mit dem Original ist hinlänglich, meine Besorgniß zu rechtfertigen. In keiner einzigen haben ihm die dreifachen Reime gestattet, dem so kunstlosen, aber immer so schönen, warmen und kräftigen Ausdruck Ariosts getreu zu bleiben. Ich gestehe, daß es mir selbst, und vielleicht jedem andern unmöglich seyn würde, unter der nämlichen Bedingung es besser zu machen (die Rede ist nicht von dieser oder jener einzelnen Strophe): aber eben dieß scheint mir einen unumstößlichen Grund abzugeben, warum der junge Dichter von den Ottave rime abstehen sollte. Vielleicht wäre die Versart des neuen Amadis zu einer Uebersetzung Ariosts zugleich die bequemste und angemessenste. Aber demjenigen, der sie für so leicht halten würde, als sie beim ersten Anblick scheint, möcht' ich nicht rathen, sich ihrer zu bedienen. Sie ist vielleicht unter allen möglichen diejenige, die am meisten

muſikaliſchen Sinn und Aufmerkſamkeit auf die Geſetze des poetiſchen Numerus und der nachahmenden Harmonie erfordert. Wahre Kenner, deren Urtheil weniger in den Verdacht der Parteilichkeit gezogen werden dürfte, als das meinige, mögen dem jungen Dichter rathen!

Uebrigens habe ich wohl nicht nöthig, von dem innern Werthe des Orlando furioſo viel zu ſagen, da es wohl wenige mehr geben wird, denen wenigſtens nicht ſo viel davon bekannt ſeyn ſollte, daß die Italiener dieſes poetiſche Ritterbuch allen andern Heldengedichten in ihrer Sprache vorziehen, und auf ihren Arioſt, als Originalgenie, wenigſtens ſo ſtolz ſind, als die Engländer auf ihren Shakeſpear. Bei denjenigen, welche das Original nicht durch ſich ſelbſt kennen, und die das Urtheil der mehrern Stimmen für verdächtig halten, kann die Hochachtung, die ein ſo großer Geiſt, als Galileo Galilei für den Orlando furioſo hatte, und der unendliche Vorzug, den er ihm vor dem Godofredo des Taſſo gab, ein günſtiges Vorurtheil erwecken, welches um ſo weniger betrügen kann, da Galilei nicht bloß ein großer Sternſeher, ſondern auch ein Mann von Geſchmack, ein Kenner aller ſchönen Künſte, und ſelbſt ein geiſtvoller Autor war. Doch wozu haben wir Autoritäten vonnöthen? Alle Welt weiß, daß Arioſts Orlando, es ſey daß man ihn als ein Werk des poetiſchen Genius, oder bloß als unterhaltende Lecture betrachte, wenig ſeinesgleichen hat. Und wenn auch dieß nicht hinlänglich wäre, die Unternehmung einer Ueberſetzung desſelben dem Deutſchen Publicum zu empfehlen: ſo ſcheint mir der bloße Vortheil, der unſerer Sprache dadurch zugehen würde, ſchon wichtig genug, um dem Ueberſetzer, wenn es ihm gelänge, kein geringes Verdienſt um ſeine Nation einzugeſtehen.

Ueberſetzung des Taſſo von Gries.

1798.

Es iſt der Fortſchritte, welche die Muſenkunſt ſeit 50 Jahren in Deutſchland gemacht hat, würdig, daß wir Werke unternehmen und gelingen ſehen, deren glückliche Ausführung noch kurz vor der Hälfte dieſes Zeitraums niemand zu erleben hoffen durfte.

Taſſo's befreites Jeruſalem iſt ein Ulyſſesbogen, den ſeit Dieterichs von Werther erſtem Verſuch, mehrere Deutſche vergebens zu ſpannen verſucht haben. Ich müßte mich ſehr irren, oder die Beſtehung dieſes ſchönen poetiſchen Abenteuers iſt für Gries aufbehalten, der ſich, wenigſtens in meinen Augen, aufs vollſtändigſte dazu legitimirt hat.

Ganz gewiß muß ein Dichter, der uns nicht bloß den Stoff, ſondern auch die Form ſeines Originals geben will, das befreite Jeruſalem in Ottave rime überſetzen, und um dieß nur in dem Grade von Vollkommenheit zu bewerkſtelligen, den man mit Recht von einem Nachbildner fordern kann, muß er beinahe Taſſo ſelbſt ſeyn. Wer z. B. den 16ten Geſang in der Urſchrift lieſet, wird über die Schwierigkeiten erſchrecken, die ſich demjenigen entgegenthürmen, der dieſe Zaubergemälde in unſrer Sprache copiren wollte; und wer die Ueberſetzung von Gries mit dem Original vergleichen kann, wird nicht weniger erſtaunen, jene Schwierigkeiten ſo meiſterhaft überwunden zu ſehen. Noch mehr zu verlangen, wo mehr zu leiſten in der That phyſiſch unmöglich ſcheint, wäre Ungerechtigkeit; doch zweifle ich nicht, daß Gries ſelbſt, deſſen feinem Gefühl, Gewandtheit des Geiſtes und

hartnäckigem Fleiß ich alles zutraue, in der Folge manche Stelle noch glätter zu poliren, und ſeiner Nachbildung hier und da noch mehr das Anſehen eines Originals zu geben vermögend ſeyn wird. *)

*) Wir haben ſeitdem Arioſto und Taſſo von Gries und Streckfuß, den Taſſo auch von Hauswald in Stanzen überſetzt erhalten, und auch A. W. Schlegel hat Proben einer ſolchen Ueberſetzung des Arioſto geliefert. Es wird alſo nun wohl an der Zeit ſeyn, das, was Fernow in einer Abhandlung über die Nachahmung des Italieniſchen Verſes im Deutſchen (im Prometheus von L. v. Seckendorf und F. L. Stolk Bd. 1. Heft 4. S. 32. fgg.) geſagt hat, zu prüfen; der Mühe werth iſt es gewiß.

V.

1.

Villehardouin.*)

1780.

Gottfried von Villehardouin war eine seltsame Composition von einem äußerst unwissenden, aber braven, nichtsscheuenden, loyalen Rittersmann, von einem, nach damaliger Art orthodox-aberglaubischen stockdumpfen Christen, und von einem ganz nahe an kannibalische Wildheit angränzenden Altfranken. Doch in allem diesem hat er nichts Besonderes; das waren die übrigen ritterlichen Herren, die sich zu dem Kreuzzuge, bei dem er sich befand, verbunden hatten, allesammt so gut als er. Vermuthlich würden sie auch keine bessern Geschichtschreiber abgegeben haben; denn Platteres kann man sich schlechterdings nichts denken als seine Manier

*) Verfasser der Histoire de la conquête de Constantinople; am 17. Juli. 1203.

zu erzählen. Die Französische Sprache war freilich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch sehr plump, ungelenk und ungeschliffen; indessen war's doch die nämliche, in welcher König Thibaut seine lieblichen naiven Minnelieder sang, und so viele andere Dichter die artigsten Lays und Fabliaux machten.

Gottfried von Villehardouins Sprache ist also weniger die Sprache seiner Zeit als seines Standes; die Sprache eines Mannes, der weder reden noch schreiben gelernt hat, und keine andern Werkzeuge zu führen weiß als seine Lanze und seinen Degen. Aber das, was ihm demungeachtet interessanter macht als den zierlichsten Schönschreiber, ist die Vorstellungsart eines Edelmanns aus der wirklichen Ritterzeit, der, unbekümmert um die geheimern und politischen Springfedern der Weltbegebenheiten, und so unwissend als sein Reitknecht in der Geschichte und Geographie seiner Zeit, den ganzen Erdboden für nichts als einen großen Tummelplatz ansieht; von einer Staatsrevolution im Morgenländischen Kaiserreich nur wie von einem guten Abenteuer spricht; nicht einmal den Namen des Fürsten weiß, für den er Leib und Leben wagt; und auf Ansuchen eines unbekannten Menschen, der sich für eines Kaisers Sohn ausgibt, nach Konstantinopel zieht, um einen Kaiser zu entthronen, wie Lancelot oder Parcifal auf Ersuchen eines fußfälligen Fräuleins ausreiten, irgend einen ungeschlachten Riesen oder Heiden in seinem Schloßhof aus dem Sattel zu werfen. — Vielleicht ist es manchem angenehm, ein Paar kleine Kapitel von den 257, woraus das ganze Werk besteht, zur Probe zu sehen.

Das XXXV. Kapitel.

Or oiez une de plus grant merveilles et des greignors aventures que vos onques oissiez al cel tems. Or (fut) un Empereor en Constantinoble, qui avoit nom Sursac (Isaac Angelus) et si avoit un Frere qui avoit a nom Alexis, qui il avoit rachaté de prison de Turs. Icil Alexis si prist son frere Empereor, si li traist les iaulz (yeux) de la teste et se fist Empereor. En tel raison com vos avez oi. En si le tint longuement en prison et un suen fil qui avoit nom Alexis. Ici filz si eschappa de la prison et si s'enfui en un vassel trosque à une cité sout mer qui eut nom Ancone. Enki s'en alla al Roi Phelippe d'Alemaigne, qui avoit sa seor à fame, si vint à Verone en Lombardie et herberja en la ville et trova des Pelerins assez qui s'en alloient en l'ost; et cil qui l'avoient aidié à s'eschapper, qui etoient li distrent; Sire, veez ci un

„Nun höret eine von den „größten Wundergeſchichten „und beſten Abenteuern, die „ihr je gehört habt zu dieſer „Zeit. Denn da war ein „Kaiſer in Konſtantinobel, „Namens Surſac (Iſaac) und „der hatte einen Bruder, hieß „Alexis, den er gelöst hatte „aus der Gefangenſchaft der „Türken. Dieſer Alexis fing „ſeinen Bruder den Kaiſer, „riß ihm die Augen aus dem „Kopf, und machte ſich zum „Kaiſer, ſolchermaßen wie ihr „eben gehört habt. Und ſo hielt „er ihn lang im Gefängniß „und ſeinen Sohn, deſſen „Namen war Alexis. Dieſer „Sohn entwiſchte aus dem „Gefängniß, und entfloh in „einem Nef bis zu einer Stadt „am Meer, deren Name war „Ancona. Von dorten ging „er zum König Phelipp von „Allemannien, der ſeine Schweſter zum Weibe hatte, kam „dann nach Verona in der „Lombardei, und herbergete

Ost en Venise près de nos, des-meillors Chevaliers del monde, qui vont oltre mer. Quar lor criez merci, que il aient de de toi pitie et de ton pere, qui à tel tart i estes deserité; et se il te voloient aidier, tu feras quanque ils deviseront. Lors espoir en prendrai et il dit que il fera mult volontiers, et que oist conseils est bons.

„in der Stadt, und fand der „Pilgramme nicht wenig, die „zum Heer (der Kreuzfahrer) „zogen; und die Männer die „ihm geholfen hatten aus dem „Gefängniß waren da und „sagten zu ihm: Sire, sehet „da ein Kriegsheer zu Venedig, „nicht weit von uns, aus den „besten Rittern in der Welt, „die über Meer ziehen. Dem„nach rufet sie um Hülfe an, „daß sie Mitleiden haben mit „dir und deinem Vater, die „ihr mit solcher Unbild enterbt „worden seyd; und wenn sie „dir helfen wollten, so solltest „du thun alles was sie dir „sagen würden. Da faßte er „wieder Muth, und sagte, er „wollte es Recht gern thun, „und der Rath sey gut."

Das CCXXXII. Kapitel.

Plünderung von Konstantinopel.

Et ies autres gens qui furent espandus parmi la ville gaaignirent assez et fu si granz la gaaigz fait, que nus ne vos en sauroit dire la fin,

„Und die übrigen, die in „der Stadt zerstreut waren, „erbeuteten fast viel, und war „die Beute die da gemacht „ward so groß, daß niemand

d'or et d'argent et de vaselement et de pierres precieuses et de samiz et de dras de soie et de robes vaires et grises et hermines et tos les chiers avoirs qui onques furent trové en terre. Et bien tesmoigne Ioffroi de Villehardoin li Marschaus de Champaigne, a son esciént por la verité, que puis que li siecles fu estarez ne fu si tant gaaigné en un ville.

„ausſprechen konnte die Menge
„Goldes und Silbers und
„Silbergeſchirrs und Edel-
„geſteins, und Sammet und
„ſeidne Kleider, und Röcke
„von feinem Grauwerk und
„Hermelin, und alle die köſt-
„lichen Sachen, die je auf
„Erden gefunden worden. Und
„dieß bezeuget hiemit Gott-
„friede von Villeharduin, der
„Marſchalk von Champagne,
„wiſſentliche wie es denn die
„Wahrheit iſt, daß ſeitdem
„die Welt erſchaffen worden,
„keine ſo große Beute gemacht
„worden iſt in keiner Stadt."

Die Beſchreibung der viehiſchen Unthaten, die dieſe mit dem heil. Kreuz gezeichneten frommen (ſich ſo nennenden) Chriſten bei dieſer Plünderung und Verwüſtung der Hauptſtadt der Morgenländiſchen Chriſtenheit verübten, macht einem die Haare zu Berge ſtehen, wiewohl man ſich nichts Kaltblütiger's denken kann, als die Gelaſſenheit, womit Villehardouin davon ſpricht. Dafür aber hatten die wackern Leute auch vorher gar andächtig gebeichtet und communicirt, und glaubten durch dieſe nämliche Eroberung der Stadt Konſtantinopel, die in ihren Augen bloß eine rechtmäßige Beſtrafung des mörderiſchen und unrechtmäßigen Beſitzers Murzuflus war, ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten, und den herrlichen troſtvollen Ablaß zu gewinnen, den ihnen

Papſt Bonifaz III. zu dieſem Ende reichlich übermacht hatte. Aber das Allertollſte, und was die unbegreifliche Barbarei dieſer Zeiten am ſtärkſten bezeichnet, iſt dieß: daß dieſe Plünderung von Konſtantinopel nicht etwa eine unvorgeſehene Folge der unaufhaltbaren Wuth des Kriegsvolks, ſondern eine unter den Heerführern ſelbſt wohl überlegte und abgeredete Sache war, und daß ſie vorher einen förmlichen Theilungstractat unter einander geſchloſſen, vermöge deſſen einer von ihnen das Kaiſerthum und zwei Drittheile von Konſtantinopel, die Venezianer*) das übrige Drittel der Stadt und ungefähr das beſte Drittel des Reichs haben, das übrige unter gewiſſen Bedingungen zwiſchen den andern Intereſſenten und dem neuen Kaiſer, die in der Stadt ſelbſt gemachte Beute aber unter allen zu gleichen Theilen getheilt werden ſollte. Auch hielten ſie als ächte Biedermänner ſo ſcharf über dieſem Vertrag, daß der Graf von St. Pol einen von ſeinen Rittern, der etwas von der Beute zurückbehalten, ohne weiters aufhängen ließ. Denn damals hatte der Adel das Vorrecht, nicht gehangen werden zu dürfen, noch nicht erlangt; und der ganze Vorzug, deſſen ſich ein Ritter in ſolchem Falle von einem Villain zu erfreuen hatte, war, daß er zum Zeichen ſeines ehrenvollen Standes mit dem Schild am Hals aufgeknüpft wurde.

*) Die einzigen, die im ganzen Handel nicht dupe waren oder vielmehr die ehrlichen Franken dabei an der Naſe zogen.

2.

Ludwig Vives.

1777.

Auch dieser für sein Zeitalter große und wichtige Mann ist nun vergessen! wie es denn nach dem natürlichen Laufe der menschlichen Dinge nicht anders seyn kann, und denen die jetzt groß und wichtig sind, oder zu seyn sich dünken lassen, in etlichen Generationen, längstens, nicht anders ergehen wird. Denn die Zeugungen der Menschenkinder sind wie die Blätter auf den Bäumen, sagt Vater Homer, die eine fällt ab, und die andere kommt — und die nicht mehr da sind, werden vergessen, und bald nicht mehr vermißt, denn ihr Platz ist (besser oder schlechter) ausgefüllt, und die Folgen dessen, was sie gethan haben, werden nicht mehr gesehen, weil die ehemals wirkende Ursache nicht mehr gesehen wird. —

Vives war einer von dem einst berühmten literarischen Triumvirat seiner Zeit; Budeus und Erasmus (hieß es) wären seine Mitregenten. Er selbst (so wie die beiden andern) war wohl zu klug, sich solcher Würde anzumaßen, wenigstens zu klug, sich's anmerken zu lassen. — Aber solche Männer haben immer (wie dort Julius Cäsar) ihre Schmeichler und Caudatarien (Schwänzlinge), serva pecora, die ihnen vor den Augen des gaffenden Volks das Diadem anbieten, und rufen: lang lebe der König! —

Ich könnte, wenn ich den Baillet abschreiben wollte, eine feine olla potrida von Urtheilen über die Verdienste des Vives und seiner Schriften zusammenschütten, Urtheile, wo zum Theil der eine schwarz nennt, was dem andern sehr weiß

vorkömmt, und wo doch immer beide ein wenig recht haben, so ausgemacht es auch ist, daß ein Ding nicht schwarz seyn kann, wo und wenn es weiß ist. Aber wozu der Unrath? Darin stimmen alle, deren Urtheil einiges Gewicht hat, überein, ihm gebühre einer der obersten Plätze unter den tapfern Männern, die zur Verjagung der mönchischen Barbarei, Wiederherstellung des bessern Geschmacks in der Art zu studiren und zu schreiben, und Verbreitung des Lichts einer gesundern Philosophie, besonders über den ganzen Umfang der Schulwissenschaften und des Erziehungswerks, die so lange mit Finsterniß umhüllet gelegen, am meisten beigetragen haben. Sein Werk de causis corruptarum Artium, der Tractat de Initiis, Sectis et Laudibus Philosophiae, die Introductio ad Sapientiam, hauptsächlich aber das Buch de tradendis disciplinis (welches Morhof mit Recht ein goldnes Büchlein nennt) verdienen noch immer das Lob, so ihnen der vortreffliche Conrad Geßner (in seiner Bibliothek unter der Rubrik Johann Ludwig Vives) ertheilt, „daß Gelehrte selbst daraus weiser werden könnten.“ Man kann sich also leicht vorstellen, was sie in einer Zeit wirken mußten, wo die Sprache des gesunden Verstandes so neu, und das Licht, dessen wir itzt so gewohnt sind, daß wir — nichts mehr dabei sehen) wiederkehrender Tag zu denen, die in Finsterniß und Schatten des Todes saßen, und gleichsam himmlische Erscheinung und Glorie war. Die Schriften des Vives (und das nämliche gilt auch von denen der übrigen Reformatoren der Philosophie und Literatur im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts) sind nicht bloßer Nachhall der Griechen und Römer, die man damals wieder zu studiren anfing. Es sind nicht zusammengestoppelte Gedanken der Alten, und Eruditäten einer gefräßigen Polyhistorie, sondern Producte eines durch die Alten genährten, geübten und ge-

ſtärkten, eines durch ihren vertrauten Umgang erweckten, weiſer gewordenen, aber ſelbſt arbeitenden, und ſich ſelbſt ausbildenden Geiſtes; eines Geiſtes, der ſich über die dumpfe Region der Vorurtheile erhoben hat, eine freie Luft athmet, um ſich herſchaut, ſich aller ſeiner Kräfte bewußt iſt, und mit Macht in ſeine eigne Zeit einwirkt. Und wenn ſie auch nichts enthielten, was Studirende heutiges Tages nicht aus unſern Zeitgenoſſen eben ſo gut, oder zum Theil beſſer lernen könnten, ſo wären ſie dennoch aus eben dem Grunde zu empfehlen, warum es nothwendig höchſt nützlich ſeyn müßte, mit Männern von ſolcher Geiſtesſtärke, Weisheit, Wahrheitliebe, Freiheit und Richtigkeit des Geſchmacks umzugehen — oder noch eigentlicher, warum man von einem geſchickten Manne, in welchem Fach es ſey, der das, was er iſt, durch ſich ſelbſt wurde, und ſich durch unendliche Schwierigkeiten durcharbeiten müßte, allemal mehr lernen kann, als von einem, der in der dritten oder vierten Generation auf ihn folgt, und auf dem ſchon gebahnten Wege mit weniger Mühe und Kraft weiter als jener gekommen iſt. Ich kann mich daher nicht enthalten, bei dieſer Gelegenheit den Wunſch zu äußern, daß einige Gelehrte und Buchhändler zuſammenſtehen und uns eine Auswahl der beſten Schriften (wozu auch die Briefe gehören) der beſten Köpfe aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten und erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts in einer Folge von Bänden, in einer bequemen und netten Ausgabe, allenfalls auf Subſcription, zu liefern ſich entſchließen möchten — da die Werke dieſer Männer ſich meiſtens ſo vergriffen haben, und großentheils auch ſo unbequem für uns homuncionos des achtzehnten Jahrhunderts gedruckt ſind, daß es beinahe von keinem Nutzen ſeyn kann, ſie den Studirenden zu empfehlen, da die wenigſten

Gelegenheit finden derſelben habhaft zu werden. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß nicht alle gutdenkenden Gelehrten in und außer Deutſchland ein ſolches Unternehmen auf alle mögliche Weiſe zu fördern und aufzumuntern willig ſeyn ſollten.

Jetzt noch ein paar Worte von der Lebensgeſchichte unſers Vives. Er wurde zu Valencia in Spanien geboren; ſetzte ſeine daſelbſt angefangenen Studien zu Paris fort, ging ſodann nach Löwen, lehrte da mit großem Beifall (in einem Alter von 25—26 Jahren) Philoſophie und Humaniora, erwarb ſich die Freundſchaft des Erasmus (der in einem Briefe an den Leibarzt und Inſtructor des Erzherzogs Ferdinand, Bruders von Karl V, den 13. Hornung 1519 geſchrieben, außerordentlich günſtig von ihm ſpricht), wurde da Lehrer und Hofmeiſter (wie man's jetzt nennt) von dem jungen Wilhelm de Croi, nachmaligem Erzbiſchof von Toledo, und ſchrieb unter anderm ſeinen Commentar über des heil. Auguſtins Stadt Gottes, *) ein Buch, das ihm mit der theologiſchen Facultät zu Löwen Händel machte, ihn hingegen bei Heinrich VIII in England, dem er's zugeeignet hatte, ſo gut empfahl, daß er nach England berufen und zum Lehrer der Prinzeſſin Maria beſtellt wurde. Da er aber, einige Jahre hernach, durch ſeine öffentliche Mißbilligung der berüchtigten Eheſcheidung dieſes Königs von ſeiner erſten Gemahlin, Katharina von Aragon, ſich die Ungnade ſeiner königlichen Excellenz (wie man damals

*) Er wird unter ſeine beſten Arbeiten gerechnet, und hat ſchon darum das günſtige Vorurtheil für ſich, weil die Theologi von Löwen die darin herrſchende Geiſtesfreiheit höchlich mißbilligt haben, und weil es ſich in dem Indice derer von der heil. Synode zu T. — verbotnen Bücher befindet — wo faſt alle guten Bücher dieſer Zeit verboten ſind.

noch ſagte) zugezogen: verließ er England, zog nach Brugg, brachte da ſein übriges Leben ohne Amt mit Studiren und Verfertigung verſchiedener Bücher zu, und ſtarb im J. 1537, oder nach Andern im J. 1541 im 48ſten ſeines Alters. Seine Schriften hat der berühmte Buchhändler Froben in Baſel in Folio zuſammengedruckt; doch iſt das Werk über Auguſtins Civitatem Dei nicht dabei. — Eine Anekdote, dieſes letztere betreffend, verdient hier noch Platz. Vives ſelbſt erzählt ſie in einem Briefe an den Erasmus. Als Froben mit dieſem Buche auf die Meſſe nach Frankfurt kam, machte es ſo gar keine Senſation, daß er nicht ein einziges Exemplar davon abſetzen konnte. Verleger und Autor fanden ſich beide gewaltig weit von ihrer Rechnung. Vides, ſchreibt ihm Erasmus zurück, etiam in Musarum rebus regnare fortunam. In unſern Tagen wäre manch ähnliches Beiſpiel aufzuweiſen. Ein Buch kann auch relativ zu gut ſeyn, um ſeinem Verfaſſer viel Leſer zu verſchaffen, und es iſt ſehr möglich, daß ein Verleger mit den Werken eines ſehr großen Geiſtes Bankrutt mache. Aber man muß doch geſtehen, daß es ärgerlich iſt!

3.

Voltaire.

Ein Wort über ihn, beſonders als Hiſtoriker.

1773.

Wenige Schriftſteller haben ſich jemals ſo viel Freiheiten mit der hiſtoriſchen Wahrheit herausgenommen, als der Herr von Voltaire. Dieß iſt ſchon lange eine weltkündige Sache.

Ich beſorge, ein großer Dichter iſt immer ein gefährlicher Geſchichtſchreiber. Wenn er auch ehrlich genug iſt, die Wahrheit ſagen zu wollen (welches vielleicht nicht allezeit der Fall Voltaire's iſt), ſo müßte er zu gleicher Zeit eine ganz außerordentliche Gewalt über ſich ſelbſt haben, wenn er immer Meiſter von ſeiner Einbildungskraft, oder von der Wärme ſeines Herzens bleiben, und von der Gewohnheit, die Gegenſtände zu verſchönern oder zu verhäßlichen, ſie nach Belieben zuſammenzuſetzen, und Schatten und Licht ſo zu vertheilen, wie ſie den beſten Effect machen — einer Gewohnheit, die dem Dichter endlich zur andern Natur wird — nie verführt werden ſollte, die Sachen, auch wider ſeine ausdrückliche Abſicht, anders vorzuſtellen, als ſie wirklich in der Natur ſind, oder zu ſeyn ſcheinen.

Ob dieſe Betrachtung hinlänglich ſey, den Dichter, der ſo viel hiſtoriſche Gemälde ausgeführt hat, in deren jedem man den Pinſel eines Meiſters erkennt, wiewohl man in allen die Treue des Geſchichtſchreibers vermißt, gegen die Vorwürfe derjenigen, welche die Sache der Wahrheit an ihm zu rächen unternommen haben, zu ſchützen, überlaſſen wir dem Urtheil anderer. Aber dieß wenigſtens, dünkt uns, ſollte man von einem Dichter, der den Geſchichtſchreiber macht, als eine höchſt billige Einſchränkung des Horaziſchen Quid libet audendi fordern, und von dem Manne, der ſich ſo oft als einen geſchwornen Feind alles Wunderbaren und Unbegreiflichen gezeigt hat, mit doppeltem Rechte fordern können: daß er uns keine Begebenheiten als wirklich geſchehen vortrage, welche augenſcheinlich wider den ordentlichen Lauf der Welt ſtreiten, und wovon man, außer den Feenmährchen und Tauſend und Einer Nacht, noch niemals ein Beiſpiel geſehen hat.

Daß der Philoſoph von Ferney, oder (wie er ſich ſelbſt zu nennen liebt) der Alte vom Berge Krapak, von dieſer Schwachheit — (dieß iſt doch wohl der gelindeſte Name, den man der Sache geben kann?) nicht immer frei geblieben ſey, davon findet ſich im zweiten Theile ſeines Siècle de Louis XIV. oder, im 197ſten Kapitel ſeiner Histoire générale (Tom VI. pag. 157 édit. 1756) ein Beiſpiel von der ſonderbarſten Art. Die Sache, die es betrifft, iſt an ſich ſelbſt von geringer Erheblichkeit. Aber die ſorgloſe Dreiſtigkeit, womit er uns das unglaublichſte aller Mährchen, ein Mährchen, das der Mutter Gans würdig iſt, glauben machen will, iſt an einem Schriftſteller wie Voltaire ſehr erheblich, und verdient immer, daß wir uns einige Minuten dabei aufhalten.

Es iſt ſo ziemlich die Gewohnheit des Hrn. v. V. ſich auf Zeugen zu berufen, die nicht mehr unter den Sterblichen ſind, und die man (wenigſtens ſeitdem Swedenborg zu ſeinen Freunden, den Geiſtern, gegangen iſt, ohne einen Erben ſeiner Wundergaben zu hinterlaſſen) in der andern Welt nicht wohl befragen laſſen kann, ob ſie das auch wirklich geſagt haben, was ſie Herr v. V. ſagen läßt. Auch für das Mährchen, wovon dießmal die Rede iſt, ſtellt er einen Mann von Namen und Anſehen aus der andern Welt, den Herrn von Caumartin, ehmaligen Intendanten der königl. Finanzen, zum Gewährsmann auf. Herr von Caumartin hat die Sache mit ſeinen Augen geſehen, und Herr von Voltaire hat ſie aus deſſen Munde mit ſeinen Ohren gehört. Was kann man mehr verlangen? Ein Augenzeuge wie Monsieur de Caumartin, Intendand des Finances! Ein Ohrenzeuge wie Herr von Voltaire! — Karneades und Pyrrho ſelbſt müßten bei ſolchen Zeugen zweifeln, ob da noch etwas zu zweifeln ſey! Aber das Factum, das Factum! Dieß iſt wohl die Hauptſache —

Alſo „beſagter Herr von Caumartin, da er noch ein junger Menſch war, ſah einſt in dem Hôtel de Mazarin, in einem Cabinet einen breiten und tiefen Schrank mit Schubfächern, der eine ganze Seite des Cabinets vom Boden bis zur Decke einnahm. Der Schrank war ein Stück aus der Erbſchaft des damals ſchon vor einigen Jahren verſtorbnen Cardinals Mazarin, deſſen Univerſal-Erbe, bekanntermaßen, der Duc de la Mailleraye, nachmaliger Duc de Mazarin, Gemahl der berühmten Nichte des Cardinals, Hortenſia Mancini, war. In einer Erbſchaft, wie des Cardinals Mazarin, iſt ein Schrank mehr oder weniger freilich keine Sache. Auch hatte man ſich aus dieſem, wovon der Schlüſſel ſchon lange verloren gegangen war, bisher ſo wenig gemacht, daß keine Seele auf den Einfall gekommen wär, wiſſen zu wollen, was wohl darin ſeyn möchte. Herr von Caumartin fand dieſen Mangel an Wiſſensbegierde unverantwortlich, und überredete endlich die Herzogin durch die Vorſtellung: es könnten doch wohl allerlei artige Sachen darin ſeyn, daß ſie den Schrank aufſchlagen ließ. Der wundervolle Schrank wurde alſo geöffnet, und ſiehe! „alle Schubfächer desſelben waren mit Quadrupeln, goldnen Schauſtücken und Medaillen von unten bis oben angefüllt.“ — Wunderbar genug! aber dieß iſt noch das wenigſte. Was hatte Madame Mazarin — welche damals ſchon ſehr übel mit ihrem wunderlichen Gemahl ſtund, über deſſen unbegreifliche Verſchwendungen die bitterſten Klagen führte, und bald darauf von ihm entwich — was hatte ſie, nach Entdeckung eines Schatzes, der ihr in ihren damaligen Umſtänden ſo wohl zu Statten kam, zu thun? „Sie warf alle dieſe ungeheure Menge Goldes handvollweiſe zum Fenſter hinaus, und (was nicht der ſchwächſte poetiſche Zug in dieſer Erzählung iſt) ſie hatte acht Tage lang zu thun, bis ſie mit dieſer großmüthigen, und, wie

man denken kann, der Canaille zu Paris sehr angenehmen Arbeit fertig war.“ —

Obwohl Herr von Caumartin jemals — (bei nüchternem Muthe wenigstens) dem Philosophen von Ferney so was erzählt haben mag? Ein königlicher Finanz-Aufseher in Paris ist freilich ein Mann, dem viel Geld durch den Kopf geht. Eine Million mag ohne Zweifel in den Augen des Hrn. v. Caumartin — so wie in den Augen des Hrn. v. Voltaire, welchen die größten Dichter aller Zeiten und Völker, mit Vater Homer an ihrer Spitze, zusammengenommen, nicht aufwiegen würden — keine so große Summe seyn, als sie es vermuthlich in den Augen des armen Tasso war, der seine Katze in einem schönen Sonett ersuchte, ihm Licht aus den ihrigen zu leihen, damit er seine Verse dabei schreiben könnte. Allein demungeachtet wollte ich doch wetten, daß Herr von Caumartin die Sache nicht halb so arg gemacht hat, als unser Dichter. In den Arabischen und Persianischen Mährchen gehen freilich Dinge vor, die, wenn sie nur ein wenig glaublicher wären, eine solche Erzählung glaublich machen könnten. Da sehen wir zum Exempel einen gewissen Abulkasem — der, in seiner Jugend als ein armer Junge, den Gästen in einer Fiquah-Bude Blumen und Citronen anbietet — um seiner schönen Augen willen von einem alten reichen Kaufmann aus Basra zum Erben eingesetzt. Der alte Kaufmann stirbt und entdeckt seinem jungen Erben, daß er Herr von einem unermeßlichen Schatze ist. Abulkasem sieht sich nicht sobald im Besitze dieses Schatzes, so fängt er an mit einer Pracht und Freigebigkeit zu leben, worin es ihm kein Monarch in Asien gleich thun kann. Er verschenkt täglich ungeheure Summen, ohne daß man an seiner Art zu leben den Abgang derselben im mindesten gewahr wird. Endlich

dringt der Ruf davon bis zu den Ohren des Chalifen zu Bagdad. Der ungläubige Harun Alraschid will mit seinen eignen Augen sehen; er reiset nach Basra, macht unter der Gestalt eines Kaufmanns Bekanntschaft mit dem großmüthigen Abulkasem, und erhält noch an dem nämlichen Tage Proben von dem Reichthum und der Freigebigkeit dieses Mannes, die ihn fühlen machen, daß er nur ein kleiner Potentat gegen Abulkasem sey. Er läßt nicht ab, bis er seinen Wirth dahin bringt, ihm seinen Schatz sehen zu lassen. Sie gehen tief in der Nacht, da alles schläft, in den Garten; Abulkasem hebt unter einem gewissen Baume eine versteckte Fallthür auf. Sie steigen eine marmorne Treppe hinunter, und — daß ich's kurz mache — sie kommen endlich in einen Saal, der von etlichen Karfunkelsteinen so stark erleuchtet wird, daß es von Schah-Bahams zweitausend diamantnen Kronleuchtern selbst kaum heller werden könnte. Alles, was indessen bei so vielem Licht in diesem Saale zu sehen ist, ist in dessen Mitte ein Becken von weißem Marmor, funfzig Schuh weit und dreißig Schuh tief. Aber dieses Becken ist voller Goldstücke, und ringsherum stehen auf zwölf Säulen von gediegnem Golde zwölf Statuen von Edelgesteinen, unvergleichlich gearbeitet, u. s. w. — wie mit mehrerm zu lesen ist, im zehnten Tage der sehr wahrscheinlichen und schlafbefördernden Erzählungen, welche sich die Prinzessin Farruknaz von Kashmire, von ihrer getreuen Amme Sutlumeme, alle Morgen im Bade vorerzählen läßt. Vermuthlich hat Herr von Voltaire die Amme Sutlumeme und das funfzig Schuh weite und dreißig Schuh tiefe Marmorbecken voll Goldstücken im Sinne gehabt, da er von einem sehr tiefen Schranke, der die ganze Seite eines Cabinets in einem Hause wie der Mazarinische Palast einnahm, und bis an die Decke reichte, mit Quadrupeln und goldnen Medaillen

angefüllt, als von einer Sache ſpricht, die nicht die geringſte Schwierigkeit hat. Es iſt wahr, dieſer Schrank konnte, nach einer ſehr mäßigen Berechnung, nur ein paar Millionen Quadrupel enthalten, und dieß iſt allerdings gegen das, was in Abulkaſems Marmorbecken war, ja nur gegen eine einzige Statue von Diamanten, eine Kleinigkeit. Aber geſetzt, daß auch nur Eine Million Quadrupel in dem Schranke geweſen wäre, ſo würde dieſes doch immer in unſern Zeiten und nach dem ordentlichen Laufe der Natur eine ganz hübſche Summe geweſen ſeyn. Der Herr von Voltaire, der den Königen David und Salamon ſo genau nachrechnet, und die Verlaſſenſchaft des erſten an Gold und Silber ſo unbegreiflich findet, ſcheint dießmal vergeſſen zu haben, daß der zehnte Theil der Quadrupel die dazu gehören, einen Schrank, der nur zehn Schuh hoch, acht breit und ſechzehn Zoll tief iſt, anzufüllen, keine Sache iſt, die einer beſitzen kann, ohne es zu wiſſen. Der Cardinal Mazarin mag noch ſo große Einkünfte gehabt, noch ſo viel Gold aufgehäuft haben; aber daß er deſſen ſo viel gehabt, um ſich eines ſo großen Schrankes voll Quadrupeln gar nicht mehr zu erinnern, wie uns Herr von V. bereden will, credat Judaeus Apella!

Doch zugeſtanden, es habe mit dem Schrank und den Quadrupeln ſeine Richtigkeit: welches Kind wird ſich von irgend einer Sutlumeme in der Welt einſchwatzen laſſen, daß Madame Mazarin, welche damals, da dieſe Entdeckung gemacht worden ſeyn ſoll, in höchſt mißlichen Umſtänden war, und zu ihrer vorhabenden Flucht von einem geizigen, verſchwenderiſchen, bigotten, tyranniſchen, mit Einem Wort unerträglichen Gemahl (wie ſie ihn durch ihre Freunde geſchildert hat) nie zu viel Geld haben konnte, daß ſie, ſo groß auch immer ihr Leichtſinn und Muthwille ſonſt war, albern genug

hätte seyn können, einen unverhofft entdeckten Schatz von solcher Wichtigkeit zum Fenster hinauszuwerfen?

Wer die von dem Abbé de St. Réal verfaßten Mémoires dieser außerordentlichen Frau, und die an sie gerichteten Briefe und andre Aufsätze des St. Evremond gelesen hat, weiß, daß Madame Mazarin, durch ihre Entweichung von ihrem Gemahl, in solche Umstände kam, daß sie, ohne die Freigebigkeit des Herzogs von Savoyen, so lange sie zu Chambery lebte, und ohne eine Pension von Karl II. während ihres Aufenthalts in England, nicht einmal zu leben gehabt hätte. Das Abenteuer mit dem Schranke soll einige Jahre nach des Cardinals Tode begegnet seyn. Nun hielt Madame Mazarin nicht länger als fünf Jahre bei ihrem Gemahl aus: folglich müßte jene Entdeckung kurz vor ihrer Flucht, und also gerade zu einer Zeit gemacht worden seyn, wo sie ihre Quadrupel besser gebrauchen konnte, als sie zum Fenster hinauszuwerfen.

Als ein noch sehr junges Fräulein, in dem muthwilligen, sorglosen Uebermuth der ersten Jugend und gränzenloser Erwartungen, konnte sie wohl einmal (sie erzählt es von sich selbst*) in einem Anstoß von Fröhlichkeit sich mit ihren Schwestern eine Lust daraus machen, von den 10,000 Louisd'or, die sie von ihrem Bräutigam zum Geschenk erhalten hatte, etliche hundert unter die im Hofe stehenden Bedienten aus dem Fenster zu werfen: aber acht Tage lang wirft niemand, als ein Wahnwitziger, seine Quadrupel bei Händevoll auf die Gasse.

Es wäre nur ein schwacher Behelf, wenn man sagen wollte, sie habe es gethan, weil sie ihrem verhaßten Gemahl das Vergnügen nicht hätte gönnen wollen, sich unverhofft

*) S. Mémoires de Mad. de Mazarin p. 18.

eines so großen Schatzes zu bemächtigen. Der Herr von Mazarin wußte nichts von der Entdeckung, und da man sie die ganze Woche durch, während welcher Madame Mazarin dem Pöbel zu Paris Restitution machte, vor ihm verbergen konnte; warum hätte man sie nicht eben so leicht — und in der That fünf- oder sechshunderttausendmal leichter vor ihm verbergen können, falls man den Schatz heimlich auf die Seite geschafft hätte? Es ist unbegreiflich, wie eine Sache, von welcher ganz Paris voll seyn mußte, ihm allein hätte verborgen bleiben können. Hingegen war es sehr leicht, mit einem kleinen Theile des gefundenen Schatzes die Zungen der wenigen Hausgenossen zu binden, welche bei Eröffnung des Schrankes zugegen seyn mochten: und der junge Herr von Caumartin war ein viel zu artiger junger Herr, als daß er das Geheimniß einer so schönen Frau, wie Madame Mazarin, hätte verrathen sollen.

Doch gesetzt auch, alle diese Einwürfe wären von keinem Gewichte, so sind noch einige andre Schwierigkeiten übrig, an welche Herr von V. im Feuer der Arbeit nicht gedacht haben muß, weil eine einzige derselben, nach seinen sonst gewöhnlichen Grundsätzen, hinlänglich wäre, ihm eine Erzählung aus der Bibel oder der Kirchengeschichte verwerfen zu machen, wenn sie gleich mit Wundern bekräftiget und mit dem Blute ihrer Zeugen gesiegelt worden wäre. — Madame Mazarin wirft ungeheure Summen Goldes acht Tage lang auf die Gasse, und Herr von Caumartin ist der einzige Gewährsmann einer That, von der man, wenn sie wahr wäre, im ganzen Europa gesprochen haben würde? — Wie kann ein Mann, der sich so gut auf Wirthschaft und Kreislauf des Geldes versteht, wie Herr von V., eine solche Anekdote niederschreiben, ohne daß ihm beifällt, was für einen entsetzlichen Lärm eine

Summe von dreißig oder vierzig Millionen Livres in baaren, wichtigen Dublonen oder Quadrupeln, in einer Stadt wie Paris, gemacht haben müßte? Es kann nicht so stille zugehen, wenn eine solche Summe auf einmal, wie durch einen Wolkenbruch, in die Circulation, und was am meisten zu bedeuten hat, in die unterste Classe des gemeinen Volkes gebracht wird. Eine solche Begebenheit würde durch ihre Folgen eine Art von Revolution hervorbringen, und wenigstens den gewöhnlichen Lauf der Welt mächtig stören. — O la Baumelle, la Baumelle, wie würde dir mitgespielt worden seyn, wenn es dir begegnet wäre, so eine Anekdote fallen zu lassen, und den Herrn von Caumartin zum Gewährsmann davon zu machen!

Ich habe alle mögliche Hoachtung für den Verfasser der Merope und Semiramis, der Henriade und der Pucelle, des Zadig und Mikromegas, des Candide und des Siècle de Louis XIV. Ich empfinde die Zauberei seiner Schreibart so stark als irgend jemand, und lasse mich durch den Schimmer seiner Einfälle und die Blendwerke seines Vortrages so gerne hintergehen als ein andrer; voraus bedungen, daß es mir erlaubt seyn muß, zu merken, daß ich hintergangen werde. Aber ich kann gleichwohl nichts dazu, wenn ich, nach solchen Beispielen, wie weit ein Mann, der einmal im Besitz ist zu reden und zu schreiben was er will, die Sache treiben kann — überlaut lachen muß, eben diesen Mann, mit dem Ernst eines Weisen, der zum Unterricht des menschlichen Geschlechts schreibt, sagen höre:

„Die Lebensbeschreibungen der großen Männer im Plutarch sind eine Sammlung von mehr angenehmen als zuverlässigen Anekdoten. Woher sollte er getreue Nachrichten vom Privatleben des Theseus und Lykurgus gehabt haben? In

den meiſten Maximen, die er ſeinen Helden in den Mund legt, iſt mehr moraliſcher Werth, wie hiſtoriſche Wahrheit.

„Die geheime Geſchichte Juſtinians von Prokop iſt eine aus Rachſucht gefloſſene Satyre; und wiewohl auch die Rache Wahrheit ſagen kann, ſo ſcheint doch dieſe Satyre, die mit der öffentlichen Geſchichte des Prokop in Widerſpruch ſteht, nicht immer die Wahrheit zu ſagen.“

„In unſern Zeiten iſt es nicht mehr erlaubt, dem Plutarch, alſo noch viel weniger dem Prokop, nachzuahmen. Wir nehmen nichts für hiſtoriſche Wahrheit an, als was bewährt iſt. Wenn Zeitgenoſſen wie der Cardinal von Retz und der Duc de Rochefoucault, die einander haßten, in ihren Nachrichten die nämliche Begebenheit bezeugen, ſo iſt dieſe Begebenheit wahr; widerſprechen ſie einander, dann muß man zweifeln. Was nicht wahrſcheinlich iſt, verdient nicht geglaubt zu werden, es wäre dann, daß verſchiedene glaubwürdige Zeitgenoſſen es einhellig bekräftigten.“ — Ain tu? Aus deinem Munde richte ich dich, du — Biedermann!

Aber der ehrliche Plutarch — wie kommt denn der dazu, daß er, bei Gelegenheit der Anekdoten der Regierung Ludwigs XIV., ſo übel abgeführt wird? „In unſern Zeiten iſt es nicht mehr erlaubt, dem Plutarch nachzuahmen.“ O, ſehr erlaubt, Herr von V., ſehr erlaubt! Die ganze Welt wird ſich Ihnen dafür verbunden halten, wenn Sie unſer Plutarch ſeyn wollen. Die Sache ſtößt ſich nur an einer einzigen Kleinigkeit — die Ihnen, ſo unausſprechlich auch Ihre Selbſtzufriedenheit iſt, unmöglich verborgen geblieben ſeyn kann, wenn Sie den Plutarch jemals ſo fleißig und ſo gut geleſen haben, wie ihn Henri IV. las.

„Allein, woher (ſagen Sie) ſollte Plutarch getreue Nachrichten vom Privatleben des Theſeus und Lykurgs genommen

haben? Und daraus schließen Sie — einer Logik zufolge, die Ihnen eigen ist, und ewig eigen bleiben möge! — daß er auch keine getreuen Nachrichten von dem Privatleben des Perikles, des Alcibiades, des Epaminondas, des Phocion, der Catonen, des Cäsars, des Pompejus, des Brutus, des Antonius und so vieler andrer, deren Lebenszeit nicht so nahe an das fabelhafte Zeitalter der Griechischen und Römischen Geschichte gränzt, gehabt haben könne? Die Geschichte des Theseus ist mit Fabeln unterwebt, durch Fabeln verfälscht. Es ist die Geschichte eines Griechischen Rolands oder Cids. Plutarch gesteht es selbst offenherzig. Allein da er für Griechen schrieb, hielt er es der Mühe werth, so viel möglich das Wahre aus dem Fabelhaften in der Geschichte eines so berühmten Nationalhelden herauszusuchen. Gesetzt aber auch, er hätte in der Lebensbeschreibung solcher Helden, wie ein Theseus, ein Lykurgus, ein Romulus, ein Numa, nicht immer zuverlässliche Urkunden gehabt: wie wenig muß demjenigen daran gelegen seyn, ob das, was er selbst sagt, wahr oder falsch ist, der um dieses kleinen und unerheblichsten Theiles des Plutarchischen Werkes willen das Ganze für eine Sammlung mehr angenehmer als glaubwürdiger Anekdoten ausgibt?

Was der Herr von. B. dem Herrn Wieland wohl zu Leide gethan haben mag? — Nichts in der Welt. Ich bin seit fünfundzwanzig Jahren einer seiner Leser und Bewunderer. Ob ihm mein Daseyn bekannt, weiß ich nicht, und habe mich, meiner Gewohnheit nach, nie darum bekümmert. Was er dazu sagen würde, wenn dieser kleine Ausfall wider ihn zu seiner Wissenschaft käme, kann ich mir sehr gut vorstellen. Aber auch dieß beunruhigt mich nicht. Warum sollte ich nicht so viel Recht haben, von einem Schriftsteller, der

nur von sehr Wenigen Gutes und von jedem großen Mann vor ihm und neben ihm Böses gesprochen hat, meine Meinung eben so freimüthig zu sagen, als er selbst die seinige über jedermann und über alles sagt?

Seine Schriften wimmeln von Anekdoten, die keinen andern Gewährsmann haben, als ihn selbst; und von Urtheilen, die keinen andern Grund haben, als seine Einbildung oder seine Laune. Alle Augenblicke gibt er uns witzige Einfälle für Gründe, Sophismen für Vernunftschlüsse, Orakelsprüche für Beweise. Eine glückliche Gabe, alles zu sagen was er will, hat es ihm leicht gemacht, seine Leser zu überreden, wovon er will. Gelingt es mit dem ernsthaften Tone nicht, so macht er einen Spaß, und die Lacher sind auf seiner Seite. Es ist allerdings unläugbar, daß er viel, sehr viel zu der bessern Denkart beigetragen hat, die man in der großen Welt täglich mehr Platz gewinnen sieht. Er hat dem Reiche des Aberglaubens Abbruch gethan, die Rechte der Menschheit verfochten und den Königen freimüthige Wahrheiten gesagt. Aber, gestehen wir, daß er uns diese Vortheile theuer bezahlen gemacht hat! Die irrigen Sätze, von denen seine Schriften strotzen; die gefährliche Gabe, durch die Magie seiner Farben und die künstliche Vertheilung des Lichts und Schattens in seinen Gemälden, die wahre Gestalt der Gegenstände zu verfälschen; der verwegene Gebrauch, der schon so lange und mit einer hartnäckigen Beharrlichkeit von dieser Gabe macht; der Muthwille, womit er Beifall und Verdammung ausspricht; die Zuversichtlichkeit, womit er Gegenstände einer mühsamen und langwierigen Untersuchung durch einen einzigen und flüchtigen Blick hinlänglich ergründet zu haben glaubt; seine Fertigkeit, Bücher zu citiren, die er nie gelesen, und Meinungen zu wiederlegen, die er nie verstanden hat, und

zwanzig andere Untugenden dieſer Art, machen ihn zu einem verführeriſchen Schriftſteller für den großen Haufen, von welchem die meiſten nur zum Zeitvertreibe leſen; die wenigſten hingegen Muße, Geduld, Verſtand oder Wiſſenſchaft genug haben, zu prüfen, was ſie leſen.

W.

1.

Weibliche Bildung.

1786.

Daß die männliche Hälfte des Menſchengeſchlechtes ſich keines ausſchließenden Rechts an die Vortheile, die aus der Cultur der Wiſſenſchaften entſpringen, anzumaßen habe; und daß die andere Hälfte, die aus unſern Müttern, Gattinnen, Schweſtern und Töchtern beſteht, und zu unſrer Erhaltung und Glückſeligkeit ſo unentbehrlich iſt als wir zu der ihrigen, ebenſowohl gegründete Titel zur Aufklärung, Bildung und Verſchönerung ihres Geiſtes und Herzens mit auf die Welt bringe als wir: eine ſo ſtark in die Augen leuchtende Wahrheit kann in unſern Tagen wohl keine Frage mehr ſeyn: und am allerwenigſten ſoll ſie es unter einer Nation ſeyn, die ſich ſchon in ihren älteſten Zeiten durch ihre Hochachtung des weiblichen Geſchlechtes, und durch thätliche Anerkennung ſeiner Rechte an Freiheit und Theilnehmung an den edelſten

Angelegenheiten und Vergnügungen des unsrigen, vor den meisten Völkern der Erde ausgezeichnet hat. Diesen edlen Charakterzug hatten die alten Germanen mit den Griechen und Römern gemein. Während das Weib in der ganzen übrigen Welt, entweder durch eine unnatürliche Unterdrückung zur Sklavin des Mannes herabgewürdigt, mit den mühseligsten Arbeiten belastet und zu der schnödesten Behandlung verdammt war, oder als bloßes Werkzeug der Ueppigkeit in vergoldete Kerker eingesperrt, von gestümmelten Halbmenschen schimpflicher Weise gehütet wurde: lebte sie in dem von unserm Stamme bevölkerten Europa von jeher mit dem Mann auf gleichem Fuße, und war, was sie nach den Absichten der Natur seyn soll, seine Gehülfin, Freundin und Rathgeberin.

Freilich hatte die Gattin eines alten Germaniers, um ihrem Manne alles dieß zu seyn, keines durch Wissenschaften entwickelten Verstandes vonnöthen. Die Natur, welche uns mit Fähigkeiten und Anlagen, die in gewissem Sinne keine Gränzen haben, ausstattet, hat auch für Mittel gesorgt, wodurch diese Anlagen, unter allen Umständen, in welche sie uns setzt, auf jeder Stufe des Lebens und der Cultur, worauf wir uns befinden, hinlänglich und zweckmäßig entwickelt werden; und ein mehreres würde uns oft nur unnütz und lästig seyn. Was sollte ein ungebildeter roher Krieger oder Landmann mit einer so fein ausgebildeten und vollkommenen Frau angefangen haben, wie z. B. Plinius die liebenswürdige Fannia*) schildert? — Oder, wenn eine Fannia, eben dadurch, weil sie in einem so hohen Grade vollkommen war, auch selbst für einen solchen Mann immer ein gutes Weib

*) Des Pätus Thrasea und der Arria Tochter, des Helvidius Priscus Gemahlin. S. über sie des Plinius Briefe B. 7. Br. 19.

abgegeben hätte: wie viele von ihren Vorzügen, wie viele Grazien ihres Geistes, wie viele angenehme und in andern Umständen sogar nützliche Gaben und Geschicklichkeiten würden gleichwohl für den braven Mann verloren gegangen seyn? Aber eben deßwegen muß die Cultur bei beiden Geschlechtern einen verhältnißmäßig gleichen Schritt halten: und wenn die Wissenschaften und die Künste der Musen ihre glücklichen Einflüsse über die höhern Classen einer Nation zu verbreiten angefangen: so wäre es nicht nur ungerecht, sondern ungereimt und unserm eigenen Vortheile zuwider, das weibliche Geschlecht von Theilnehmung an denselben deßwegen ausschließen zu wollen, weil unsere Urmütter ohne Wissenschaften und Literatur Muster von Klugheit, Treue, Muth und Keuschheit waren, so wie es noch in unsern Zeiten hier und da Frauen gibt, die, ohne die Vortheile einer feinen Erziehung genossen zu haben, vortreffliche Gattinnen und Mütter, und wahre Vorbilder jeder menschlichen und häuslichen Tugend sind.

Die immer seltener werdenden Beispiele dieser letztern beweisen indessen gegen die Vortheile, welche der weiblichen Hälfte einer cultivirten-Nation durch Theilnehmung an der gemeinsamen Aufklärung zuwachsen, nicht mehr, als die Beispiele, daß man bloß durch ein glückliches Naturell ein Künstler, ein Feldherr, ein Dichter, kurz, alles wozu uns die Natur machen will, werden kann. Wenn es auch nicht wahr wäre, daß selbst diese Günstlinge der Natur durch wissenschaftliche Ausbildung es noch weiter gebracht haben würden: so wird doch immer wahr seyn, daß die meisten, ohne dieses Hülfsmittel, weit unter demjenigen bleiben, was sie ihrer Lage und Bestimmung nach seyn sollten, und bei gehöriger Cultur geworden wären. Kurz, wenn es für jede Nation

einen Zeitpunkt gibt, wo ſie der Aufklärung und Verfeinerung durch Wiſſenſchaften und Muſenkünſte nicht ohne großen Nachtheil entbehren kann: ſo gilt es auch von dem weiblichen Geſchlechte; und die Ausnahmen beweiſen eben ſo wenig gegen die Regel, als der Mißbrauch etwas gegen den rechten Gebrauch entſcheiden kann.

Wenn alſo die Rede von dem Antheil iſt, der dem ſchönen Geſchlechte an der Nationalcultur, inſoferne ſie durch Kenntniſſe und Wiſſenſchaften befördert wird, gebühret: ſo fragt ſich nicht, ob ſie zu denſelben berechtigt ſeyen (denn dieß kann unter einer gebildeten Nation keine Frage ſeyn), ſondern bloß: worin er beſtehe, und welche Gränzen die Damen ihrer Wißbegierde etwa zu ſetzen haben möchten?

Käme es bei dieſer Frage bloß auf ihre Fähigkeiten an, ſo würde weder irgend eine Wiſſenſchaft zu ſchwer, noch irgend eine Stufe derſelben zu hoch für ſie ſeyn: denn es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß wir uns in dieſem Stücke keines natürlichen Vorzuges anzumaßen haben. Es iſt längſt aus Beiſpielen und Thatſachen offenbar, daß ſie nicht nur alles, was die ſcharfſinnigſten Männer in den höhern Wiſſenſchaften erfunden haben, zu verſtehen und ſich eigen zu machen fähig ſind: ſondern daß ſie in Werken des Geiſtes, zumal wo es auf Imagination, Zartheit des Gefühls, Schönheit der Geſinnungen und Feinheit des Geſchmackes ankommt, Stufen erſtiegen haben, die uns kaum erreichbar ſind. Wie anſehnlich würde das Regiſter der Frauen ſeyn, welches wir (von den Griechinnen und Römerinnen nichts zu ſagen) nur aus den neuern Zeiten, von der ſchönen Chriſtine von Piſan bis auf dieſen Tag, zum Beweiſe dieſer Wahrheiten aufführen könnten, wenn ſie eines Beweiſes nöthig hätten. Wir ſind hievon ſo überzeugt, daß wir es für unartig halten würden,

der edlen jungen Spanierin, Donna Maria Iſidora Quintana de Guzmann y la Cerda, die ſich mit ſo großem Gepränge den philoſophiſchen Doctorhut zu Alcala aufſetzen ließ, ſogar die Behauptung, daß eine Dame einen akademiſchen Lehrſtuhl mit Ruhm ausfüllen könnte, ſtreitig machen zu wollen, zumal nachdem in Italien die berühmte Laura Baſſi den Beweis bereits durch die That geführt hat.

Alſo nicht die Fähigkeiten, ſondern bloß die angeborene Beſtimmung des weiblichen Geſchlechtes, und der eigene Wirkungskreis, welchen die Natur ihren Gaben und Tugenden angewieſen, geben uns den wahren Geſichtspunkt an, aus welchem das Recht der Frauen an wiſſenſchaftliche Bildung genauer zu beſtimmen iſt. Und wie glücklich iſt es nicht für ſie, daß ſie, aus dieſem Grunde, ſo vieler Plage des Geiſtes, ſo vieler nur zu oft unnützen Arbeiten, woran wir unſre innern und äußern Sinne ermüden und abſtumpfen müſſen, gänzlich überhoben ſind! — daß ſie bloß der Früchte genießen dürfen, deren mühſame Erzielung uns obliegt; daß ſie auch unter dieſen immer die ſchönſten und ſchmackhafteſten auswählen, und gleich dem Blumenvogel, den die Griechen zum Bilde der Seele gemacht haben, ihren Geiſt nur mit den lieblichſten Blüthen und Düften des Muſenhügels, nur mit dem reinen Nektar der Philoſophie, nähren dürfen — kurz, daß ſie aller Kenntniſſe und Studien entbehren können, die nicht unmittelbar dazu dienen, ſie weiſer, liebenswürdiger und glücklicher zu machen.

Genauer läßt ſich die Gränzlinie nicht wohl ziehen, welche (wenn ich ſo ſagen kann) den weiblichen Antheil an den Wiſſenſchaften von dem unſrigen ſcheiden: oder vielmehr, es gibt im Grunde gar keine ſolche Linie, über welche einer Frau nicht erlaubt wäre, ſich hinaus zu wagen, wenn ſie ſich von

innen dazu berufen fühlt, und von außen durch keine dringenden Pflichten oder andre Hinderniſſe zurückgezogen wird. Fähigkeiten, beſondre Anlage, Muße, Stand und Gelegenheit entſcheiden hier über mehr oder weniger: und wenn eine Anna Maria von Schurmann ſich berufen fühlte, auch die Rabbinen zu ſtudiren, eine Anna Dacier den Homer und Ariſtophanes zu commentiren, eine Katharina Macaulay mit den Saluſten, Macchiavellen und Guicciardinen um den Lorber der Geſchichtsmuſe zu ringen, und das ſiebenzehnjährige Fräulein Donna Maria Iſidora Quintana de Guzmann y la Cerda öffentlich mit 158 knaſterbärtigen Doctoren zu disputiren! wer kann etwas dagegen einzuwenden haben — ſo lange ihre Väter oder ihre Mütter zufrieden ſind?

Denn nicht bloß das Unentbehrliche oder auch das Nützliche in Rückſicht auf den kleinen Cirkel, worin wir uns bewegen: auch das bloße Vergnügen zu wiſſen, was an ſich wiſſenswerth iſt, und der Kräfte unſers eigenen Geiſtes, des innern Schatzes, der in unſern eigenen Herzen verborgen liegt, mit Einem Worte aller der angenehmen Empfindungen zu genießen, womit eine Seele ſich bereichert, die ihren Sinn für das Wahre, Große und Schöne in den Werken der Natur und Kunſt gebildet und geſchärft hat — auch dieß iſt ein würdiger Zweck, ja er iſt der edelſte unter allen, und iſt es eben darum, weil er ſich nicht auf Nothdurft und Nutzen einſchränkt, ſondern den Geiſt angewöhnt, an dem, was wahr, ſchön und erhaben iſt, ohne andere Rückſicht als weil es dieß iſt, inniges Wohlgefallen zu finden, und ſich daran als an einer ſeinem Geiſte homogenen Geiſterſpeiſe zu weiden. In dieſem Sinne kann man ſagen, der edelſte und reinſte Zweck der Wiſſenſchaft ſey — die Wiſſenſchaft ſelbſt; ſo wie das Schöne edler iſt als das Nützliche, weil dieſes nur wegen

seiner Beziehung auf unsre körperlichen Bedürfnisse, Verhältnisse und zufälligen Umstände ein Gegenstand des Begehrens ist: jenes hingegen bloß wegen der reinen Befriedigung, die unsre Seele in seinem unmittelbaren Genuß und Anschauen findet, geliebt wird.

In beiden Fällen aber, meine liebenswürdigen Leserinnen, es sey nun, daß Sie sich bloß auf das Nothdürftige und Brauchbare, oder auch nur auf das angenehm Unterhaltende und Zeitkürzende in der Wahl Ihrer Lecture einschränken: oder daß Sie (was freilich nur bei den wenigsten statt finden kann) die Vollkommenheit Ihres Geistes durch Wissenschaften und Kunst zur Hauptsache Ihres Lebens machen wollten: in beiden Fällen sind eine Menge mannichfaltiger elementarischer Kenntnisse vonnöthen, die Ihnen unentbehrlich sind, um, in Ihrem einsamen Cabinette, in dem belehrenden und ergötzenden Umgang mit den schönsten Geistern der Alten und Neuern sich desto besser zu gefallen, und außer denselben in der Gesellschaft, in welcher Sie leben, dem Vorwurf einer Unwissenheit zu entgehen, der in unsern Tagen für Personen von gewissen Classen etwas sehr Unangenehmes hat. Es sind nur wenige vorzügliche Werke des Geistes, oder es gibt vielleicht gar keines, selbst unter denen die nichts als Empfänglichkeit für Bilder und Empfindungen vorauszusetzen scheinen, welche man recht verstehen, recht genießen, geschweige denn recht beurtheilen könnte, ohne eine Menge kleiner Kenntnisse zu besitzen, die in alle Arten von Wissenschaften einschlagen.*)

*) Zu diesem Behuf empfiehlt nun Wieland die von K. L. Reinhold nach dem Französischen neu bearbeitete Allgemeine Damenbibliothek, Leipz. 1786 fgg., wozu das Obige als Vorrede geschrieben ist.

b.

Bei der Anzeige von Schillers hiſtoriſchem Kalender für Damen.

1791.

Frivolität iſt keine Ingredienz in dem eigentlichen Charakter der Deutſchen: was ſich davon unter uns befindet, iſt von einer Nation zu uns herübergekommen, die ſeit mehr als einem Jahrhundert theils durch wahre, theils durch blendende und verführeriſche Vorzüge ſich eine Art von deſpotiſcher Herrſchaft in allem was von Geſchmacke, Meinung und Mode abhängt, über ganz Europa, beſonders über uns Deutſche bemächtigt hatte, und von welcher mit gleich vielem Grunde geſagt werden kann, daß ſie unſern Sinn für das Wahre, Schöne und Zierliche, Anſtändige und Schickliche gebildet und geſchärft, aber auch von Zeit zu Zeit wieder verfälſcht, verſchroben und abgeſtumpft habe. Frivolität mag wohl unter einer von Natur ſehr lebhaften und geiſtvollen Nation, deren obere Claſſen durch übermäßige Verfeinerung und Ueppigkeit entnervt und zu gleicher Zeit durch den inſolenteſten Deſpotismus des Hofes und der Großen zuſammengedrückt waren — ſo lange dieſer Zuſtand von politiſcher und moraliſcher Vernichtung dauerte — eine reizende, und inſoferne ſie ſich mit Witz und Geſchmack, Gefühl und Grazie in tauſenderlei Geſtalten und Verkleidungen zu ſchminken und herauszuputzen wußte, beinahe eine liebenswürdige Untugend geweſen ſeyn. Aber auf Deutſchen Boden verſetzt, verliert ſie alles, wodurch ſie einſt in ihrer Heimath blendete und verführte; ſie paßt weder zu unſerm Klima, noch zu unſrer Lebensweiſe, weder

zu unſrer Verfaſſung, noch zu unſern Sitten; ſie ſteht vielmehr mit allem dieſem und mit unſerm daraus ſich bildenden Nationalcharakter in dem offenbarſten Widerſpruche; und es wäre alſo doppelt lächerlich, wenn wir zu einer Zeit, da die Franzoſen ſelbſt aufgehört haben frivol zu ſeyn, noch auf eine vermeinte Artigkeit Anſpruch machen wollten, die uns ſo übel anſteht; denn, unter uns geſagt, ein frivoles Deutſches Mädchen, eine frivole Deutſche Frau iſt unſtreitig das fadeſte, platteſte, widerlichſte, und — wenn anders ein von den zwei Antipoden, Lavater und Bahrdt, bis zur gänzlichen Abnützung gebrauchtes Wort noch dieſes einzigemal brauchbar iſt — das ungenießbarſte Ding unter der Sonne.

Die Anzahl ſolcher mißrathenen Copien eines Originals, das ſelbſt keinen andern Werth hat, als den ihm Thorheit, Grillenhaftigkeit und momentane Laune beilegen, kann aber unter uns nicht beträchtlich ſeyn. Germaniens Töchter erkennen nicht erſt von geſtern her, daß die Entwicklung und Ausbildung ihrer Seele ſich mit den weſentlichſten Pflichten ihrer Beſtimmung nicht nur ſehr gut vereinbaren läßt, ſondern ſie zu deſto vollkommnerer Erfüllung derſelben geſchickt machen kann — und, ſo der Himmel will, iſt es auch unter den verſtändigen Männern keine Frage mehr: ob nicht, ſo wie wir ſelbſt an Cultur zunehmen, auch das Geſchlecht, welches Natur und bürgerliche Verfaſſung in die zarteſten und engſten Verhältniſſe mit uns geſetzt, zu Gehülfinnen unſers Lebens, zu Müttern und Erzieherinnen unſrer Kinder, zu unſern Freundinnen, Rathgeberinnen und Geſellſchafterinnen beſtimmt hat, kurz, das Geſchlecht, deſſen liebenswürdige Eigenſchaften und Tugenden zum Glücke unſers Lebens und zum gemeinen Wohlſtande der bürgerlichen Geſellſchaft gleich weſentlich und unentbehrlich ſind — verhältnißmäßig auch

gleichen Schritt mit uns halten, und (so weit als es der Umfang und die Gränzen ihrer allgemeinen und besondern Bestimmung zulassen) auch durch Aufklärung ihres Verstandes, Erweiterung ihrer Kenntnisse und Veredlung ihrer Gesinnungen aus dem schmählichen Zustande von Unterdrückung und Sklaverei, worin sie unter den Barbaren und Halbbarbaren der übrigen Welttheile schmachten, herausgezogen, und in die ganze Würde, die der Hälfte des Menschengeschlechts gebührt, eingesetzt werden müsse.

Diejenigen, die als Augenzeugen wissen, wie es mit der Nationalcultur (besonders insofern sie durch das, was man Lecture nennt, bewirkt wird) vor vierzig bis funfzig Jahren unter uns stand, werden gestehen, daß die Fortschritte, die wir in dieser Zeit gemacht haben, groß genug sind, daß unsre Urahnfrauen, wenn sie (wie Lucians Wiederauflebende) auf einmal wieder unter uns erschienen, sich in eine andre Welt versetzt glauben würden. Wo ehemals kaum in den höchsten Classen hier und da einige Damen waren, die etwas Gedrucktes, außer ihrem Gebetbuche und dem gemeinen Hauskalender, kannten, und sich in müßigen Stunden etwa mit Hercules und Herculiscus, der Römischen Octavia und Lohensteins Arminius — und in der Folge mit der Asiatischen Banise, Neukirchs Telemach und andern allgemein beliebten Büchern ihrer Zeit unterhielten — da ist jetzt das Lesen auch unter der Mittelclasse, und bis nahe an diejenigen, die gar nicht lesen gelernt haben, allgemeines Bedürfniß geworden; und gegen Ein Frauenzimmer, welches vor funfzig Jahren ein zu ihrer Zeit geschätztes Buch las, sind jetzt (um nicht zu viel zu sagen) hundert, zumal in kleinern Städten und auf dem Lande, wo es an den Zerstreuungen der großen Städte fehlt — die alles lesen, was ihnen vor die Hände kömmt und

einige Unterhaltung ohne große Bemühung des Geistes verspricht.

Daß es aber weder für den Kopf und das Herz unserer Weiber und Töchter, noch für die Ruhe und den Wohlstand der Familien, und (wenn wir die Sache aus einem noch höhern Gesichtspunkt betrachten) für die Sitten überhaupt und für das allgemeine Beste der jetzigen und nachfolgenden Generation, nichts weniger als gleichgültig sey, mit was für Lecture unsre jungen Schönen unterhalten werden; ob durch das, was sie lesen, ihr Geschmack richtig oder falsch gebildet, ihr Geist wohl oder übel genährt, ihr Herz verbessert oder verschlimmert, mit Kenntniß und Liebe der Pflichten und Tugenden ihrer wahren Bestimmung, oder mit frivolen Phantasien und mit dem Zunder ausschweifender und verderblicher Leidenschaften angefüllt werde? daß dieß keine gleichgültige Sache sey, muß einem jeden in die Augen leuchten, der nur ein wenig über den Einfluß der Lecture, zumal auf die Jugend und auf ein Geschlecht, welches für alle Arten von Eindrücken am empfänglichsten ist, nachgedacht hat. Und daß man darüber nachdenke, wird täglich um so nöthiger, je gewisser es ist, daß, so wie die Speculationen der Büchermacher und Verleger, den Luxus der Lectur auf alle nur ersinnliche Weise zu vermehren, keine Gränzen haben! durch eine ganz natürliche Folge auch die Leichtigkeit, die Leselust zu befriedigen, immer zunimmt; indem überall, sogar an den kleinsten Orten, Anstalten getroffen werden, dem Publicum, besonders der Jugend beiderlei Geschlechts, alle Arten von guten und schlechten Lesereien, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden, ja vielleicht mit geflissentlicher Rücksicht auf das, was die Lüsternheit, den Leichtsinn und die aufkeimenden Leidenschaften der Jugend am meisten reizen kann,

auf die bequemste und wohlfeilste Art in die Hände zu spielen.

Von der Zeit an, da das weibliche Geschlecht unter einer Nation an der Geistescultur, sofern sie durch Bücherlesen erhalten wird, beinahe unbeschränkten Antheil nimmt, ist es ein wirklicher Dienst, der dem gemeinen Wesen geleistet wird, wenn man diejenige Gattung von Schriften, welche besonders für Leserinnen bestimmt sind, zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen sucht. Es ist nicht genug, daß es nicht an Büchern fehle, welche ihrem Geiste überhaupt eine zugleich gesunde und angenehme Nahrung, oder wenigstens eine dem Verstand, dem Geschmack und dem Herzen unschädliche Gemüthsergötzung verschaffen; nicht genug, daß die Lecture das Ihrige beitrage, um sie witziger, artiger, angenehmer, unterhaltender in der Gesellschaft zu machen: die Ausbildung ihrer Seelen gibt ihnen ein Recht, sich auch als Genossen der Nationalverbindung, als Glieder des politischen Körpers, dem sie angehören, zu betrachten, und neben den Gesinnungen und Tugenden, welche ihre besondere Bestimmung in dem engern häuslichen Kreise der Familienverhältnisse erfordert, auch die höhern Gesinnungen der Vaterlandsliebe und der Theilnehmung am allgemeinen Wohle des Ganzen, in ihrem Maße mit uns zu theilen. Ich besorge von meinen Lesern keine unzeitige Persiflage über das was ich hier sage; oder ich würde mich wenigstens dadurch nicht irre machen lassen, da es darum zu thun ist, von einer ernsthaften Sache ernsthaft zu sprechen. Wenn gleich (Dank sey dem täglich zunehmenden Luxus und der täglich abnehmenden Möglichkeit seinen Forderungen im häuslichen Stande genug zu thun!) das Heirathen immer schwerer und seltner wird: so bleibt es doch der Wunsch der Natur sowohl als der bürgerlichen Gesell-

ſchaft, daß jedes Mädchen Ehegattin und Mutter werde; und je beſſere Erziehung, je mehr Ausbildung die Mütter ſelbſt erhalten haben, deſto geſchickter werden ſie, zur Bildung ihrer Kinder das Ihrige beizutragen. Durch eine ganz natürliche Folge wächst alſo der Antheil, den das weibliche Geſchlecht an der Erziehung des männlichen nimmt, in eben dem Verhältniß, worin es an Aufklärung, nützlichen Kenntniſſen und edlen Geſinnungen zunimmt; und eben darum wird es um ſo nöthiger, daß die Weiber vorzüglich, vor tauſend andern Gegenſtänden der Wißbegierde, ſich mit demjenigen beſchäftigen, wodurch ſie in dem Gefühl und Bewußtſeyn ihres Verhältniſſes gegen die politiſche Geſellſchaft, welcher ſie angehören, erhalten werden. Denn wie kann man erwarten, daß eine Mutter die Geſinnungen der Vaterlandsliebe, die Theilnahme an dem Ruhm und Wohlſtande der Nation, die dankbare Schätzung der Vortheile, die uns durch die Verfaſſung derſelben, durch die Verdienſte unſrer Vorfahren und durch die Arbeiten unſerer Zeitgenoſſen zu Statten kommen u. ſ. w. in ihrem Sohn entwickeln und unterhalten werde, wenn ſie ſelbſt von allen dieſen keine oder nur verworrene und unzuſammenhängende Begriffe hat? Iſt es alſo nicht Schande, wenn — zu einer Zeit, da beinahe alle ſchönen Augen ſich mit Leſen abnutzen, zu einer Zeit, da Lectüre ein faſt allgemeines Bedürfniß unſrer Frauen geworden, und man hierin ſchon lange bis zum Luxus gegangen iſt — doch noch ſo viele, ſelbſt in den höhern Claſſen, zu finden ſind, denen alles andere bekannter iſt, als die Geſchichte ihres eigenen Vaterlands, ihrer eigenen Nation? Und welch ein Uebermaß von Schande, daß ſich gerade in dieſen höhern Claſſen noch ſo manche in allen Theilen Deutſchlands befinden, die — eben dl mwrenia, ſie in der Geſchichte des Vater-

landes, von welchem ſie ſo viele Vortheile ziehen, der Nation, welche ihnen ſo viele unverdiente Vorrechte zugeſteht, ſo unwiſſend ſind — ſich Deutſche zu ſeyn ſchämen, ſo viel möglich zu verbergen ſuchen, daß ſie es wenigſtens der Geburt nach ſind, und mit lächerlicher Verachtung (wodurch ſie ſich ſelbſt ſogar in den Augen vernünftiger Ausländer verächtlich machen) auf die Sprache, Literatur, Künſte und Producte des Genie's und des Fleißes ihres Volks herabblinzeln!

Es iſt hohe Zeit, daß es endlich hierin anders mit uns werde — und anders wird es auch werden, wenn unſre beſten Köpfe fortfahren, mit immer mehr Eifer die großen gemeinſamen Nationalgegenſtände, Sprache und Alterthümer, ältere und neuere Geſchichte, Zuſammenhang des vergangenen und gegenwärtigen Zuſtandes des Deutſchen Reichs, und mögliche Verbeſſerung des letztern auf vernunft- und ordnungsmäßigen Wegen, zu Gegenſtänden ihrer literariſchen Arbeiten zu machen. Man hat ſich lange mit der Entſchuldigung beholfen, es fehle uns an hiſtoriſchen Werken über unſre vaterländiſche Geſchichte, die man mit Vergnügen leſen könne. Dieſer Klage iſt zum Theile ſchon ſeit geraumer Zeit durch Schmidts allgemein geſchätzte Geſchichte der Deutſchen abgeholfen; theils haben wir die angenehme Ausſicht vor uns, daß alles, was Leſer, die nur durch einen hohen Grad von Vollkommenheit zu befriedigen ſind, in jeder Rückſicht von einem neuen Geſchichtſchreiber Deutſchlands fordern und erwarten können, durch einen Mann werde geleiſtet werden, den ſein zugleich weit umfaſſender und tief eindringender Blick und ſein ſcharfſichtiges Urtheil, verbunden mit der ſeltnen Geſchicklichkeit in Compoſition und Darſtellung, die er in andern Fächern, wo der Imagination mehr erlaubt iſt, bewieſen hat, ganz vorzüglich zu der rühmlichen Laufbahn zu beſtimmen ſcheinen, in

welcher sein erster Versuch (die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung) schon den künftigen Meister ankündigte, der nun mit jedem neuen Schritte dem Ideal der Vollkommenheit, nach welchem Geister seiner Art arbeiten, näher kommt.

Da die Betrachtungen, die ich bei dieser Gelegenheit über die Nothwendigkeit, der Cultur des weiblichen Geistes die zweckmäßigste Richtung zu geben, angestellt habe, mir den besondern Gesichtspunkt angeben, aus welchem ich den Werth des historischen Kalenders für Damen beurtheile: so kann ich nicht anders, als unsern Deutschen Frauen und Jungfrauen Glück dazu zu wünschen, daß ein Schriftsteller von diesem Werth und Ruhm sich's zur Ehre geschätzt hat, eines der wichtigsten Stücke unserer vaterländischen Geschichte ausdrücklich für sie zu bearbeiten.

2.

Christoph Martin Wieland.

Unterredungen mit dem Pfarrer von ***.

1775.

Erste Unterredung.

Dieser Tage, da ich allein an meinem Schreibtische beschäftigt war, hörte ich etwas so leise an der Thür pochen oder kratzen, daß ich, ohne darauf Acht zu haben, in meiner Arbeit fortfuhr, bis nach einer kleinen Weile die Thür langsam Zoll für Zoll, dergestalt, daß sie ungefähr drei bis vier

Secunden brauchte, um die Breite eines Daumens zurückzulegen, aufging, und, weil dieſe langſame Bewegung mit einigem Knarren verbunden war, mich veranlaßte umzuſchauen, und wahrzunehmen, daß alle dieſe Bewegungen von einem menſchlichen Weſen herrührten, welches, dem Anſehen nach nicht ohne Schüchternheit und Zweifel an günſtiger Aufnahme, herein zu kommen ſtrebte.

Es verſtrichen noch einige Secunden, bis es endlich dahin gediehen war, daß der Mann — denn ein Mann war es, und, wie man ſehen wird, ein beſſerer Mann, als man nach dieſen Anſcheinungen hätte vermuthen ſollen — den Kopf vorwärts geſtreckt und den Leib auf die Seite gedreht, wie einer, der ſich durch eine enge Oeffnung hindurch winden muß, obſchon die Thür weit genug für ihn war — ſich ſo weit hereingearbeitet hatte, daß ich ſehen konnte, wen ich vor mir hätte.

Es war ein ältlicher Mann von mittlerer Größe, etwas hager, in einem altmodiſch zugeſchnittenen grauen Rocke mit ſchwarzen Knöpfen, einer ſchwarzen Tuchweſte, wohl geſchonten, aber doch an den Knien etwas abgeſtoßenen ſchwarzen Plüſchhoſen, wollenen Strümpfen von derſelben Farbe, und (was aus ſeinem Anzug ein vollſtändiges Ganzes machte) den Kopf mit einer dicken Haarmütze von Ziegenwolle bedeckt, die durch Länge der Zeit eine dem verwelkten Bux ähnliche Farbe angenommen hatte. In der Hand hielt er ein kurzes dickes Spaniſches Rohr mit einem ſchlechten Fayenceknopf, und unterm Arm einen großen Hut, der ſo abgegriffen und verſchliſſen war, daß ſein Herr ſelbſt beſchämt ſchien, ihm noch längere Dienſte zuzumuthen.

Dieſes unſcheinbaren Aufzugs ungeachtet hatte der Mann etwas in ſeiner Geſichtsbildung und Miene, das mich für

ihn einnahm; und überdieß ſchien er zu einem Orden zu gehören, deſſen Beſtimmung in meinen Augen ſo ehrwürdig iſt, daß ich dem geringſten Mitgliede desſelben (inſofern es kein Bonze iſt) mit eben ſo viel Ehrerbietung zu begegnen gewohnt bin, als ob es der Erzbiſchof zu York oder der Cardinalvicarius wäre.

Der gute Mann machte viel Umſtände und Entſchuldigungen. — „Ich beſorge —. Sie ſind beſchäftigt, wie ich ſehe — Verzeihen Sie mir — ich komme wohl zur ungelegnen Zeit" u. ſ. w.

Ein Mann wie Sie kommt immer zur gelegnen Zeit, ſagte ich, indem ich ihn erſuchte Platz zu nehmen.

Er ſchien dieß, wiewohl es kein Compliment war noch ſeyn ſollte, für etwas noch Schlimmeres zu halten. Seine Verlegenheit verrieth mir das ſeltſame Vorurtheil, womit er zu mir gekommen war. Ich betrachtete ihn einen Augenblick mit einer Aufmerkſamkeit, die durch einen Ausdruck von Wohlwollen und Beſcheidenheit gemildert war — oder mein Geſicht müßte meinem Herzen ohne meine Schuld Unrecht gethan haben. Mein Unbekannter nahm, wie ich vermuthe, dieſen Blick für eine Frage auf. — Ich bin der Pfarrer zu ***, ſagte er, und habe mir ſchon lange gewünſcht Sie perſönlich kennen zu lernen.

Ich konnte mich bei den Worten — ich bin der Pfarrer zu *** — nicht enthalten, einen Blick auf ſeinen abgetragenen grauen Rock, auf ſeine Plüſchhoſen und wollenen Strümpfe, und auf ſeinen alten abgegriffenen Hut zu werfen. Ich glaube gar, daß ich ſeufzte.

In der That ſtellten ſich mir in dieſem nämlichen Augenblick eine ſo große Menge ernſter und trauriger Vorſtellungen dar — die Beſtimmung und Würde ſeines Standes, im

Gegensatze mit der verachteten und unterdrückten Lage der so genannten Klerisei in den meisten christlichen Staaten; — die nachtheiligen Folgen, die dieser Contrast theils auf den Charakter der Geistlichen selbst, theils auf ihren sittlichen Einfluß und die Erzielung des Endzwecks ihres Berufs hatz die Sorglosigkeit der meisten Großen über einen so wichtigen Gegenstand, die Unmöglichkeit, oder, was auf Eins hinauslauft, die unendlichen Schwierigkeiten, diesem Uebel abzuhelfen, wenn auch manche Obrigkeiten den Willen hätten die Sachen auf einen bessern Fuß zu setzen: alles dieß mit allen seinen Ursachen, Umständen und Folgen auf einmal anschauend gedacht — und gerade in diesem Augenblick, dem guten Pfarrer zu ***, seiner gelben Perücke, seinen Plüschhosen und seinem abgenutzten Hute gegenüber, gedacht — betrübte meine Seele; und machte mich wider Willen ein paar Minuten sprachlos.

Der wackere Mann schien verlegen zu seyn, wie er das Gespräch anfangen wollte. Er sah aus wie einer, der viel auf dem Herzen hat, und nicht weiß wo er anfangen soll, um sich dessen mit guter Art zu erledigen. Er warf die Augen bald auf die eine, bald auf die andre Seite des Zimmers, verwunderte sich — armer Mann! — über den schönen Band meiner Bücher, und fixirte sich endlich auf eine Büste, die ihm gegenüber stand.

„Sokrates, nicht wahr?“ — fragte er mit einer Miene, als ob es ihn freute dieses Bild bei mir anzutreffen. Es war ein vortrefflicher Mann (sagte er, nachdem er den Kopf eine Weile betrachtet hatte) wiewohl man's ihm nicht ansieht.

Nein, gewiß nicht, versetzte ich ein wenig hastig. Sehen Sie hier — dieß sind die Baisers von Dorat, nach den Basiis des Johannes Secundus, in einem schönen Englischen Bande, auf das feinste Papier gedruckt, mit einer Menge niedlicher

Vignetten, — ein Buch kann nicht beſſer gekleidet und herausgeputzt werden — und doch iſt dieß Buch ſeinem Innern nach vielleicht — nicht einmal — einen Kuß werth. Und ſehen Sie hier den Katechismus fürs Landvolk, ein kleines unſcheinbares Büchlein, auf ſchlechtes Papier gedruckt, und in Pappe gebunden, das nach ſeinem wahren Gehalt mehr Gold werth iſt, als der Verfaſſer und ſein Buch zuſammengenommen ſchwer ſind.

Der Pfarrer ſah mich an, als ob er die Beſtätigung deſſen was ich geſagt hätte in meinen Augen leſen wollte.

Ich. Sie kennen doch Schloſſers Katechismus, Herr Pfarrer?

Der Pfarrer. Ganz gewiß; ich hab' ihn mehr als einmal geleſen, und viel Gutes daraus gelernt. Ich empfehl' es allenthalben wo ich bekannt bin. Was auch manche Leute dagegen ſagen, es iſt ein gutes, lehrreiches Buch; wiewohl eben nicht alles darin ſteht, was in einen Katechismus fürs Landvolk gehört.

Ich. Wer wollte auch ein gutes Buch deßwegen verwerfen, weil nicht alles darin ſteht? Allenfalls hätte Herr Schloſſer ſeinem vortrefflichen Büchlein, um der ſchwachen Brüder willen, einen andern Titel geben mögen.

Das denk' ich auch, ſagte der Pfarrer.

Er blätterte etliche Augenblicke in den Baisers, die er noch in der Hand hatte, ſchüttelte ein paarmal den Kopf, und legte es wieder hin. — Sokrates war kein Freund von Küſſen, ſagte er, indem er die Büſte des Weiſen von neuem betrachtete.

Ich. Sie erinnern ſich, wie ich merke, der Stelle, wo er den jungen Xenophon beſtraft, weil er zu leichtſinnig über die Gefahr eines Kuſſes wegſchlüpfte.

Der Pfarrer. Und was meinen Sie, daß er zu manchem neuern Gedichte gesagt hätte, worin alle Zauberei der Poesie aufgeboten wird, um die Jugend nach demjenigen lüstern zu machen, was Sokrates der Weisheit und Tugend so gefährlich hielt?

Ich erröthete ein wenig.

Der Pfarrer. Vergeben Sie mir — ich habe wahre Hochachtung für Sie, und —

Ich. Ich wünsche von Ihnen gekannt zu seyn, ehe Sie mir das sagen; denn ich liebe die Complimente nicht.

Der Pfarrer. Sie haben der Welt durch einige Ihrer Schriften so viel Gutes gethan —

Ich. Vergeben Sie mir, daß ich Sie unterbreche. Wir wollen uns in kein so weitläuftiges und kitzliches Geschäft einlassen, als die Untersuchung der Güte und Nützlichkeit meiner Schriften ist. Diese Untersuchung ist überhaupt bei allen Büchern schwer: denn das beste kann Schaden thun, und das schlimmste ist zu etwas gut. Aber bei den meinigen finden sich noch besondere Schwierigkeiten. Die Geschichte meiner Seele, und die Geschichte der Gelegenheit, Art und Weise, wie jede derselben vom Jahre 1751 an bis jetzt entstanden ist, gehört gewissermaßen unumgänglich dazu, wenn die Welt (ich rede nicht von der kleinern Zahl, die alles dieß nicht nöthig hat) in den Stand gesetzt werden soll, jede in ihrem wahren Lichte zu sehen, und von dem Gemüthszustande, der Lage und der Absicht, worin sie geschrieben worden, richtig und vollständig urtheilen zu können. Ich habe diese Geschichte ein einzigesmal in meinem Leben einem Manne von vielen Verdiensten um die Menschheit, und vielleicht einem der besten Sterblichen, die je gewesen sind, am ersten Abend, den wir

zuſammen zubrachten, erzählt; und er iſt dadurch auf ewig mein Freund geworden.

Der Pfarrer. Aber warum eilen Sie nicht, dieſe nämliche Geſchichte der ganzen Welt zu erzählen? Sie glauben nicht — o! gewiß, Sie ſtellen ſich nicht vor, wie viel falſche Urtheile und wie viel Aergerniß Sie vielleicht dadurch verhindern, und wie viel Gutes Sie damit ſchaffen würden.

Ich. In der erſten Wärme war dieß auch der Gedanke des würdigen Mannes, von dem ich Ihnen ſagte. Aber er hörte meine Gegengründe, und billigte ſie. — Ich will Ihnen dieſe Gründe aufrichtig mittheilen, lieber Herr Pfarrer; und glauben Sie mir, ich fühle in dieſem Augenblick etwas, das mich zwingen würde Ihnen die Wahrheit zu ſagen, wenn ich auch nicht wollte. — Wiſſen Sie alſo, ich habe nicht anhaltenden Enthuſiasmus genug, mich über alle die Urtheile hinwegzuſetzen, denen ich mich ausſtellen müßte, wenn ich mein eigner Biograph würde. Die Welt, in der wir leben, ertrüge einen ſo hohen Grad von Aufrichtigkeit nicht. Ich bin als ein Dichter bekannt. Man würde mich, ſelbſt indem ich das Schlimmſte, was ich von mir zu ſagen hätte, beichtete, der Kunſtgriffe beſchuldigen, deren ſich Danae bediente, da ſie dem noch nicht entzauberten Agathon ihre Geſchichte erzählte. Man würde ſagen, daß ich (wie Danae) mehr die Geſetze des Schönen und Anſtändigen als der hiſtoriſchen Treue zum Augenmerke genommen, und mir kein Bedenken gemacht hätte, bald einen Umſtand zu verſchönern, bald einen andern wegzulaſſen, je nachdem es die beſſere Wirkung des Ganzen erfordert hätte. Mit Einem Worte, Herr Pfarrer, ich kann mich nicht entſchließen, alles Gute von mir zu ſagen, was ich ſagen müßte, wenn ich ſo wahr und gerecht gegen mich

selbst seyn wollte, als ich es gegen jeden andern Menschen zu seyn wünsche und beflissen bin.

Der Pfarrer. Indessen — da wir doch Menschen sind, und es unmöglich ist, daß wir bei einer unumschränkten Offenherzigkeit nicht auch Böses von uns zu erzählen haben sollten — sollten Sie sich nicht vielleicht auch vor dem Terenzischen »ego homuncio hoc non facerem« fürchten?

Ich. Es wäre immer eine Bedenklichkeit, die — in Erwägung der schmeichlerischen unredlichen Art, womit die meisten Sterblichen über ihr eignes sittliches Verhalten zu urtheilen pflegen — auf einen Menschenfreund, der auch nur zufälliger Weise zu schaden für ein großes Unglück hält, billig Eindruck machen könnte. Aber, glauben Sie mir, Herr Pfarrer, dieß ist was ich am wenigsten besorge. Meine Fehltritte sind vielleicht — so seltsam Ihnen dieß auch vorkommen mag — gerade das, was freilich nicht meiner Weisheit oder Klugheit — aber gewiß meinem Herzen die meiste Ehre macht. — Aber, lassen Sie uns diese Materie abbrechen. Ich muß Ihnen alles sagen, oder ich habe bereits zu viel gesagt.

Der Pfarrer. Ich begreife Sie. Aber wenigstens sollten Sie alles, was zur richtigen Beurtheilung Ihrer Schriften nöthig ist, aufsetzen, und, wofern Sie ja Bedenken tragen, diesen Aufsatz bei Ihrem Leben bekannt zu machen, dafür sorgen, daß er dereinst nach Ihrem Tode bekannt gemacht würde.

Ich. Dieß ist auch mein Vorsatz, lieber Herr Pfarrer.

Der Pfarrer. Gott gebe Ihnen Leben und Muth, ihn auszuführen! Sie wissen nicht, ich wiederhol' es, Sie wissen nicht, wie viel die schiefen Urtheile, wozu Sie (ich hoffe ohne Ihre Absicht, und wünsche daß es auch ohne Ihre Schuld

geſchehen ſeyn möge) Gelegenheit gegeben haben, wie viel der mannichfaltige Mißbrauch einiger Ihrer Schriften, wie viel ſelbſt das Lob, das Ihnen manche geben, Schaden thut.

Ich. Sie halten mich für unwiſſender, als ich bin. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ich weiß nur zu viel davon, und bin ſehr überzeugt, daß die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthuſiasmus liebenden Voß*) das geringſte von den Uebeln ſind, wozu ich die gelegentliche Urſache geweſen ſeyn mag. Denn dieſen jungen Mann entſchuldige ich. Er that in ſeinem Eifer das nämliche an mir, was ich vor vierundzwanzig Jahren aus ähnlichem jugendlichem Eifer an Anakreon, Arioſt, Guarini und andern wackern Männern that: er glaubte, die Tugend an mir zu rächen. Laſſen Sie ihn älter werden, und es wird ihn ſo gewiß gereuen, Epigrammen wider mich geſchrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Beſtimmung eines ſchönen Geiſtes mit ſo viel unbeſtimmten Halbwahrheiten, ſo unreifen Urtheilen und ſo unbilligen Ausfällen auf unſchuldige Leute angefüllt zu haben; wiewohl dieß alles damals ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden Herzen, kurz, aus keiner andern Urſache geſchah, als weil die Schwärmerei (wie die Liebe) blind iſt, und weil ein junger unerfahrner Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates ſeyn kann.

Der Pfarrer. Ich bewundre die Offenherzigkeit, mit der Sie Ihre Fehler geſtehen.

Ich. Guter Gott! wie oft werde ich Menſch dieß abſcheuliche Compliment von einem andern Menſchen hören müſſen!

*) Im Göttingiſchen Muſenalmanach 1775

Der Pfarrer. Verzeihen Sie mir, ich nahm nur das unrechte Wort — ich liebe Sie darum, wollt' ich sagen.

Ich. Haben Sie nur Geduld, guter redlicher Mann, mein Herz sagt mir, wir werden nicht von einander scheiden, ohne einander lieb gewonnen zu haben. Aber lassen Sie mich vollends sagen, was ich sagen wollte. Die schiefen Urtheile, die nun seit vierundzwanzig Jahren über mich, insofern ich Mensch oder Schriftsteller bin, gefällt worden sind *), würden mich weniger anfechten, wenn sie bloß meine Eitelkeit beleidigten. Denn ich gestehe Ihnen, ich bin zu stolz, um viel Eitelkeit zu haben. Bloß insofern solche Urtheile das Gute hindern, das ich zu befördern wünsche, können sie mir nicht gleichgültig seyn. Aber am Ende ist doch aller Schaden, welchen unreife muthwillige Jungen, die sich zu Richtern aufwerfen, oder blödsichtige alte Knaben, denen man vergeben muß, weil sie nicht wissen was sie sagen, oder Leser, die nicht lesen können, weil sie weder empfinden, noch verstehen, noch unterscheiden können — ich sage, aller Schaden, den solche Leute einem guten Werke thun können, ist eine Wunde, die sich von selbst heilt. Das Publicum kehrt sich wenig daran, wenn hier oder da ein X oder Y in einem Journale sich die Miene gibt, als ob er von allen seinen Zeitgenossen bevollmächtiget sey, in ihrem Namen und in ihre Seele zu urtheilen: und wenn es sich auch zuweilen von einem gern seyn wollenden literarischen Demagogen überschreien, oder — um das rechte Wort zu brauchen, wiewohl es nicht edel ist — übertölpeln läßt, so geschieht es doch nur auf

*) Man erinnere sich bei Lesung dieses Gespräches immer, daß es vor mehr als zwanzig Jahren gehalten und aufgeschrieben worden ist. W.

kurze Zeit, und der Taumel geht immer ſchnell genug vorüber. Dieß iſt es alſo nicht, was mich am meiſten bekümmert. Aber der ſittliche Mißbrauch, welchen Leſer von verdorbenem Herzen von meinen Schriften machen, und der Schaden, den ſie durch Mißverſtand, oder, wenn ſie Perſonen, für welche ſie nicht geſchrieben ſind, in die Hände fallen, anrichten können — dieſer Mißbrauch, dieſer Schaden verwundet mein Herz, und hat mir ſchon oft den ungeduldigen Wunſch ausgepreßt, daß ich lieber ein Holzhacker, Sackträger, oder alles andere, was ein ehrlicher Mann ſeyn kann, geworden ſeyn möchte, als ein Dichter und ein Schriftſteller für die Welt. Indeſſen hat doch die Gewißheit, daß ich ſelbſt in allen Theilen und Gegenden Deutſchlands eine große Anzahl Perſonen von den vorzüglichſten Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens kenne, die mich gerade ſo leſen, wie ich's wünſche, und den Gebrauch davon machen, der meiner Abſicht entſpricht — dieſe Gewißheit, und die wahrſcheinliche Vermuthung, daß es deren noch viele gibt, die ich nicht kenne, hat, wenigſtens in heitern Stunden, ſo viel Tröſtendes für mich, daß ich unvermerkt wieder den angenehmen herzerhöhenden Täuſchungen Raum gebe, ohne welche ſchwerlich jemals ein Biedermann Schriftſteller geworden wäre. Und ſo kommt es denn, daß ich gewöhnlicher Weiſe zwiſchen dieſen beiden äußerſten Punkten mich in einer ganz erträglichen Zufriedenheit mit mir ſelbſt fortbewege, und, von dem ſüßen Wiegenliedchen, alles iſt gut, eingelullt, mein Haupt ſo ſanft auf mein Kiſſen lege, als irgend ein Autor in der Chriſtenheit.

Der Pfarrer. Es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß der Mißbrauch, den unverſtändige oder übelgeſinnte Leute von einer Sache machen, weder den Werth der Sache vermindert,

noch dem Urheber derſelben zur Laſt gelegt werden kann. Werden nicht die Werke Gottes ſelbſt täglich, ſtündlich und augenblicklich von Unzähligen gemißbraucht? Ich denke, da ſogar der Allweiſe und Allmächtige nichts machen konnte, was von halb vernünftigen Geſchöpfen, wie wir Menſchen ſind, nicht in Mißbrauch gezogen werden könnte, darf man kühnlich behaupten, es ſey ſchlechterdings unmöglich etwas ſo Gutes hervorzubringen, das nicht auf die eine oder andere Weiſe zum Werkzeug oder zur Veranlaſſung oder wenigſtens zum Vorwande von vielem Böſen gemacht werden könnte. Weder menſchliche noch göttliche Weisheit kann verhindern, daß die Wahrheit, wenn ſie in ſchiefe Köpfe fällt, oder in einem falſchen Lichte geſehen wird, nicht verfälſcht, die unſchuldigſte Rede oder Handlung von Unverſtand, Uebereilung, oder böſem Willen nicht übel ausgedeutet, und die Tugend ſelbſt nicht verdächtig oder wohl gar zum Verbrechen gemacht werde. Das Verzeichniß aller derer, die auf irgend eine Weiſe unſchuldig an Seele oder Leib gemartert worden ſind, würde einen größern Raum einnehmen, als alle Bücher in der Vaticaniſchen Bibliothek. Kein Vernünftiger zweifelt an dieſen Wahrheiten —

Ich. Nur unterläßt man alle Augenblicke, die Anwendung davon zu machen, wenn der Fall ſie anzuwenden kommt; und ſo legt man z. B., dieſer ſo allgemein erkannten Wahrheiten ungeachtet, einem Schriftſteller — wenigſtens ſo lang er lebt, und man ihm alſo durch Vorwürfe und Schmälerungen ſeines Ruhmes ſchaden kann — jedes vorgebliche Aergerniß zur Laſt, das gewiſſe Leute, in deren Umſtänden, Erziehung, Kopf, Herzen oder Sitten der wahre Grund, warum ſie geärgert werden, liegt, ohne ſeine mindeſte Schuld an ſeinen Schriften nehmen.

Der Pfarrer. Ohne seine mindeste Schuld, sagten Sie. Vortrefflich! Dieß ist der Punkt, auf dem alles lediglich ankommt. — Ich kann es nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es so boshafte Menschen gebe, die einem Schriftsteller den Mißbrauch seiner Werke bloß darum zum Vorwurf machen sollten, weil sie ihn gern um die Hochachtung seiner Zeitgenossen bringen möchten. —

Ich. Ich konnte es auch lange nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es so boshafte Menschen gebe. Aber eine Erfahrung von vielen Jahren hat mich anders belehrt, mein lieber Herr Pfarrer. Das Geschlecht der Kinder Belials steht noch in voller Blüthe.

Der Pfarrer. Indessen werden Sie doch nicht in Abrede seyn, daß die Schriftsteller zuweilen selbst Schuld daran sind, wenn schwache Seelen sich an ihnen ärgern, oder wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute noch schlimmer durch sie werden.

Ich. Ich gestehe Ihnen dieß ohne Schwierigkeit. Nur erlauben Sie mir hinzuzusetzen, Herr Pfarrer, daß es Schriftstellern von einer gewissen Classe — oder, um deutlicher zu reden, Moralisten, Naturforschern, Dichtern, Satyrikern, Schriftstellern, denen die Natur eine mehr als gewöhnliche Gabe von Witz und Laune zugetheilt hat, und überhaupt allen, die über die menschlichen Angelegenheiten frei von der Brust weg schreiben — eben so unmöglich ist, zu verhindern, daß schwache Seelen sich nie an ihnen ärgern, als es dem weisesten Regenten unmöglich ist, zu verhindern, daß seine Staatsverwaltung nicht immer von einer Menge kurzsichtiger Seelen in und außer seinem Lande getadelt werde.

Der Pfarrer. Hierin, glaube ich, haben Sie Recht.

Ich. Schwache Seelen, lieber Herr Pfarrer, sind kranke

Seelen. Was kann die rothe Farbe dafür, daß sie einem kranken Auge weh thut?

Der Pfarrer. Ich merke, wo Sie hinaus wollen.

Ich. Nirgendshin, als wohin uns der gerade Weg führen wird. Ich denke, was die schwachen Brüder betrifft, die sich oft sehr zur Unzeit und an den unschuldigsten Dingen ärgern, darüber sind wir einig. Es käme viel auf die Herren Ihres Ordens an, wenn die Anzahl dieser Leute kleiner werden sollte. Aber, wer andern den Staar stechen soll, muß selbst sehen. Was für klägliche Moralisten, was für Wiegenkinder in der Natur- und Menschenkenntniß, sind die meisten unter denen, die uns öffentlich lehren sollen, was recht und gut und schön und löblich sey, damit wir ihm, nach Sanct Pauls Ermahnung, nachdenken, und wie (ohne Zweifel seine Meinung war) nachtrachten können!*) Lieber Gott! was für Sokratesse! und ein Sokrates soll und muß doch wohl aufs wenigste jeder Lehrer seyn, der geringste wie der vornehmste, oder wie soll er uns lehren können?

Der Pfarrer zuckte die Achseln.

Ich. Verzeihen Sie mir diesen kleinen Ausfall! Er soll mich nicht von dem abführen was ich sagen wollte. Sie erwähnten vorhin, die Schriftsteller hätten zuweilen selbst die Schuld, wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute oft schlimmer durch sie würden. — Aber mein bester Herr Pfarrer, nennen Sie mir das Ding, wodurch ein zum Bösen ohnehin geneigter Mensch nicht schlimmer werden kann.

Der Pfarrer hatte die angestrengte Miene eines Menschen, der sich auf etwas besinnt und es nicht finden kann. —

*) Philipp. 4, 8. W.

Die Sache kann freilich aus mehr als Einem Gesichtspunkt angesehen werden, sagte er endlich.

Ich. Dieß erfuhr ich selbst, da letzthin bei einer Dame von vorzüglicher Einsicht diese Unterredung auf die Materie fiel. Die Frau sagte darüber etwas, das mir so außerordentlich klar und entscheidend vorkam, daß ich nichts Besser's thun kann, als es Ihnen mit ihren eigenen Worten, deren ich mich noch ganz genau erinnere, mitzutheilen. Ein Gedicht, eine Erzählung, kurz, ein Werk von einer gewissen Gattung (Sie errathen leicht, Herr Pfarrer, daß von der erotischen und komischen Gattung die Rede war) kann, sagte sie, einem Leser in die Hände fallen, dem es vielleicht in tausend andern Augenblicken unschädlich gewesen wäre: aber gerade in dem Augenblicke, da er es liest, befindet er sich unglücklicher Weise in einer Leibes- und Gemüthsverfassung, daß ein einziges reizendes Bild mehr, oder ein einziger Grad, um den der Verfasser seine ohnehin entzündete Einbildungskraft erhöht, hinlänglich ist, die bessere Seele zu überwältigen, und den Menschen zu einer unsittlichen Handlung, die er nicht verübt hätte, wenn er dieß Gedicht, diese Erzählung nicht gelesen hätte, hinzureißen. Ein Glas Wasser, setzte sie hinzu, kann so voll seyn, daß ein einziger Tropfen, der noch hinzukommt, hinlänglich ist, es überlaufen zu machen. — Wie ist's möglich daß ich einen so simpeln Gedanken in meinem ganzen Leben nie gehabt habe? rief ich. Hätt' ich ihn gehabt, da ich die komischen Erzählungen drucken lassen wollte, sie wären auf der Stelle ins Feuer geworfen worden.

Der Pfarrer. Sagten Sie das wirklich?

Ich. Wirklich, oder doch so etwas, das sehr deutlich zu verstehen gab, daß dieß mein Gedanke war.

Der Pfarrer. Das Bild vom vollen Glase Wasser spielte Ihnen einen kleinen Streich; wie ich sehe. Wenn Ihre Eigenliebe harthäutiger wäre als sie zu seyn scheint, hätten Sie leicht eine Ausflucht finden können. Ein Mensch, der sich in einem so gefährlichen Gemüthsstande befindet, daß es nur noch einen kleinen Stoß braucht, um ihn zu Begehung einer Lasterthat zu treiben, ist freilich sehr zu bedauern; aber Schriftsteller können auf solche Menschen keine Rücksicht nehmen. Denn man könnte tausend gegen eins setzen, daß in diesem nämlichen Augenblicke irgend ein andrer kleiner Zug, oder Druck, oder Stoß, unter der unendlichen Menge von Zügen, Drücken und Stößen, womit alle Dinge auf der Welt in unaufhörlicher Wirkung und Gegenwirkung auf einander losarbeiten, gerade dieselbe Wirkung hervorgebracht haben würde. — Diesem ungeachtet denk' ich doch, die Vorstellung, daß es so leicht ist, durch Schriften, die in jedermanns Hände kommen, diesem oder jenem Schaden an seinem Kopfe oder Herzen zu thun, sollte die Schriftsteller ein wenig behutsamer machen, als viele; und — verzeihen Sie mir — als vielleicht Sie selbst gewesen sind.

Ich. So denk' ich jetzt auch. Aber damals, da ich die komischen Erzählungen und den Idris dichtete, hatte ich die Welt, von der ich gelesen seyn wollte, und die solche Werke ohne Schaden lesen kann, so lebhaft vor Augen, daß ich nicht daran dachte, daß diese Gedichte auch vorwitzigen Knaben und glühenden Jünglingen (glühende Mädchen gibt es, glaube ich, nicht, und an denen, die es sind, ist schon nichts mehr zu verderben) in die Hände fallen, jene lüstern machen und bei diesen Oel ins Feuer gießen würden. Und sagen Sie selbst, Herr Pfarrer — Sie scheinen ein Mann von Einsicht zu

seyn *), an den man eine solche Frage thun kann — was würde aus einem Schriftsteller meiner Art werden, wenn er sich durch die Vorstellungen der Mißdeutungen und des verkehrten Gebrauchs, dem seine Werke ausgesetzt sind, ängstlich machen lassen wollte? Es ist eine armselige, niederschlagende, dem Genie alle seine Federn ausrupfende Leidenschaft, um die Aengstlichkeit. Es ist unmöglich, daß ein Mann, er sey Dichter, oder Philosoph, oder Arzt, oder Maler, oder Feldherr, oder was Sie wollen? — wenn er bei jedem neuen Gedanken, bei jedem Feder- oder Pinselzug, bei jedem Recept, das er verschreibt, bei jeder Ordre, die er gibt u. s. w. von den Gedanken beunruhigt würde: wird dieß nicht bei irgend jemand eine falsche Wirkung thun? Werd' ich nicht um den zehnten Theil einer Haarbreite über die Schönheitslinie hinausfahren? Wird dieß dem Kranken nicht zu warm oder zu kalt machen? — Wird sich nicht vielleicht in diesem Augenblick ein Umstand ereignen, der meinen Plan verrückt, und also meine Ordre nachtheilig macht? — Es ist unmöglich, sage ich, daß einem solchen Mann eine Zeile, ein Pinselstrich, eine Cur, oder eine schöne That gelinge!

Der Pfarrer. Ich fühle, daß ein Mann wie Sie so denken muß, und ich bin weit entfernt, die Behutsamkeit, die ich allen Männern wie Sie anrathen möchte, bis zur Aengstlichkeit getrieben zu wünschen.

Ich. Dieß ist gut zum Sagen, lieber Herr, aber in der Ausübung so leicht nicht, als Sie vielleicht denken. In den

*) Diese Parenthese wäre besser weggeblieben. Das Compliment half dem Pfarrer zu nichts; er mochte es verdienen oder nicht; aber es sah doch immer wie eine Bestechung aus, und konnte auch bei dem ehrlichsten Manne wider seinen Willen die Wirkung einer Bestechung haben. W.

glücklichen Augenblicken des Genie's und der Laune würde Behutsamkeit die nämliche Wirkung thun, die bei gewöhnlichen Menschen Aengstlichkeit thut. — Ueberdieß, sagen Sie mir ums Himmelswillen, wozu alle mögliche Behutsamkeit eines Schriftstellers am Ende helfen soll? Ueberlegen Sie nur einen Augenblick den Zustand der Welt. Können Sie im Ernste glauben, daß durch ein paar neue scherzhafte Erzählungen oder erotische Gemälde *) etwas an ihr verdorben werden könne? Haben wir nicht eine unendliche Menge von alten und neuen Werken dieser Art, die in jedermanns Händen, und wovon die ärgerlichsten schon zweihundert Jahre lang sogar classisch sind? Gleichen nicht die Wohnungen der meisten Personen von Stand und Vermögen in den großen Städten von Europa dem Hause des Hippias im Agathon? — Nehmen Sie doch die Baisers noch einmal in die Hand, und sehen Sie diese Vignetten an! Was sagen Sie zu den Stellungen und Lagen der holden Nymphe Thais, deren Triumphe in diesen Gedichten besungen werden? Und gleichwohl schimmert dieß Buch dermalen in den Bücherschränken einer Menge von Damen vom ersten Rang und von unbescholtenem Rufe. Und warum sollt' es nicht darin stehen, da unter Personen von einem gewissen Stande vielleicht wenige sind, die nicht mit eignen Augen gesehen haben sollten, was Thérèse la Philosophe für ein Buch ist**), wiewohl es mit unsern Sitten noch nicht so weit gekommen ist, daß man's öffentlich gestände? Doch gesetzt auch, ich irrte mich hierin,

*) Man bittet erotische Gemälde nicht mit asotischen zu verwechseln. W.

**) Dieß mag wohl verschiedene Einschränkungen leiden; wenigstens wird die jetzige Generation immer decenter. W.

wie viele Personen unter denen, die man zur großen und feinen Welt rechnet (junge unverheirathete Töchter ausgenommen), sind wohl, die Boccazens Decameron, den Ariost, die Contes des la Fontaine, den Sofa und Ecumoire, de Angola, und eine Menge andrer Werke dieses Gelichters nicht gelesen haben? Und was meinen Sie, daß die komischen Erzählungen, oder gewisse Stellen des Idris an der Einbildungskraft aller dieser Personen schlimmer machen könnten?

Der Pfarrer. Sie nennen mir da Bücher, die ich nur durch ihren bösen Ruf kenne. Aber, mein bester Herr W**, — wenn dem so ist wie Sie sagen, in was für einer Zeit leben wir!

Ich. In der Zeit, die immer gewesen ist, lieber Herr Pfarrer. Sie haben doch die heiligen Väter gelesen? War es etwa besser zu den Zeiten eines Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus? Ihre Homilien und die Geschichte beweisen, daß es um ein großes Theil ärger war. Die guten Sitten circuliren in der Welt herum, wie alles andre. Jetzt sehen wir sie in den Colonien von Nordamerika. *) Es ist ein labender Anblick für den Menschenfreund, ein tugendhaftes Volk zu sehen! — Hunderttausende, von Einem durch sie alle hinströmenden Geiste belebt, die mit hohem Muthe, standhaft und unerschütterlich, die unverlierbaren Rechte der Menschheit behaupten; ein Volk, wo alle einzelnen Glieder in die Wette eifern, ihre Privatvortheile dem gemeinen Besten aufzuopfern; wo Alte und Junge, Männer und Weiber, denken und handeln, wie die Helden und Heldinnen im Plutarch! — Aber könnten wir in hundert Jahren wieder kommen, und

*) Dieß ist dermalen, im Jahre 1797, schon nicht mehr so wahr, als vor zweiundzwanzig Jahren. W.

uns nach den Sitten dieſes nämlichen Volkes umſehen, das jetzt vor den Augen des menſchlichen Geſchlechtes eine ſo große Rolle ſpielt — wie unkennbar würden wir ſie finden! — Oeffentliche, bürgerliche und häusliche Tugend macht ein Volk frei, unternehmend, arbeitſam, mäßig, wirthſchaftlich. Iſt ſeine Lage nur einigermaßen günſtig, ſo muß es nothwendig durch dieſe Eigenſchaften reich und mächtig werden. Aber ſobald es einen gewiſſen Grad von Macht und Reichthum überſtiegen hat, helfen weder menſchliche noch göttliche Anſtalten mehr, der Ueppigkeit den Zugang zu verwehren. Die Sitten verderben ſich. Das reiche und mächtige Volk ſinkt von Stufe zu Stufe wieder herab; und jede Stufe ſeines Falles wird die Stufe der Erhebung eines andern Volkes, das durch Tugend ſteigt, um künftig wieder durch Ueppigkeit und Uebermuth zu ſinken. — In dieſem ewigen Cirkel dreht ſich die Menſchheit herum, und im Ganzen bleibt die Welt immer, was ſie war.

Der Pfarrer. Ich liebe die Wärme des Herzens, die Sie zu dieſer Digreſſion hinriß, und beklage das Menſchengeſchlecht, wenn es (wie ich befürchte) ſo iſt, wie Sie ſagen; wiewohl ſich manches dagegen einwenden ließe. Aber laſſen Sie uns zu dem Punkte zurückkehren, von dem wir auf die Seite gekommen ſind. — Erlauben Sie mir eine Frage (ſagte der gute Pfarrer mit einem gewiſſen herzlichen Ton, indem er ſeinen Stuhl ein wenig näher an den meinigen rückte) — mein Herz liebt das Ihrige; ich kann Sie durch meine Freimüthigkeit nicht beleidigen; und zudem ſind wir ja allein.

Ich. Dieſer Umſtand macht nichts zur Sache. — Die ganze Welt könnte uns zuhören, ich würde darum weder Ihnen noch mir ſelbſt weniger Freiheit zugeſtehen, als jetzt, da wir allein ſind. Ein einzelner rechtſchaffner Mann iſt mir

so ehrwürdig, als eine Landsgemeinde. Aber was wollten Sie mich fragen?

Der Pfarrer. Es ist mehr eine Frage an Ihr Herz, oder (wie wir Geistliche zu reden pflegen) an Ihr Gewissen, als an Ihre Vernunft; denn der letztern fehlt es, wie Sie wissen, nie an Gründen, wenn sie etwas behaupten will, woran der Eigenliebe gelegen ist. — Ich will Ihnen gern zugeben, daß der Verfasser eines nützlichen Werkes sich wegen des zufälligen Schadens, den dieser oder jener, wider seine Absicht, dadurch nehmen könnte, zu beruhigen alle Ursache hat. Aber wenn Werke der Einbildungskraft so beschaffen sind, daß sie auf der einen Seite, auch im glücklichsten Falle (ich meine, wenn sie nur von Personen gelesen werden, denen sie nichts schaden können), wenig oder nichts nützen, hingegen einer Menge Menschen, für die sie nicht geschrieben sind, denen sie aber täglich in die Hände fallen können, fast nothwendig schaden müssen — sagen Sie mir, mein bester Herr W**, wie kann ein Menschenfreund den Gedanken ertragen, der Verfasser solcher Werke zu seyn? Und (wenn ich anders noch näher an Ihr Herz dringen darf) wie ist's möglich, daß ein Menschenfreund jemals den Gedanken hat fassen können, solche Werke zu schreiben?

Ich (nach einer kleinen Pause). Sollten Sie es vorhin überhört haben, wie ich Ihnen sagte, daß die bloße Möglichkeit, durch einige scherzhafte Gedichte (wiewohl sie nur einen kleinen Theil meiner Schriften ausmachen) zur Verschlimmerung irgend einer menschlichen Seele vielleicht Gelegenheit gegeben zu haben, mir, so oft sie sich mir darstellt, höchst schmerzhaft sey? — Ich sagte Ihnen aber auch, was mir diesen Gedanken erträglich mache: und in der That, was nicht zu ändern ist, muß man ertragen lernen; oder wissen Sie ein anderes Mittel?

— Ich habe alſo die erſte Ihrer Fragen ſchon voraus beantwortet. Auf die andere könnte ich Sie bitten, einen Augenblick zu bedenken, daß Sie ein Menſch ſind, und mit einem Menſchen reden. Irren und Fehlen — es ſind ſchlimme Gebrechen, lieber Herr Pfarrer! — aber wer kann ſich davon freiſprechen? Ich kann gefehlt haben, da ich den Gedanken faßte ſo ein Gedicht zu machen, wie Endymion oder Juno und Ganymed iſt; aber dieß bin ich gewiß, daß ich damals, da ich vor eilf oder zwölf Jahren einige Erholungsſtunden mit deren Verfertigung zubrachte, weder die Abſicht noch die Beſorgniß hatte, jemanden dadurch ſchädlich zu ſeyn.

Indem ich dieß ſagte, trat meine älteſte Tochter in das Zimmer, um mir etwas ins Ohr zu ſagen. Der Pfarrer betrachtete ſie mit großer Aufmerkſamkeit, und drückte ſein Vergnügen über ihre Bildung, und einen gewiſſen Widerſchein einer heitern ſchönen Seele, der ihm in einem Geſichte von ſechs bis ſieben Jahren ungewöhnlich ſchien, mit der naiven Gutherzigkeit aus, die ihm vermuthlich das Herz unſerer Leſer, eben ſo wie das meinige, ſchon lange gewonnen haben wird. Als das Mädchen wieder weggegangen war, machte ſie einige Minuten den Gegenſtand unſers Geſpräches aus. Sie müſſen ſich ſehr glücklich fühlen, ſo oft Sie dieß Kind anſehen, ſagte der gute Pfarrer. Sehr glücklich, war meine Antwort; und werd' es noch mehr ſeyn, wenn ich lebe, um die Hoffnungen erfüllt zu ſehen, die ich mir von ihrem Herzen, von ihren Fähigkeiten, und von meiner Art ſie zu erziehen mache.

Werden Sie, ſagte der Pfarrer lächelnd, ihr auch den Idris und die komiſchen Erzählungen zu leſen geben?

Der gute Mann ſagte dieß zwar lächelnd; aber es war nicht das beleidigende Hohnlächeln eines von Eigendünkel

ſtrotzenden Gelbſchnabels, deſſen kleines unartiges Seelchen vor boshafter Freude hüpft, weil er ſich einbildet, er habe ſeinem Gegner eine Nuß aufzuknacken gegeben. Ich ſah es deutlich in ſeiner ganzen ehrlichen Geſichtsbildung, daß ſein Herz an kein Arges dachte. Es war das Lächeln der Gutherzigkeit, welche durch eine allzu freimüthige Frage den Freund in Verlegenheit zu ſetzen beſorgt, und den Fehler durch ein Zeichen ihrer Unſchuld und harmloſen Abſicht wieder gut machen möchte.

Ich. Herr Pfarrer, Sie wiſſen, es kommt beim Fragen viel darauf an, wer der Mann iſt, der die Frage thut, und wer der Mann iſt, der gefragt wird. Ich kenne manchen Clericus und Laien, dem ich auf die nämliche Frage, die Sie jetzt an mich gethan haben, mit ſtillſchweigender Verachtung antworten würde. Aber Ihnen will ich antworten wie einem braven Manne; denn der ſind Sie; und Sie verdienen auf jede Frage eine freundliche Antwort, geſetzt auch, Sie hätten — wie dießmal — etwas gefragt, das Sie ſich ſehr leicht ſelbſt beantworten konnten. Ich ſage Ihnen alſo: Nein; ich werde meinen Töchtern weder den Idris noch die komiſchen Erzählungen, ſo wenig als die Dialogos Meretricios des Lucian oder den goldnen Eſel des Apulejus zu leſen geben: aber ich werde ſie auch — mit Hülfe einer Mutter, deren bloßes Beiſpiel die beſte moraliſche Erziehung für ihre Töchter iſt — ſo zu erziehen trachten, daß es ihnen nichts ſchaden ſoll, wenn ihnen etwa, durch irgend einen Zufall, eines der genannten Büchlein in die Hände fallen ſollte. Eine geſunde Seele gleicht auch in dieſem Stücke (wie in vielen andern) einem geſunden Leibe, der im Nothfall einen kleinen Exceß aushalten, und manches ohne Gefahr zu ſich nehmen und wieder an den gehörigen Ort befördern kann,

was einen entkräfteten und mit verdorbnen Säften angefüllten Körper gefährlich krank machen würde.

Der Pfarrer. Sie verdienen in Ihren Kindern glücklich zu seyn —

Ich. Wenigstens ist das höchste Glück, das ich mir vom Himmel erbitte, daß er — wie sehr auch meine Seele an den holden Geschöpfen hängt — lieber jedes von ihnen vor meinen Augen tödten, als sie den Augenblick erleben lassen wolle, wo die Unschuld ihrer Seele durch einen andern Flecken, als den eine Thräne wieder auswaschen kann, befleckt werden sollte. Wie oft hat der bloße Gedanke — wenn ich das gute gefühlvolle Mädchen, das Sie eben jetzt sahen, bei einem Anlaß, wo die schöne Empfindsamkeit ihres noch nichts Böses ahnenden Herzens sich durch Worte oder Handlung äußerte, mit innigem Wohlgefallen betrachtete — wie oft hat da der bloße Gedanke, daß die Reinigkeit und ungefärbte Güte dieser Seele in einer so verderbten Welt als die, worin wir leben, Schaden leiden könne, ja beinahe unvermeidlich leiden müsse, mein Herz umgekehrt und meine Augen mit Thränen erfüllt!

Der Pfarrer. O Dichter, Dichter! was für eine wunderbare Art von Geschöpfen seyd ihr! — Ich lese die Aufrichtigkeit, womit Sie mir dieß sagen, in Ihren Augen, hör' es in dem gerührten Ton Ihrer Stimme, fühl' es sympathetisch in meinem Innersten! — es kann mir gar nicht einfallen, daß Sie in diesem Augenblick ein Schauspieler wären; und wozu hätten Sie auch vonnöthen, Komödie mit mir zu spielen? — Und mit solchen Empfindungen, mit einer solchen Sinnesart, konnten Sie gleichwohl Gedichte machen, die Sie vor Ihren Töchtern verbergen müssen!

Der kleine Anfall von Laune, der den guten Mann zu dieser Apostrophirung der Dichter hinriß, hatte etwas so

Drolliges, und überhaupt athmete in seinem ganzen Thun und Wesen eine so unzweideutige Wohlmeinenheit, daß es wirklich unmöglich war, ihm etwas übel zu nehmen. Ich erwiederte ihm also lächelnd: Sie irren sich sehr, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie denken, daß ich die komischen Erzählungen oder den Idris deßwegen für verdammenswürdig halte, weil ich nicht für gut finde, daß sie von jungen Mädchen gelesen werden. Der Grund, warum ich diese Gedichte, und alle andern Bücher dieser Art, aus der sehr kleinen Büchersammlung junger unverehlichter Frauenzimmer ausschließe, ist der nämliche, warum ich, bei aller schuldigen Ehrerbietung, die ich für die Bibel hege, nicht wollte, daß meine Tochter oder irgend eines ehrlichen Mannes Tochter das hohe Lied Salomonis oder gewisse Kapitel in den Büchern Mose, im Buche der Richter, und im Propheten Ezechiel zum Gegenstand ihrer Meditation machen, oder nur jemals — bis sie ohne Schaden alles lesen darf — zu Gesichte bekommen sollte. Denn wahrlich, so lang' ihr die Abenteuer des Ritters Itifall und der irrenden Prinzessin Schatullöse schädlich seyn können, werden die Galanterien der Dame Ahala und ihrer Schwester Ahaliba — ungeachtet ihrer allegorischen Deutung — wenig zur Verschönerung ihrer Seele beitragen.

Der Pfarrer. Ich kann und will nicht glauben, daß Sie dieser Kapitel eines Buches, dessen göttliche Eingebung Sie verhoffentlich nicht läugnen, in der bösen Absicht erwähnen sollten, mit welcher der Spötter Voltaire sie bei jeder Gelegenheit zu citiren pflegt; indessen —

Ich. Lieber Herr Pastor, lassen Sie sich, ich bitte Sie, ein für allemal sagen, daß ich gar keinen Begriff davon habe, wie man etwas mit böser Absicht reden oder thun kann. Sie können sich unmöglich einen geradern, offenherzigern und von

unlautern Absichten entferntern Sterblichen vorstellen, als der Mann ist, den Sie vor sich sehen. Wenn ich in vielen meiner Schriften mich der Ironie öfter bedient habe, als es vielleicht der jetzigen Stimmung des Deutschen Nationalgeistes (wofern wir anders einen haben sollten) angemessen ist: so geschah es gewiß in keiner schlimmern Absicht, als in welcher Sokrates ehemals unter den Athenern (die ihn größtentheils nicht besser verstanden als mich die Deutschen) das Nämliche that. Aber hier zwischen Ihnen und mir bedarf es der Ironie gar nicht, und ich verspreche Ihnen Hand in Hand, daß ich, so lange ich mit Ihnen sprechen werde, so unverstellt und geradezu sprechen will, als meine Seele mit sich selbst zu reden pflegt. Meine Absicht, da ich vorhin der schändlichen Geschichte der Ahala und Ahaliba im Ezechiel erwähnt, war eben nicht, die Methode zu mißbilligen, deren sich der Prophet bedient, um das treulose Betragen des Volkes Israel und Juda gegen den Gott seiner Väter in der abscheulichsten Gestalt darzustellen. Ich wollte nichts damit sagen, als was Sie, mein ehrwürdiger Herr, gewiß nicht zu läugnen begehren werden: daß die Geschichte der Abscheulichkeiten der beiden Schwestern Ahala und Ahaliba (im sechzehnten und dreiundzwanzigsten Kapitel Ezechiels) gewiß eben so wenig, als die Geschichte der Schwachheiten der spröden Diana und der Unverschämtheiten der Königin Juno in den komischen Erzählungen dazu gemacht sind, von unschuldigen jungen Mädchen gelesen zu werden. Und so beweist diese Instanz immer so viel, daß die besagten komischen Erzählungen — wiewohl aus andern Gründen viel Verdammliches dran seyn mag — gewiß nicht aus diesem Grunde verwerflich sind, weil sie nicht in die Bibliothek junger Töchter gehören. Ich sagte vorhin eben so wenig, und that mir selbst

damit Unrecht. Denn ich kenne eine ziemliche Anzahl vernünftiger Weiber von unzweideutiger Tugend, welche Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt ohne Bedenken gestehen werden, daß sie den Idris und die komischen Erzählungen vielleicht mehr als einmal gelesen haben, und nicht schlimmer dadurch geworden sind: aber ich kenne keine vernünftige und tugendhafte Frau, welche die besagten Kapitel des Propheten lesen würde, wenn sie ihren Inhalt, und die grellen Farben, womit die Ausschweifungen der beiden Schwestern gemalt sind, ahnen könnte, und keine Frau, von welchem Charakter sie seyn mag, die über dem Lesen derselben von einem ehrlichen Manne angetroffen werden möchte.

Der Pfarrer. Die Sittenlehrer pflegen sonst, wie Ihnen nicht unbekannt seyn kann, die feine Art, schlüpfrige und zur Wollust reizende Gegenstände zu behandeln, für weit gefährlicher zu halten, als diejenige, da man das Laster, ohne einen verschönernden Schleier darüber zu werfen, ungescheut mit seinem rechten Namen nennt, und mit seinen natürlichen Farben in seiner ganzen viehischen Mißgestalt darstellt.

Ich. Es gibt Sittenlehrer, mein lieber Herr Pfarrer, die zuweilen nicht wissen was sie reden. Man muß weder die Welt kennen, noch selbst die mindeste Feinheit des sittlichen Gefühls haben, um zu behaupten, daß eine Elegie von Tibull den Sitten eines jungen Menschen gefährlicher sey als die Priapeia. Alle rechtschaffnen und aufrichtigen Männer, die ich noch um diese Sache gefragt habe, haben mich des Gegentheils aus Erinnerung ihrer eignen Erfahrung versichert; und es wäre nichts leichter, als die Sophistereien eines Bayle über diesen Punkt mit den triftigsten Gründen zu widerlegen, wofern es nöthig wäre. Uebrigens dächt' ich doch, ein Mann von Ihrer Unterscheidungsfähigkeit sollte den

Unterſchied nicht überſehen, der zwiſchen einem verhüllenden und verſchönernden Schleier iſt. Das Laſter an ſich ſelbſt iſt häßlich; wer es verſchönern wollte, würde es ſchminken und herausputzen müſſen, und dadurch allerdings zu einem ſchändlichen Betrüger und Kuppler werden. Aber, wie geſagt, verſchönern und verſchleiern ſind zwei ganz verſchiedne Dinge. Es gibt Laſter, die man nicht genug entblößen kann, um ſie in ihrer wahren Häßlichkeit darzuſtellen. Von dieſer Art ſind zum Beiſpiel Ungerechtigkeit, Untreue, Beſtechung, Undankbarkeit, Hochmuth, geiſtlicher und weltlicher, Heuchelei und Gleißnerei, Unduldſamkeit, Neid, Schadenfreude und dergleichen. Es iſt keines unter allen dieſen Laſtern, das nicht unter dem Schleier der Ehrlichkeit, Tugend und Religion von jeher die Welt belogen, und bloß darum, weil es ſo gut verſchleiert und maskirt war, faſt immer ungeſtraft unendlich viel Unheil angerichtet hätte. Dieſen Laſtern den vermummenden Schleier und die verſchönernde Maske abzuziehen, iſt nöthig, iſt Pflicht der Weiſen und Guten; ihre Nacktheit iſt das unfehlbarſte Mittel Abſcheu zu erwecken, und kann nie gefährlich ſeyn. Aber es gibt, wie Sie wiſſen, auch andre unſittliche Leidenſchaften und Handlungen — dieſe mögen nun Vergehungen eines unbeſonnenen Augenblicks, oder Ausſchweifungen eines an ſich der Natur ſehr gemäßen Triebes, oder Früchte laſterhafter Gewohnheiten ſeyn, welche der Sittenlehrer eben darum verſchleiern muß, weil es gefährlich wäre, ſie zu ſehr zu entblößen. Sie verſtehen mich, Herr Pfarrer, und verlangen wohl keine genauere Erklärung über dieſen Punkt?

Der Pfarrer. Nein; auch war meine Meinung vorhin eben nicht, den Sittenlehrern, deren ich erwähnte, ſchlechterdings Recht zu geben.

Ich. Ueberdieß, was auch einige wirkliche oder seyn wollende Catonen sagen mögen, ist nichts falscher als der stoische Lehrsatz: alle Sünden sind gleich.

Der Pfarrer. So viel ich weiß, gibt es (wenigstens heutzutage) keinen vernünftigen Sittenlehrer mehr, der diesen übertriebenen Satz behauptete.

Ich. Ich will es Ihnen glauben; denn ich selbst kann es nicht wissen, da ich nur wenig von dem, was gedruckt wird, lesen kann. Aber ich finde doch häufig genug, daß man in besondern Fällen gerade so urtheilt, als ob man jenes Paradoxon der Stoa für einen Grundsatz hielte. Denn woher sonst der Vorwurf, den ich so oft habe hören müssen, daß ich in meinen komischen Gedichten meine Talente gemißbraucht hätte, gewisse Laster mit reizenden Farben zu schildern, und in ein verführerisches Licht zu setzen? Wie hastig, und mit wie wenig Unterscheidung haben die Herren, welche aus diesem Tone sangen, geurtheilt! Man sollte wenigstens die Sache sehr genau untersucht haben, ehe man einen Mann, der einige Ansprüche an Verdienst und Achtung zu machen hat, mit so gehässigen Vorwürfen zu belegen wagte. Aber viele dieser gestrengen Herren sind so weit entfernt mit Kenntniß der Sache zu sprechen, daß sie die Werke, die sie mit dem entscheidensten Censorton als unsittlich und seelenverderblich verdammen und alle frommen Christen davor als vor Tod in Töpfen warnen, nicht einmal gelesen haben. — Wiewohl, da die Herren nicht lesen können, dieß freilich am Ende nichts verschlägt. Für gewisse Leute sind alle Sünden gleich; nicht weil diese Leute Stoiker sind, oder gern paradores Zeug behaupten, sondern weil sie so wenig Welt- und Menschenkenntniß haben, daß Messalina und Ninon Lenclos Ahaliba und Danae, Delila und die neue Heloise, in

ihren Augen Geschöpfe von einerlei Art sind. Es sind H*r*n, sagen sie, und bilden sich dann ein, gewaltige Sittenlehrer zu seyn, und der Tugend einen mächtigen Dienst gethan zu haben, daß sie das Kind so freimüthig mit dem rechten Namen genannt. — Gott bewahre mich, daß ich jemals unsittliche Handlungen beschönigen, oder den Abscheu, den sie verdienen, vermindern wollte! Aber ist es nicht auf der andern Seite Pflicht des Menschen und Christen, nur das Laster, nicht die Personen die es begangen haben, zu verabscheuen? Und wie soll es jemals möglich seyn, diese Pflicht gehörig auszuüben; wie soll der Unbilligkeit und Lieblosigkeit in Verurtheilung unsers Nebenmenschen, worüber auch die Sittenlehrer Ihres Ordens so viele Klagen führen, gesteuert werden können, wenn man keine Rücksicht auf die Umstände nehmen lernt noch nehmen will, durch welche die nämliche Handlung, die an dem einen den höchsten Abscheu verdient, bei dem andern mehr bedauerns- als strafwürdig ist? Wenn man keinen Unterschied zwischen den ungeheuersten Verbrechen und den menschlichsten Schwachheiten macht? Keinen Unterschied zwischen dem Gleißner, der immer Tugend und Religion auf der Zunge hat, und beider durch seine Thaten spottet, und dem Biedermanne, der bloß darum weniger vorsichtig ist bösen Schein zu meiden, und sorgloser, sich bei dem Pöbel durch die bekannten Mittel in gute Meinung zu setzen, weil er zu gewiß weiß, daß er ein rechtschaffner Mann ist, um sich viel darum zu bekümmern, ob er auch von Oechslein und Eselein dafür erkannt werde? Zwischen dem Schurken, der (wie Juvenal sagt) den Curius oder Cato heuchelt und Bacchanale lebt, und dem ehrlichen Manne, der, in einem Anstoß von leichtsinniger Fröhlichkeit, seiner Einbildungskraft und seinem Witz zu viel Freiheit erlaubt? Zwischen dem schändlichen

Sänger seiner eignen crapulösen Ausschweifungen (einem Rochester oder Grecourt), und dem harmlosen Anakreon, der in seinem neunzigsten Jahre (dem stärksten Zeugen seiner Mäßigung und Weisheit) noch Rosen um seine Glatze wand, und zwischen Jünglingen und Mädchen, unter dem sanften Jonischen Himmel, der Freude opferte, ohne die er weder so alt geworden, noch in seinem Alter so liebenswürdig gewesen wäre? Keinen Unterschied zwischen einer nächtlich schwärmenden Priesterin der Venus Volgivaga, und einer Leontium, für welche die Grazien und Musen (mächtige Fürsprecherinnen!) beinahe die Tugend selbst zu Nachsicht bestechen konnten? Zwischen einer Schatulliöse, die unter der Maske einer spitzfindigen Delicatesse heimlich allen Forderungen eines unbändigen Temperaments genug thut, und einer Phädra, die nicht eher als nach einem alle ihre Kräfte erschöpfenden Kampfe der Allgewalt einer unfreiwilligen Leidenschaft unterliegt, oder einer Julie, deren Seele durch ihren Fall selbst ihre Reinigkeit nicht verliert, und der Tugend, auch da sie sich von ihr verirrt, herzlicher ergeben ist, als manche anmaßliche Lucretia, die sich große Dinge auf eine Keuschheit einbildet, welche niemand auf die Probe zu stellen begehrt? — Die Pflicht des Dichters, wie des Beobachters und Geschichtschreibers der Menschheit, ist, alle Arten von Charaktern (an deren getreuer Abschilderung doch wohl so viel gelegen ist, als an genauer und vollständiger Beschreibung aller Arten von Schwämmen, Würmern, Fliegen, Läusen u. s. w., welche so vielen braven Männern billig zum Verdienst angeschrieben wird) so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbildet, der sich in seinem Studirstübchen den Kopf mit willkürlichen Abstractionen und Spinneweben angefüllt hat. Die Aspasien, die Danaen, die Musarion sind in der Natur; es

sind keine Hirngespenster, wie mancher von Schulwitz frisch aufgeblasene Homunculus und mancher alte halb kindische Hosenpauker wähnt, weil er in dem kleinen, meistens sehr unbedeutenden Cirkelchen seiner Bekanntschaften nichts dergleichen gesehen hat. Diese Aspasien, Danaen u. s. w. sind freilich, wie die Magdalenen der Correggio und Cignani, sehr liebenswürdige Sünderinnen; aber wer kann dafür? Man muß ihnen dennoch ihr Recht widerfahren lassen! Wenn es Unrecht ist, dem Teufel selbst zu viel zu thun: so kann wahrlich ein Dichter, dem Natur und Wahrheit ehrwürdig sind, eine Sünderin, welche alles, was schön und liebreizend und bezaubernd ist, in ihrem Geist, ihrer Person und ihrem Umgang vereinigt, nicht mit den ekelhaften Farben malen, die sich nur für die Ahalas und Ahalibas schicken. Sie bleibt darum nicht weniger tadelnswürdig, insofern sie eine Sünderin ist: aber wenn sie nun gleichwohl Witz, Geschmack, feine Empfindung, Lebensart, Kenntnisse, Talente, kurz tausend Verdienste und Reizungen hat, die selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochnes Zauberlicht werfen; soll der Dichter sie nicht schildern wie sie ist? Oder ist er zu tadeln, wenn sie in seinem Gemälde sich selbst ähnlich, und also ebenso verführerisch ist als in der Natur? Kann man ihm da nur mit dem Schatten eines vernünftigen Grundes vorwerfen, daß er die Sünde reizend gemalt habe, in der Absicht das Volk sündigen zu machen?

Der Pfarrer (lächelnd). Ich habe Sie lange reden lassen; und ich dächte, dieß sollte einem Manne meines Standes, der von Amtswegen so oft allein reden muß, und sich dadurch unvermerkt eine Gewohnheit, ohne Ein- und Widerrede zu sprechen, zuzieht, als einiges Verdienst angerechnet werden —

Ich. Allerdings, und für kein geringes!

Der Pfarrer. Und da es mir nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist —

Ich. Auch dieß, Herr Pfarrer, ist billig, einem Clericus zu größerm Verdienst anzurechnen, als einem andern Menschenkinde.

Der Pfarrer. Wie satyrisch!

Ich. Es ist mein ganzer Ernst. Weiße Raben sind kaum seltner, als ein Theolog, oder ein Professor, oder der Urheber eines Systems, wär's auch nur ein Schulcompendium, dem es nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist.

Der Pfarrer. Ich zweifle nicht, daß es allen Gelehrten um die Wahrheit zu thun ist; aber die meisten sind so stark von der Wahrheit ihrer Meinungen überzeugt, daß sie bloß darum immer Recht haben wollen, weil sie versichert sind, daß sie wirklich immer Recht haben.

Ich. Das ist eben der Jammer! — Aber, um Vergebung, daß ich Sie unterbrach. Sie wollten etwas sagen?

Der Pfarrer. Ich wollte Ihnen bekennen, daß ich dasjenige, was Sie zu Ablehnung des Vorwurfs, „als ob Sie gewisse Untugenden aus böser Absicht mit reizenden Farben geschildert hätten," vorgebracht haben, aller Aufmerksamkeit würdig finde. Ich muß gestehen, ich hatte die Sache nie in diesem Licht und von dieser Seite angesehen; und ich begreife nun weit besser als sonst, wie ein Mann von Ihrer Sinnesart die oft genannten komischen Werke verfertigen konnte, ohne zu glauben, daß er daran Arges thue, ja vielleicht wohl gar in der Meinung Gutes zu thun.

Ich. Sie werden dieß in der Folge noch besser begreifen; denn ich habe Ihnen noch lange nicht alles gesagt.

Der Pfarrer wartete eine kleine Weile, vermuthlich durch meine letzten Worte auf den Gedanken gebracht, daß ich wieder reden wollte.

Ich. Fahren Sie immer fort, wenn ich bitten darf. Es ist jetzt noch nicht Zeit, daß ich das sage, worauf Sie zu warten scheinen.

Der Pfarrer. Ich bin also mit meinen Geständnissen noch nicht fertig; denn ich muß Ihnen gestehen, daß die wirkliche Existenz solcher verführerischer Geschöpfe, wie Ihre Auroren, Danaen, Amönen u. s. w., oder so ärgerlicher, wie Ihre Dianen und Junons, Rahimus und Schattulliösen sind, mir kein hinlänglicher Grund zu seyn scheint, die Moralität der schönen, auch die kälteste Phantasie erhitzenden Gemälde, die Sie uns davon gemacht haben, zu rechtfertigen. Denn Sie selbst begehren doch nicht zu läugnen, daß in diesen Gemälden etwas Gefährliches und Verführerisches ist, sonst würden Sie nicht gesonnen seyn, sie vor ihren eignen Töchtern zu verbergen. Nun ist doch nichts natürlicher als die Frage: was haben andrer Leute Töchter verbrochen, daß Sie gar keine Rücksicht auf solche nehmen? so viele tausend junge ehrliche Mädchen, die es wenigstens eben so nöthig haben als die Ihrigen, daß man gefährliche verführerische Gemälde vor ihnen verberge? Wär' es, da man diese Gemälde doch vor so vielen verbergen muß, nicht besser gewesen, sie gar nicht öffentlich aufzustellen? Und — damit wir uns auch den gefährlichen Kampf mit der Versuchung, sie bekannt zu machen, ersparen — wär' es nicht besser, solche Gemälde überhaupt gar nicht zu malen?

Ich. Was diesen letztern Punkt betrifft, dürfte ich, um am kürzesten aus der Sache zu kommen, Sie nur an die sehr warmen, sehr wollüstigen Gemälde des hohen Liedes,

und an die sehr ärgerlichen Gemälde der H***ien der mehr besagten allegorischen Damen erinnern. Sie können wahrlich keinen stärkern Beweis, daß es nicht besser seyn muß, solche Gemälde überhaupt gar nicht zu machen, von mir verlangen, als die Existenz jener Gemälde in dem heiligsten der Bücher. Aber meine Sache ist nicht so schlimm, daß ich vonnöthen hätte den Knoten zu zerhauen. So viel ich höre, beruht Ihre Einwendung gegen die Moralität der Gemälde, die Sie mir zum Vorwurf machen, auf zwei Punkten: Sie finden solche, an sich selbst betrachtet, ärgerlich oder verführerisch; und dann däucht Ihnen, daß ich sie mit zu viel Wärme colorirt habe. Das letztere mag wohl hier und da geschehen seyn, und ist, wo es geschehen ist, ein ästhetischer Fehler. Ich wollte freilich lieber, daß es nicht geschehen wäre. Aber wie leicht kann einem Dichter von warmer Einbildungskraft so etwas begegnen! zumal wenn er, so wie ich es war, gänzlich überzeugt ist, daß das Aergerliche oder Verführerische, was in den Gegenständen solcher Gemälde liegt, kein Grund sey noch seyn könne, sie gar nicht zu malen. Denn bei dieser Ueberzeugung, wie leicht kann eine lebhafte Einbildung mitten im Feuer der Composition den Dichter da oder dort ein wenig über die Gränzen der Vorsichtigkeit wegführen, womit moralische Schilderungen dieser Art verfertigt werden sollten!

Der Pfarrer. Dieß letztere begreife ich leicht; aber, wenn ich bitten darf, den Grund Ihrer Ueberzeugung, daß ein Dichter überhaupt ärgerliche oder verführerische Gemälde malen würde?

Ich. Um Vergebung, lieber Herr Pfarrer, dieß war es nicht, was ich sagte. Gemälde, deren Gegenstand etwas

Aergerliches oder Verführeriſches hat, ſind darum noch keine ärgerlichen und verführeriſchen Gemälde.

Der Pfarrer. Sie haben Recht; verzeihen Sie mir's, ich drückte mich nur unrichtig aus. Aber ich wünſchte doch, daß Sie mir den Grund Ihrer vorgedachten Ueberzeugung mittheilen wollten.

Ich. Was däucht Ihnen, lieber Herr Pfarrer, zu dem Umſtande, daß die ganze Welt ſchon ſeit etlichen tauſend Jahren voller ärgerlicher und verführeriſcher Perſonen, Handlungen und Sachen iſt? Dieß werden Sie doch nicht läugnen wollen?

Der Pfarrer ſeufzte.

Ich. Nennen Sie mir einmal, ich bitte Sie, ein Laſter, welches nicht ärgerlich, und wenigſtens für manche Menſchen verführeriſch wäre? Scheinen Ihnen etwa Heuchelei, Scheinheiligkeit, falſcher Religionseifer, phariſäiſcher Hochmuth, unbändige Herrſchſucht, wiſſentliche Beugung des Rechts, Unterdrückung, Beſtechung, Verrätherei, Giftmiſcherei u. ſ. w. nicht eben ſo ärgerliche und verführeriſche Verbrechen als Schwelgerei, Völlerei und Unzucht? Und iſt dieſes Erdenrund nicht von jeher mit Menſchenkindern bedeckt geweſen, welche alle dieſe und noch viel mehr höchſt ärgerliche Laſter begangen haben? Iſt die Geſchichte wohl viel beſſer, als ein ungeheures Sündenregiſter des menſchlichen Geſchlechts? Wie groß iſt nicht die Anzahl der Kaiſer, Könige, Fürſten, Feldherren, Staatsminiſter, Günſtlinge, Hofnarren — Päpſte, Biſchöfe, Aebte, Prieſter und Leviten — item: der Königsweiber und Königstöchter, Dames d'honneur, Favoritinnen, Kammerfrauen, Schauſpielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen u. ſ. w., die eine höchſt ärgerliche Rolle auf der Welt geſpielt haben, und vermittelſt der Geſchichte, die uns zu

Zuschauern ihrer Thaten macht, noch immer fortspielen? Und gleichwohl ist noch keinem klugen Menschen eingefallen, die Declamationen gewisser wunderlicher Köpfe, welche die Annalen und Geschichtsbücher aus dem nämlichen Grunde, weil sie ärgerlich seyen und verführen könnten, überall vernichtet wissen wollten, der mindesten Aufmerksamkeit werth zu halten. Gewisse Perioden in der Europäischen Geschichte, z. B. das zehnte und eilfte, vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert, zeichnen sich durch die scheußlichsten Gemälde sittlicher Verdorbenheit und die schändlichsten Beispiele vorzüglich aus. Erlauben Sie mir doch, Ihnen aufzuschlagen, was einer der verdienstvollesten Geschichtskundigen unsrer Zeit von dem sogenannten mittlern Zeitalter sagt: — „Der Geschichtschreiber, wenn er bis an die ersten Quellen der Begebenheiten zurückgeht, muß über den Charakter der damaligen Geistlichkeit erstaunen, und, von der Menge der Vorstellungen ermüdet, wird er unfähig das Gemälde ihrer Leidenschaften zu entwerfen. Hier findet keine Mischung von Tugenden und Fehlern statt; der tugendhafte Mann flieht bei diesem Anblick zurück, wie bei den Gemälden eines Aretins.“ *) — Und gleichwohl ist es eine Schuldigkeit des Geschichtschreibers, uns diese Gemälde der verderbtesten Zeiten des menschlichen Geschlechts, mit ihren Ursachen, Umständen und Folgen, getreulich nach der Natur gezeichnet und gemalt, so warm und lebhaft darzustellen, als es zur Erreichung des sittlichen Endzwecks, uns dadurch weiser und besser zu machen, vonnöthen ist! Will sich jemand daran ärgern, so hab' er's sich selbst!

Der Pfarrer horchte nachdenklich auf.

Ich schöpfte ein wenig Athem.

---

*) Häberlins Geschichte von Deutschland, erste Periode S. 69. W

Der Pfarrer. Alles wahr! Alles wahr! — Aber —

Ich. Erlauben Sie mir nur noch ein Wort. Alle die vorhin specificirten Laster sind so häßlich, daß es unmöglich ist von ihnen verführt zu werden, sobald man sie in ihre nackte Gestalt zurückzutreten nöthigt. Es ist daher auch, wie ich oben schon bemerkte, weiter nichts mit ihnen zu thun, als sie zu entlarven. Aber was denken Sie von so manchen in der weltlichen oder Kirchengeschichte glänzenden Männern, deren Leidenschaften und oft sehr große Fehler durch den Nimbus ihrer Tugenden, besonders der religiösen Heiligkeit, so zu sagen, übergüldet werden? Meinen Sie nicht, daß Männer wie Sanct Bonifaz, Sanct Bernhard, Sanct Thomas von Canterbury, Sanct Heinrich der Zweite, der Mönchenvater*) u. s. w. durch ihre menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften, wiewohl diese mit dem sechsten Gebot nichts zu thun hatten, ihren Zeiten und der Nachwelt unendlichemal mehr Schaden gethan haben, als alle Danaen der vergangnen, jetzigen und künftigen Zeit? Glauben Sie, daß es nicht gefährlich ist, solche Personen, solche Charakter (und wie viele hat deren die Geschichte nicht!) ins Schöne zu malen, ihre Tugenden zu erheben, ihre Fehler zu beschönigen, ihre Schwachheiten und Uebereilungen zu entschuldigen? Und gleichwohl würde derjenige ungerecht seyn, der wenigstens einige von ihnen nicht, aller ihrer Mängel ungeachtet, als fromme, wohlmeinende, zum Theil auch wohl vortreffliche und große Männer schildern würde; unbekümmert, ob nicht mancher schwache Kopf oder böse Bube sich von dem Beispiel ihrer Fehler verführen lassen, oder hinter solches

*) So nennen ihn seine gleichzeitigen Geschichtschreiber, in der Meinung, ihn höchlich dadurch zu ehren. W.

sich verstecken und sagen werde: Ego homuncio hoc non facerem?

Der Pfarrer. Ich verstehe Sie, und sehe die Anwendung, die Sie von dieser Bemerkung gemacht wissen wollen.

Ich. Mich däucht, sie macht sich von selbst. Es ist ebenso erlaubt, eine Danae, eine Heloise, eine Ninon, mit gefälligen Farben zu schildern, als es erlaubt ist, einen Mann mit einem Nimbus zu malen, der, bei aller seiner strengen Heiligkeit und mönchischen Tugend, von Herrschsucht und Eifer sich zu ungerechten und gewaltthätigen Handlungen hinreißen ließ, Empörung und Bürgerkriege anzettelte, oder Europa zu verderblichen Kreuzzügen anspornte, und arme harmlose Metaphysiker verfolgte.

Der Pfarrer sah auf seinen Rock.

Ich. Ach! mein guter Herr Pfarrer, der schwarze Rock thut nichts zur Sache! Warum sollte ein ehrlicher Pfarrherr — trotz den Vorurtheilen, die sich noch aus jenen heillosen Zeiten herschreiben, wo ein bißchen Keuschheit, wie eine Messerspitze voll philosophisches Pulver, hinlänglich war die menschenfeindlichsten Laster in goldne Tugenden zu verwandeln — warum sollt' er nicht der Wahrheit die Ehre geben, und wenigstens unter vier Augen bekennen dürfen, was er überlaut bekennen würde, wenn er einen grünen Rock und einen Haarbeutel trüge?

Der Pfarrer. Ich besorge, lieber Herr W**, Sie haben die schrecklichen Folgen nicht in ihrem ganzen Umfang erwogen, die daher entstehen würden, wenn Gesetze, Sittenlehre und Religion nicht alle ihre Kräfte vereinigten, die Keuschheit in und außer der ehelichen Verbindung aufs nachdrücklichste zu befördern, und den entgegenstehenden Lastern,

zu denen der thierische Theil des Menschen einen so starken natürlichen Hang hat, alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen.

Ich. Ich gestehe Ihnen, daß ich viel weniger unmittelbare Veranlassung gehabt habe, als vielleicht tausend andre unsersgleichen, dergleichen Betrachtungen zu machen. Indessen bitte ich Sie, darauf zu rechnen, daß ich über diesen Theil der Sittenlehre so orthodox bin als Sie selbst.

Der Pfarrer. Um so gewisser werden Sie mit mir übereinstimmen, wenn ich behaupte, daß ein gewissenhafter und menschenliebender Schriftsteller sich gleich sorgfältig hüten müsse, die Dämme, welche Religion, Sittenlehre und Gesetze den Sünden gegen die Keuschheit entgegensetzen, zu untergraben, als die Reizungen zu diesen Sünden zu verstärken. Jenes geschieht, däucht mich, wenn den Sünden dieser Art, durch die Reizungen und die Liebenswürdigkeit der Personen, die man sie begehen läßt, durch gewisse verschönernde Wendungen, die man der Sache gibt, und durch den Grazienschleier, den man über das Anstößigste zieht, der Begriff und das Gefühl des Schändlichen benommen wird, welches immer damit assocürt seyn sollte: dieses, wenn man alle Kräfte der Einbildungskraft, alle glühenden Farben der Natur, alle Zauberei der Beredsamkeit und Poesie aufbietet, um wollüstige Gemälde zu machen, ohne daß sich irgend eine moralische Nothwendigkeit, irgend ein die Tugend befördernder Zweck, den der Autor dabei hätte haben können, denken ließe. — Sie haben mir, mein liebster Herr W**, zu Rechtfertigung eines Theils Ihrer Schriften, und zu Bestimmung des Standpunkts, woraus solche zu beurtheilen sind, vieles gesagt, wofür ich Ihnen verbunden bin: aber mich däucht, alles, was Sie bisher vorgebracht haben, reiche noch lange

nicht zu, dieſen doppelten Vorwurf gründlich zu heben. Was halten Sie hiervon?

Ich. Wir ſuchen Wahrheit, mein ehrwürdiger Freund! dieß iſt unſer beider großes Intereſſe; wie könnten wir bei dieſer unſrer Unterredung ein andres haben? Ich habe Ihnen ſchon geſtanden, daß ich, beſonders was Ihren zweiten Vorwurf betrifft, nicht völlig mit mir ſelbſt zufrieden bin. Indeſſen däucht mich, das, was Sie ſo eben ſagten, zerfalle in einige ſehr verwickelte äſthetiſch-moraliſche Probleme, deren Auflöſung nicht ſo leicht iſt, als Sie zu denken ſcheinen. Ich bin ſehr geneigt, dieſe Probleme genauer mit Ihnen zu erörtern, und Ihnen darüber meine Gedanken mit aller Aufrichtigkeit, die Sie nun ſchon an mir gewohnt ſind, vorzulegen, wenn Sie anders Luſt zu einer zweiten Unterredung haben.

Der Pfarrer ſagte mir, daß er Geſchäfte hätte, die ſeinen Aufenthalt bei uns um einige Tage verlängern würden. Wir redeten eine zweite Zuſammenkunft ab, und ſchieden für dießmal als ſehr gute Freunde von einander.

Zweite Unterredung.

Als ich den zweiten Beſuch des Pfarrers von *** erhielt, war ich zufälligerweiſe verhindert, ihn ſogleich zu ſehen, und ließ ihn alſo bitten, ſich etliche Minuten in meinem Zimmer mit ſich ſelbſt, oder, wenn er wollte, mit den Töchtern der Niobe zu unterhalten. Aber da ich herein trat, fand ich ihn über einem Theile des Karl Grandiſon, der von ungefähr im Fenſter lag; und ſo kamen wir auf Karl Grandiſon zu reden, und von Grandiſon auf die Bücher, worin die Menſchen

geſchildert werden, wie ſie ſeyn ſollten. Dieß Geſpräch war in Abſicht der Materie, die wir uns zu erörtern vorgenommen hatten, zwar eine Abſchweifung, hatte aber doch ſo viel Verwandtſchaft damit, daß ich für gut anſah, ihm ſeinen Gang zu laſſen.

Der Pfarrer war der Meinung, daß die Bücher im Geſchmack des Karl Grandiſon die nützlichſte und erbaulichſte Art von moraliſchen Büchern wären, und führte dafür die gewöhnlichen Gründe an.

Ich geſtehe Ihnen unverhohlen, ſagte ich, daß ich anders davon denke. Nicht als ob ich dieſer Gattung von Büchern allen Werth abſpreche, zumal wenn ſie, wie Clariſſa und Grandiſon, das wirklich leiſten, was ſie verſprechen. Aber gleichwohl halte ich überhaupt ſehr wenig, oder doch nicht ſehr viel von der Nützlichkeit der Bücher, worin die Menſchen geſchildert werden, wie ſie ſeyn ſollten.

Der Pfarrer. Wieder ein Paradoxon!

Ich. Nicht ſo paradox, als es Ihnen beim erſten Anblick vorkommt.

Der Pfarrer. Sie wollen vielleicht ſagen, daß nicht ſo viel Genie dazu gehöre, die Menſchen darzuſtellen, wie ſie ſeyn ſollten, als wie ſie ſind?

Ich. Zum Darſtellen, Herr Pfarrer, gehört immer Genie. Bleiben wir beim Worte Schildern; denn nicht alle Schilderer ſind Darſteller. Aber jetzt iſt die Rede nicht davon, wozu mehr Genie gehöre, ſondern was erbaulicher und nützlicher ſey.

Der Pfarrer. Ich begreife nicht, wie dieß eine Frage ſeyn kann. Der Menſch hat einen angebornen Inſtinct zum Nachahmen, und wird alles durch Nachahmung. Soll er vortrefflich werden, ſo muß man ſeine Aufmerkſamkeit auf

vortreffliche Vorbilder lenken. Die Menſchen, wie ſie ſind, ſind geſchickter ihn zu verſchlimmern, als zu verbeſſern. Man muß ſie ihm alſo zeigen, wie ſie ſeyn ſollten. Dieß, däucht mich, iſt ſo gut als eine Demonſtration.

Ich. Es ſtößt ſich nur an eine einzige Kleinigkeit, Herr Pfarrer.

Der Pfarrer öffnete den Mund um einen halben Zoll.

Ich. Halten Sie die Antwort auf die Frage: wie ſollen die Menſchen ſeyn? für etwas ſo Leichtes?

Der Pfarrer ſtutzte, erholte ſich aber ſogleich wieder und ſagte lächelnd: was Sie aber auch für Fragen thun! Ich halt' es für etwas ſehr Schweres, zu ſeyn wie man ſeyn ſoll; aber nichts iſt leichter als es zu wiſſen.

Ich. Ja freilich iſt nichts leichter als die Sokratiſche Kalokagathie, mit allen theoretiſchen Tugenden des Ariſtoteles und allen Cardinaltugenden des heiligen Thomas von Aquino in ihrem Gefolge, zu definiren und in Ordnung zu ſtellen, und große Reden über ihre von keiner Seele jemals im Ernſte bezweifelte Schönheit und Nützlichkeit zu halten. Aber welche Kluft iſt zwiſchen ſolchen Speculationen und dem wirklichen Leben des Menſchen! — Sollten Sie, lieber Herr Pfarrer, wohl je mit ganz unbefangenen Geiſtesaugen in die Natur hineingeſchaut und da geſehen haben, was für ein Ding der Menſch iſt? — der Naturmenſch, lieber Herr, nicht der Menſch dieſes oder jenes Syſtems. — Denn Sie ſehen ſelbſt, wie wenig dazu gehört, den erſten beſten Menſchen, Petern zum Beiſpiel, aus dem großen Uhrwerk des Ganzen herauszuſchrauben, ihm alles was ihn, Petern, zum Peter und zu keinem andern macht, über die Ohren zu ſtreifen, ihm alle ſeine ſelbſteignen Nerven und Sehnen, Blut und Lebensgeiſter, Bedürfniſſe und Leidenſchaften abzunehmen, und, nachdem er

durch dieſe Operation ſeiner ganzen Peterheit, d. i. alles deſſen, wodurch er etwas iſt (denn wenn Peter nicht Peter iſt, was iſt er?) beraubt worden — das nackte, kahle, unweſentliche Phantom für einen Menſchen auszugeben, und uns dann ein Langes und Breites vorzuſchwatzen, wie es anzufangen wäre, um aus dieſem Phantom wieder einen Peter zu machen, der aber nicht Peter, ſondern gerade ſo ein Ding wäre, wie der Herr Operateur es haben will. Sie ſehen, dazu gehört weder Kunſt noch Wiſſenſchaft. Aber Sie ſehen auch, daß ein Mann, der dieß thut, nur ſeinen Spaß mit uns treibt, ſollt' er auch ein ſo feierliches Geſicht dazu machen als ein Kutuktu von Thibet, wenn er im Namen des großen Lama den ehrlichen Tatarn ſeine Pülverchen austheilt.

Der Pfarrer. Wenn ich Sie recht verſtehe, ſo wollen Sie hiermit ſo viel ſagen: es ſey ungereimt, ſich allgemeine Begriffe vom Menſchen und ſeinen weſentlichen Eigenſchaften, ſeiner Beſtimmung und ſeinen Pflichten zu machen, und auf dieſem Wege herauszubringen, wie der Menſch ſeyn müſſe, um weiſe und gut zu ſeyn. Haben Sie auch die Folgen einer ſolchen Behauptung überlegt?

Ich. Verſtehen wir einander, lieber Freund! Ich behaupte nicht, daß wir etwas Ungereimtes thun, wenn wir unſre individuellen Vorſtellungen zu allgemeinen erhöhen, indem wir die Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten der Dinge wahrnehmen, und die dadurch entſtehenden abgezognen Begriffe durch Zeichen fixiren. Wer kann läugnen, daß wir ohne dieſe Operation unſers Verſtandes weder Licht und Ordnung in unſre Vorſtellungen, noch Zuſammenhang und Feſtigkeit in unſre Handlungen bringen könnten? Generaliſirte Begriffe vom Menſchen, und von dem, was ihm als Menſch, ſeiner Natur und ſeinen mannichfaltigen Verhältniſſen nach, anſtändig

und zuträglich ist, haben also ihren ausgemachten Nutzen; vorausgesetzt, daß sie mit der erforderlichen Genauigkeit und Behutsamkeit generalisirt werden; wogegen freilich, wie Sie wissen, von Gelehrten und Ungelehrten je und allezeit unzähligemal gesündigt worden ist, und täglich gesündigt wird. Richtig generalisirte Begriffe kommen nicht nur unserm Verstande zu Hülfe, der ohne sie aus dem unermeßlichen Chaos so vieler zugleich auf ihn eindringender, so schnell auf einander folgender, und so mannichfaltig associirter Eindrücke und Erinnerungen sich unmöglich herauszufinden wüßte; sie helfen uns auch durch den Labyrinth des Lebens, indem sie unsrer Thätigkeit gewisse feste Punkte vorstecken, und uns die kürzesten und sichersten Wege zum glücklichen Leben vorzeichnen. — Aber hüten wir uns, diese General- und Specialkarten des Lebens für etwas mehr zu halten, als sie sind! Bedenken wir, daß unser Aufenthalt auf diesem Planeten nicht dem Wallen eines Pilgrims aus Frankenland nach Sanct Jago von Compostell, sondern einem Feldzuge in einem von Bergen und Thälern, Flüssen und Sümpfen, Wäldern und Hohlwegen durchschnittenen Lande gleich ist, wo uns Generalkarten wenig helfen können; wo wir die gesondertsten, genauesten, gemessensten Abbildungen jeder einzelnen Gegend nöthig haben; wo uns kein Hügel, kein Busch, keine Windmühle, kein Steg über einen Bach unbekannt seyn darf, um alle die unzähligen kleinen Operationen, die zu Vollführung unsers Hauptplans zusammen spielen müssen, mit Zuversicht und Sicherheit anlegen zu können. Hat es aber mit dem menschlichen Leben diese Bewandtniß, so ist klar, daß es, um den einzelnen Menschen mit Nutzen und Erfolg zu sagen, wie sie seyn, wie sie handeln sollen, noch lange nicht genug ist, wenn man ihnen sagt: seyd weise, klug, vorsichtig, fromm, nüchtern, keusch,

gerecht, wohlthätig u. ſ. w. Selbſt derjenige, der ihnen im allgemeinen ſagt, wie man's machen müſſe, um weiſe, klug, fromm u. ſ. w. zu ſeyn, hat noch nicht viel gethan. Die Schwierigkeit iſt, dieſe einzelnen Menſchen zu belehren, wie ſie — in jedem Zeitpunkt ihres Lebens — in dem beſondern Zuſammenhang der innern und äußern Umſtände, worin ſie ſich in jedem dieſer Punkte befinden — unter dem Drucken, Stoßen und Anziehen ſo unzählig vieler auf ſie wirkender mechaniſcher, lebendiger und geiſtiger Kräfte, und mitten unter ſo vielen Schwierigkeiten, Hinderniſſen und Colliſionen, Abwegen und Fährlichkeiten, wovon ſie umgeben ſind — es anzufangen haben, um ſo weiſe, fromm, gerecht und gut zu ſeyn, als es unter allen beſagten Umſtänden möglich iſt. Nun begreifen Sie doch, daß ich nicht Unrecht hatte, die Frage: „Wie ſollen die Menſchen ſeyn?" für keine ſo leichte Frage zu halten? Denn entweder ſagt ſie gar nichts, oder ihre Meinung iſt: „wie können Menſchen unter gewiſſen vorausgeſetzten Individualumſtänden ſeyn?" — Und um dieß zu beſtimmen, wird (wie Sie leicht ermeſſen werden) eine Kenntniß der menſchlichen Natur und des Laufs der Welt erfordert, wovon die meiſten, die ſich mit Moraliſiren abgeben, kaum das ABC gefaßt haben.

Der Pfarrer. Gleichwohl iſt es eine unläugbare Wahrheit, daß alle Menſchen ſeyn können, was ſie ſeyn ſollen. Oder wozu hälfen ſonſt Erziehung, Sittenlehre, Religion, Geſetze? und mit welchem Rechte könnte man diejenigen beſtrafen, welche gethan haben, was ſie hätten unterlaſſen ſollen?

Ich. Zugeſtanden, inſofern Sie mir dagegen einräumen, daß niemand verbunden iſt, zu ſeyn, was er nicht ſeyn kann.

Der Pfarrer. Das fordert auch niemand.

Ich. Dieß möchte wohl eine andre Frage seyn. Aber laſſen wir ſie, wo ſie iſt: die Erörterung würde uns zu weit von unſerm Zwecke führen. Entweder haben wir uns noch immer nicht verſtanden, oder wir ſind einig darüber: daß die beſondern Einſchränkungen des Verſtandes und Weſens einzelner Menſchen, d. i. die unzählig verſchiedenen Grade aller Arten von Fertigkeiten und Vollkommenheiten, die zur gegenwärtigen Beſtimmung des Menſchen gehören, von ihren beſondern Umſtänden abhangen; und daß es alſo nicht bloß auf eines Mannes Willen ankommt, um ein Sokrates, oder Epaminondas, oder Marcus Antoninus zu werden.

Der Pfarrer. Ich ſehe nicht, warum ich Ihnen dieß nicht zugeben könnte. Es wird von Niemand gefordert, ein Marcus Antoninus zu ſeyn, der nicht dazu berufen iſt.

Ich. Ich bitte Sie, laſſen wir doch die Frage, was von jemand oder niemand gefordert wird. Der Forderungen ſind mancherlei, und es kommt ſo viel darauf an, wer der Fordernde iſt! Wie viele fordern alles von andern, und nichts von ſich ſelbſt! Andere glauben, ſehr billig zu ſeyn, wenn ſie von einem jeden fordern, was ſie ſich ſelbſt zur Pflicht aufgelegt haben. Wie viele Sittenlehrer fordern vom Blinden, daß er ſehe, vom Lahmen, daß er tanze! Wie oft ſind ſelbſt die Forderungen der Geſetzgeber ungerecht! — Aber das Weſen, das uns gemacht hat, fordert ohne Zweifel von keinem ſeiner Geſchöpfe mehr, als was nach dem Maße der Fähigkeiten und Hülfsmittel, die es empfangen, und nach dem Zuſammenhang der Umſtände, in die es geſetzt worden, möglich, nach dem Urtheile deſſen, der Alles mit Einem Blick durchſchaut und ermißt, möglich iſt. — Laſſen wir alſo dießmal noch unausgemacht, wo die Gränzen der Forderungen, die an jeden

Menſchen gemacht werden können, abgeſteckt werden müßten, wenn es um eine ganz genaue Berichtigung zu thun wäre. Zu unſerm dießmaligen Vorhaben iſt es hinreichend, wenn wir darin übereinkommen, daß von keinem Menſchen gefordert wird, vollkommen zu ſeyn.

Der Pfarrer. Weil es uns beiden um Wahrheit zu thun iſt, ſo will ich die Ermahnung des Erlöſers: „ſeyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt,“ — nicht mißbrauchen, Sie über das Wort vollkommen zu chicaniren. Denn eben der, der in jener Stelle göttliche Vollkommenheit von uns zu fordern ſcheint, ſagt anderswo: „Niemand iſt gut, denn Gott allein.“ Beide Stellen zuſammen geben uns die Wahrheit. Der Menſch kann weder Gott ſeyn noch Gott werden: aber dem Gott, nach deſſen Bild er erſchaffen iſt, immer ähnlicher werden, dieß kann er, und dazu iſt er da. Aufrichtiges Beſtreben nach Vollkommenheit wird ihm für Vollkommenheit ſelbſt angerechnet.

Ich. Nur einen einzigen freien heitern Blick auf das Menſchengeſchlecht, wie es iſt, wie es immer geweſen iſt, Herr Pfarrer!

Der Pfarrer. Ich verſtehe Sie. Deſto ſchlimmer, daß wir ſo tief unter das, was wir ſeyn ſollten, gefallen ſind!

Ich. Wir ſind gegenwärtig, was wir den Umſtänden nach ſeyn können; und um zu werden, was wir ſeyn ſollten, müſſen noch viel Anſtalten vorhergehen, die bisher nicht gemacht ſind, viel Stufen erſtiegen werden, die noch über uns ſind, viel Hinderniſſe aus dem Wege geſchafft, über die wir noch nicht wegkommen können. Und eben dieß beweist für meine obige Behauptung. Um an der wirklichen Verbeſſerung des ſittlichen Zuſtandes der Menſchen arbeiten zu können, müſſen wir wiſſen — wie gut oder ſchlecht die Menſchen

dermalen ſind; warum ſie ſo ſind; auf welche Bedingungen ſie beſſer werden können; und welches für alle, und für jeden insbeſondere, die nächſte Stufe iſt. Denn die Natur macht keine Sprünge. Die Neuſeeländer werden noch manche Stufe ſteigen müſſen, bis ſie ſo gut und ſo ſchlimm werden, als die Engländer in den nächſten fünfundſiebzig Jahren geweſen ſind; und die artigſte Otaheiterin muß durch manche Verwandlungen gehen, bis ſie eine Aſpaſia wird; ſowie eine Aſpaſia noch manche Haut abzuſtreifen hat, um eine heilige Magdalena zu werden.

Der Pfarrer (lächelnd). Dieß dürfte wohl eben ſo gut der Fall unſrer lieben Landsmänninnen in allen zehn Kreiſen des heiligen Römiſchen Reichs ſeyn.

Ich. Glauben Sie? — In der That hälf' es zu nichts, wenn wir uns und unſre Zeitgenoſſen für beſſer halten wollten, als wir ſind. „Aus ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen," — iſt eine herrliche untrügliche Regel, wenn ſie nur (was bei allen Regeln gleich nöthig iſt) mit Verſtand und Aufrichtigkeit angewandt wird. Geſtehen wir uns alſo immer, daß der größere Theil der Menſchen, unter denen wir leben, was ihre Sinnesart und innere ſittliche Verfaſſung betrifft, entweder noch ſo roh und ungeſchliffen, oder bereits ſo verdorben iſt, daß der Mann, der ihnen zurufen wollte: ſeyd vollkommen, nicht weiſer handelte, als der Arzt, der einem Gichtbrüchigen den Vorſchlag thäte, auf einen Ball zu gehen. Sie werden mir ohne Bedenken zugeſtehen, daß man in dieſem Falle Schritt für Schritt gehen muß, und daß man ſchon etwas gethan hat, wenn man ſehr thieriſche Menſchen zu einigem Grade von Vermenſchlichung bringt. Nicht wahr?

Der Pfarrer (mit einem ſchwachen Achſelzucken). So wenig es iſt, ſo iſt's doch etwas.

Ich. Wenn es mit der Verbeſſerung der Menſchen natürlich zugehen ſoll, ſehe ich keinen andern Weg.

Der Pfarrer. Unter dieſer Einſchränkung geb' ich's Ihnen deſto unbedenklicher zu.

Ich. Sie werfen, wie ich ſehe, immer einen Seitenblick auf Ihren Calovius. Aber wir haben hier nichts von ihm zu beſorgen. Denn die Rede iſt unter uns ſchlechterdings bloß von natürlichen Urſachen und Wirkungen; und ſo befinden wir uns in einem Gebiete, wo die Calove und Quenſtädte nicht um ein Haar mehr zu befehlen haben, als der große Lama von Thibet. Wir wären alſo darüber einig, daß man die Adamskinder, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, nur ſtufenweiſe verbeſſern könne?

Der Pfarrer. So dächt' ich.

Ich. Wenn dieß iſt, ſo iſt auch kein Streit mehr unter uns, ob die Bücher, worin die Menſchen abgebildet werden wie ſie ſind; oder jene, worin man uns idealiſche Menſchen ſchildert, die nützlichern ſeyen? Denn dieſe vollkommnen Menſchen ſind um ſo viele Stufen über dem größten Theil der Leſer, daß dieſe, ſelbſt mit aller Beſtrebung ſich zu ihnen aufzuſchwingen, doch nicht eine Spanne weiter kommen würden.

Der Pfarrer. Dieß ſeh' ich eben nicht. So viel geb' ich Ihnen zu, daß wir immer noch weit unter ſo vollkommnen Muſtern bleiben werden, als diejenigen, die uns der vortreffliche Richardſon in ſeinen Werken aufſtellt: aber eine aufrichtige Beſtrebung, ihnen ähnlich zu werden, muß uns doch nothwendig merklich weiter bringen als wir ſind.

Ich. Die Erfahrung ſcheint Ihnen hierin zuwider und gänzlich auf meiner Seite zu ſeyn. Junge Leute (die einzigen, welche theils durch die Lebhaftigkeit ihres Gefühls und

ihrer Einbildung, theils durch ihre Gutherzigkeit und Unerfahrenheit aufgelegt ſind, von ſittlichen Idealen in Feuer geſetzt zu werden), junge Leute, ſage ich, haben weder Geduld noch Ueberlegung genug, ſich ſolchen Vorbildern ſchrittweiſe zu nähern. Sie möchten ſie auf einmal erreichen, und werden darüber entweder lächerliche Copien, oder finden, daß die Unternehmung über ihre Kräfte geht, und geben's auf. Vielleicht liegt in dieſer unglücklichen Beſtrebung, vollkommner zu werden als man ſeyn kann, eine von den wirkſamſten Urſachen, warum es in unſern Tagen ſo viele melancholiſche, hypochondriſche, mit der Welt und mit ſich ſelbſt unzufriedene, und zu allem, wozu man die Leute in dieſem Leben braucht, unbrauchbare Jünglinge gibt. Sie glauben nicht, wie ſehr die Anzahl dieſer Unglücklichen täglich zunimmt, die vor lauter Feinheit der Empfindung, vor lauter Erhabenheit der Begriffe, und vor lauter vermeinter Größe des Geiſtes und Güte des Herzens, nirgends in der Welt fortkommen können. Allenthalben iſt's zu weit oder zu enge, zu warm oder zu kalt, zu feucht oder zu trocken für ſie. Ueberall ſind die Menſchen, mit denen ſie leben müſſen, zu tief unter ihrem Ideal, um ihnen erträglich zu ſeyn. Ihre unbiegſame Seele ſtößt allenthalben an, kann ſich nie mit den Umſtänden vertragen, will immer alles oder nichts, träumt immer von Unabhängigkeit und Selbſtgenugſamkeit, und ergrimmt dann wieder, wenn ſie nothgedrungen fühlt, daß der Menſch, ſo wie er organiſirt iſt, weder unabhängig noch ſich ſelbſt genugſam ſeyn kann. — Sagen Sie mir, wär' es nicht tauſendmal beſſer, dieſe jungen Menſchenkinder, anſtatt ſich immer in Zeiten, die nie geweſen ſind, und zu Menſchen, wie es nie gegeben hat, zu verſetzen, lernten den Menſchen kennen wie er iſt, die Welt kennen wie ſie iſt; lernten begreifen, wie

dieſer Zuſtand die nothwendige Folge dieſer Urſachen iſt; lernten einſehen, wie ſie ſelbſt ſeyn müßten, um in die Zeit, an den Platz, in die Umſtände zu paſſen, in und unter welche die Vorſicht ſie geſetzt hat; lernten die Mittel, die wirklich vorhanden ſind, kennen, wodurch ſie ſelbſt und andre natürlicher Weiſe beſſer werden könnten; und vergäßen nicht, vor allen Dingen zu lernen: daß dieſe nämliche Welt, in welcher wir leben, und dieſe nämlichen Menſchen, mit welchen wir's zu thun haben, bei weitem nicht ſo ſchlimm ſind, als Unwiſſenheit, Schwärmerei, Milzſucht, Hypotheſenſucht, übermäßige Einbildung von ſich ſelbſt, Unmuth über fehlgeſchlagene Erwartungen und andere ähnliche Leibes- und Seelenkrankheiten uns ſolche vorſtellen? Wär' es nicht beſſer, alle Bücher, die wir zu unſrer Belehrung oder Unterhaltung leſen, führten uns zu dieſem Zweck? Oder, wenn wir ja zu unſrer Ergötzung auch Ideale und ſchöne Hirngeburten haben wollen, iſt's nicht wenigſtens unläugbar, daß die Geſchichtſchreiber der Menſchheit nützlicher ſind als die Prometheen, die uns neue Menſchen nach ihrem eignen Bilde ſchnitzeln?

Der Pfarrer. Beinahe ſollten Sie mich deſſen überreden. Aber gleichwohl laſſen Sie den Werken, worin vollkommne Charakter als Muſter geſchildert werden, nicht genug Gerechtigkeit widerfahren. Dieſe ſind doch wohl zu mehr nütze, als nur zur Gemüthsergötzung; denn ſie dienen uns wenigſtens zum Maßſtabe unſers moraliſchen Werths, und demüthigen unſern Stolz, indem ſie uns fühlen machen, wie weit wir noch unter dem ſind, was wir ſeyn müßten, um wahre, unparteiiſche, allgemeine Hochachtung zu verdienen; — und dieß iſt, wie Sie ſehen immer ein großer Nutzen.

Ich. Ich zweifle, daß er bei Vielen ſtattfinden möchte. Die Welt nimmt als eine ausgemachte Sache an, daß Un-

vollkommenheit das allgemeine Loos der Menschheit sey; und die meisten finden sich daher durch vollkommne Charakter eben so wenig gedemüthigt, als unsre Kriegshelden sich kleiner dünken würden, wenn sie im Herkules und Herkuliskus die Thaten der gewaltigen Ritter läsen, die auf Einen Hieb drei oder vier Riesen entzwei hauen, und mit einem einzelnen wohlbezauberten Schwerte ganze Heere in die Flucht jagen.

Der Pfarrer. Es ist schwer über solche Dinge etwas Allgemeines festzusetzen. Alles hängt von der besondern Anlage und Gemüthsverfassung der Leser ab; und wie unendlich verschieden ist nicht diese! —

Ich. Wenn die Rede von der relativen Nutzbarkeit zweier entgegengesetzter Gattungen von Schriften ist, so entscheidet, däucht mich, die Wirkung derselben auf die meisten Leser; und aus diesem Grunde dürfte wohl der Vorzug eines Tom Jones über einen Karl Grandison bald ausgemacht seyn.

Der Pfarrer. Ich will nicht länger über diesen Punkt mit Ihnen haberechten; aber dafür kann ich doch wohl mit gutem Fug verlangen, daß Sie mir die Caricaturen Preis geben, die man uns so häufig für wahre Abbildungen gibt, wiewohl sie das eben so wenig sind als die idealischen Menschen. Diese letztern dienen doch, nach ihrem eigenen Geständnisse, wenigstens zur Uebung und Ergötzung unsers moralischen Sinnes: aber Caricaturen dienen weder zur Besserung noch zur Belustigung; oder, desto schlimmer für den, der eine Freude daran haben kann, die menschliche Natur verunstaltet und verzerrt zu sehen!

Ich. Lassen wir uns von einer schwankenden Bedeutung des Wortes Caricatur nicht irren. Es pflegt diesem armen Worte nicht besser zu ergehen, als seinem Gegenfüßler Ideal, das seit einigen Jahren so sehr Mode geworden ist; Chimären

werden nur zu oft mit beiden verwechselt. Ich bin völlig Ihrer Meinung, falls Sie unter den Caricaturen, über welche Sie das Verdammungsurtheil sprechen, solche moralische Mißgestalten verstehen, dergleichen es entweder gar nie unter den Menschen gegeben hat, oder die doch wenigstens so außerordentliche Erscheinungen sind, daß es besser wäre, sie gar nicht zu malen. Aber diese Art der Mißgestalten wollen wir, um Verwirrung zu vermeiden, lieber Grotesken, und wenn sie bis zur Abscheulichkeit häßlich sind, Ungeheuer nennen. Ein mißgezeichneter Charakter also, es sey nun, daß dessen Urheber mit Vorsatz einige Züge übertrieben, oder aus Ungeschicklichkeit, Leidenschaft, oder irgend einer andern zufälligen Ursache, die wahren Proportionen verfehlt habe, soll uns nicht Caricatur heißen. Wir wollen diesen Namen nur solchen moralischen Mißgestalten geben, die häufig genug in der wirklichen Welt vorkommen, um in einer getreuen Nachbildung von jedem Menschenkenner für wahre Naturproducte erkannt zu werden, und so beschaffen sind, daß sie, ohne bis zur Scheußlichkeit häßlich, d. i. Ungeheuer, zu seyn, durch stark in die Augen fallende Abweichungen von den Proportionen der reinen sittlichen Schönheit und Güte des Menschen (von welcher jetzt allein die Rede ist) mißfällig, lächerlich oder verächtlich werden müssen. — Nach der schärfsten Strenge gibt es wohl wenige, vielleicht gar keine Menschen, welche man ganz schön, so wie es vielleicht gar keine gibt, die man ganz gesund nennen kann. Aber kleine Unvollkommenheiten, unbedeutende Anomalien in zu viel oder zu wenig, die von wirklichen Schönheiten merklich überwogen, oder wenigstens im Gleichgewicht erhalten werden, machen einen Charakter noch nicht zur Caricatur; ich wenigstens möchte eben so wenig alle Kinder Adams für Caricaturen als für Narren erklären,

wiewohl die Stoiker beides gethan haben. Unglücklicherweise bleiben uns immer noch Menschengestalten genug übrig, die man, ohne einen einzigen Zug zu übertreiben, nur genau treffen darf, damit sie jedermann für Caricaturen erkenne. Gibt es nun solche Menschen, und in großer Menge, wie niemand läugnen wird — so sehen Sie leicht, Herr Pfarrer, daß man, sobald die Menschen wie sie sind gemalt werden sollen, auch Caricaturen malen muß.

Der Pfarrer. Aber wozu meinen Sie daß es nützen werde? Diejenigen, die sich darin getroffen finden sollten, haben zu viel Selbstgefälligkeit, um sich in einem Bilde zu erkennen, das dem angenehmen Miniaturbildchen im Spiegel ihrer Eigenliebe so wenig ähnlich sieht; und die übrigen lachen und spotten der Gebrechen ihres Nächsten, ohne an ihre eigenen zu denken.

Ich. Ich will Ihnen meine Meinung von dieser ganzen Sache sagen, lieber Herr Pfarrer; vielleicht hebt sich dann Ihr Einwurf von selbst. — Um zu einer gründlichen Menschenkenntniß zu gelangen, müßten wir, d. i. jeder sich selbst, und die Leute um ihn her, so weit er seinen Gesichtskreis ziehen könnte, scharf, anhaltend, ohne Leidenschaften und Vorurtheile, eine lange Reihe von Jahren durch beobachten. Dieß ist auch für den scharfsichtigsten und wärmsten Liebhaber der Wahrheit überhaupt sehr schwer, in besondern Fällen oft unmöglich. Aber, was heute nicht gelingt, gelingt morgen; was der eine nicht kann, kann ein anderer; was dieser versieht, berichtigt jener. So lehrt ein Tag den andern; und wenn man dann nach etlichen Jahrtausenden zusammenrechnet, so findet sich, daß wir einen Vorrath von Erfahrungen und Beobachtungen vor uns haben, der für alle unsere Bedürfnisse zureichend wäre, wenn wir ihn nur recht gebrauchen

wollten, oder zu gebrauchen wüßten. — Und was ist nun wohl das Brauchbarste in diesem ganzen Vorrath? Unstreitig (so däucht mich's wenigstens) die Abbildungen des wirklichen Lebens und Charakters einzelner merkwürdiger Menschen. Gewiß, man kann deren nicht zu viele haben; und es ist Pflicht für jede Generation, und für jeden, der beobachten und schildern kann, den Nachkommen eine so große Anzahl solcher Abbildungen zu hinterlassen, als nur immer möglich ist. Sehr vortreffliche, oder bei großen Vorzügen sehr fehlerhafte Menschen; solche, die sich durch ungemeine Talente ausgezeichnet, oder große Rollen auf dem Weltschauplatze gespielt haben, oder durch außerordentliche Schicksale merkwürdig geworden sind: diese sind es eigentlich, die man genau zu kennen wünscht, und durch deren genaueste Kenntniß die Theorie der menschlichen Natur und die Philosophie des Lebens am meisten gewinnt. Diese beobachte und studire man, diese versuche man nach dem Leben zu schildern! nicht schöner, nicht häßlicher als sie waren oder sind. — Besonders sollten zu diesem Ende die besten Menschen ausgesucht werden. Es gibt deren (wiewohl meistens im Verborgenen) mehr als man gemeiniglich glaubt; und so vortreffliche, daß, wenn wir eine getreue Abschilderung des Lebens etlicher weniger von dieser Classe mit allen Helden und Heldinnen, die jemals aus der Phantasie der Romanschreiber hervorgegangen sind, erkaufen könnten, wir wahrlich viel dabei gewonnen hätten. — Aber damit solche moralische Individualgemälde wirklich nützlich werden, muß man sich nicht begnügen, uns zu erzählen, was diese merkwürdigen Menschen gethan haben, oder was sie gewesen: man muß uns begreiflich machen, wie sie das, was sie waren, geworden sind; unter welchen Umständen, in welcher innern und äußern Verfassung, durch welche verborgene Triebfedern,

bei welchen Hinderniſſen und Hülfsmitteln, ſie gerade ſo, und nicht anders wurden, ſo und nicht anders handelten. — Gleichgültig kann es uns dann ſeyn, ob eine ſolche Perſon einen hiſtoriſchen oder gefabelten Namen führt, ob der Mann Agathon oder Epaminondas, Gil-Blas oder Tom-Jones heißt; wenn er nur wahres Leben athmet, nur durchaus wirklicher Menſch iſt, uns nur immer aufrichtig entdeckt, wie und wodurch er ein ſolcher Mann war, und wie es zuging, daß er durch eine Reihe natürlicher Verwandlungen oder Entwicklungen endlich der wurde und werden mußte, der er am Ende iſt. Dieß iſt alles, was wir verlangen können, damit die Abſchilderung eines Individual-Charakters für das Menſchenſtudium wichtig ſey. Denn ſo erblicken wir nicht nur in ihm wahre Züge unſers eignen Bildes; wir lernen auch — was die Hauptſache iſt — wie wir es anfangen müßten, um ſelbſt zu werden, oder nicht zu werden, was er war. — Und wie viele ſolcher aufrichtigen Gemälde der Menſchheit haben wir? werden Sie mich fragen. — Schlimm genug, daß ich antworten muß: ſehr wenige! Aber vermuthlich würden wir deren mehr haben, wenn die Vorurtheile ausgerottet werden könnten, die gegen dieſe Art von Schriften noch ſo tief in vielen Köpfen ſitzen, und noch immer täglich von ſo vielen Büchermachern und Bücherrichtern auf allerlei Weiſe unterhalten werden.

Der Pfarrer. Ich geſtehe, daß ich — beſonders was die ſehr guten Menſchen betrifft — vollkommen Ihrer Meinung bin. Möchten wir von jedem derſelben nur eine ſo getreue Abſchilderung beſitzen, als uns der verdienſtvolle Züricheſiſche Rathsherr und Stadtarzt Hirzel ſchon vor mehrern Jahren von ſeinem Sokratiſchen Bauer geſchenkt hat! Tauſende, die der herrſchende Weltton oder ihre eigene Erfahrung

verächtlich vom Menſchen denken macht, würden die Würde ihrer Natur fühlen lernen, würden vor ſich ſelbſt erröthen, wenn ſie ſich mit ſolchen nicht fabelhaften beſſern Menſchen verglichen, würden Muth faſſen, eben das werden zu können, was ihresgleichen waren.

Ich. Hoffentlich würde der moraliſche Nutzen ſolcher Schriften nicht gering ſeyn. Aber glauben Sie ja nicht, daß man um dieſen Nutzen zu erreichen, ſich bloß auf die Schilderung der ſehr vortrefflichen Menſchen einſchränken müſſe. Für ſolche Geſchöpfe, wie wenigſtens neunundneunzig Hunderttheile der menſchlichen Gattung ſind, iſt die Geſchichte der Leidenſchaften und Verirrungen des Kopfes und Herzens, von einem weiſen Manne geſchrieben, lehrreicher, als die beſte Geſchichte der Weisheit und Tugend. Denn das erſte und nöthigſte, was Leute wie wir zu thun haben — nennen Sie mir den Mann, der ſich von dieſem Wir ausnehmen dürfte! — iſt, unſere Irrthümer und Unarten los zu werden; und dazu kann uns eine getreue Entwickelung des Urſprungs, Fortgangs und Ausgangs herrſchender Leidenſchaften, in einzelnen Fällen und unter gegebenen Umſtänden, mehr helfen, als die Geſchichte des untadeligſten Lebenslaufs. Wie mancherlei Seiten zeigt da die Menſchheit dem aufmerkſamen Forſcher! In wie mancherlei Lichte kann und muß da jeder Gegenſtand geſehen werden! Wie unzählbar ſind die Schattirungen der Leidenſchaften! Wie merkwürdig und lehrreich die tauſendfachen Verwandlungen und Vermummungen der Eigenliebe! Wie krumm, verwickelt, dunkel und gefahrvoll der Labyrinth des Herzens! Wie unerſchöpflich die Zauberkräfte der Phantaſie! Wie fein, verführeriſch und oft unmerklich ihre Täuſchungen! Wie unendlich mannichfaltig die Miſchungen der Wahrheit und des Irrthums, der Aufrichtigkeit und Falſchheit, der

Güte und Bosheit, der Klugheit und Thorheit, in jedem, oder doch gewiß beinahe in jedem einzelnen Menschen! — Welch ein unermeßliches Feld! und wie wenig, wie wenig noch bearbeitet! — Sie sehen aus dem, was ich bisher sagte, von selbst, lieber Herr Pastor, daß ich, aus einerlei Grunde, nicht nur einzelne Personen, sondern auch den allgemeinen Charakter jeder besondern Classe von Menschen, jedes Geschlechts, jedes Alters, jedes Standes, mit seinen eigenthümlichen, unterscheidenden Lineamenten, Farben und Schattirungen geschildert haben möchte; und es würde sehr überflüssig seyn, wenn ich Ihnen die Nützlichkeit solcher Gemälde der wirklichen Natur, des wirklichen Lebens, erst noch beweisen wollte. Ganz gewiß würden sie zur Beförderung der Menschenkenntniß, der Selbsterkenntniß, der Lebensklugheit und jener stufenweisen Verbesserung der Denkart und Sitten, deren ich vorhin erwähnte, kein Geringes beitragen. Da aber der ganze Nutzen, den wir von allen diesen Gemälden erwarten können, schlechterdings von ihrer Wahrheit abhängt: so würden unsere Menschenmaler sich weder wissentliche Verschönerung, noch vorsetzliche Vermehrung der natürlichen Häßlichkeit eines Gegenstandes erlauben dürfen. Sie müßten bei ihren Beschreibungen und Abbildungen mit eben der Gleichmüthigkeit und pünktlichen Treue verfahren, womit uns die Naturforscher in andern Fächern Pflanzen und Thiere kennen lehren: wo es keinem einfällt, zum Beispiel den Uhu häßlicher oder den Auerhahn schöner vorstellen zu wollen als er ist. Groteske Caricaturen müßten selbst dem Satyriker — dem strafenden wie dem scherzenden — untersagt seyn. Der Vorwand, daß man gewisse Züge übertreibe, um ihre Häßlichkeit auffallender zu machen, müßte nicht als gültig angenommen werden. Uebertriebene Zerrbilder können nur

Gelächter oder Ekel erwecken, werden aber aus dem Grunde, den Sie vorhin selbst anführten, niemanden beſſern. Hingegen dürfen wir uns darauf verlaſſen, daß der Deus in nobis — dieſer unbeſtechliche Richter in unſerm Buſen, der uns, je nachdem wir's verdienen, billigt oder tadelt, entſchuldigt oder verdammt — auch die verzärtelteſte Eigenliebe nöthigen werde, ihre Geſtalt, wie häßlich ſie ſeyn mag, in einem wahren Bilde zu erkennen.

Der Pfarrer. Wenn ich Sie recht verſtanden habe, ſo unterſcheiden Sie die Caricaturen in wahre, wo der Maler die verunſtaltete Natur bloß abbildet, wie er ſie findet; übertriebene, wo er aus irgend einer beſondern Abſicht die Ungeſtalt ſeines Gegenſtandes zwar vermehrt, aber doch auf eine der Natur ſo analoge Art dabei zu Werke geht, daß das Original noch immer kenntlich bleibt; und in bloß phantaſtiſche, oder eigentlich ſogenannte Grotesken, wo der Maler, unbekümmert um Wahrheit und Aehnlichkeit, ſich (wie etwa der ſogenannte Höllenbreugel) einer wilden Einbildungskraft überläßt, und durch das Uebernatürliche und Widerſinnige ſeiner Hirngeburten bloß Gelächter, Ekel und Erſtaunen über die Kühnheit ſeiner ungeheuern Schöpfungen erwecken will. Sie billigen die erſte Art von Caricaturen, weil ſie zwar verunſtaltete Natur, aber doch immer Natur abbilden; und verwerfen die zweite und dritte (die im Grunde nur weniger oder mehr verſchieden ſind) als Werke, die weder zum Nutzen noch zum Vergnügen dienen.

Ich. Sie haben mich nicht nur ſehr wohl verſtanden, ſondern berichtigen auch durch dieſe dreifache Eintheilung der Caricaturen, was ich vorhin nicht beſtimmt genug davon geſagt hatte.

Der Pfarrer. Ich bekenne mich aus voller Ueberzeugung zu Ihrer Meinung über dieſe Materie; und ich bin ſo weit entfernt, die Caricaturen von der zweiten Claſſe durch den Vorwand, daß die Häßlichkeit des Laſters dadurch auffallender werde, gerechtfertigt zu glauben, daß ich vielmehr die ungereimteſten und wildeſten Grotesken für weit unſchuldiger halte, als gewiſſe Hogarthiſche Caricaturen. Denn wenn es auch wahr wäre, was Lavater irgendwo ſagt,*) „daß noch kein Maler den Menſchen je ſo ſchön oder ſo ſchlecht gemalt habe, als er ſey oder ſeyn könne“ (ein Satz, deſſen Wahrheit mir ſehr zweifelhaft ſcheint), ſo bliebe doch immer eben ſo wahr, daß ſo abſcheulich zerrüttete, ſo ganz und gar durchteufelte Menſchen, wie einige Hogarthiſche augenſcheinlich ausſehen, wenigſtens äußerſt ſelten ſind. Ein jeder frage nur ſich ſelbſt, ob er nicht in ſeinem Leben zehn Geſichter, die neben den beſten in der Lavateriſchen Sammlung ſtehen dürften, geſehen habe, gegen ein einziges, das den ſchlimmſten von Hogarths Schöpfung nahe käme? Ich bin gewiß, daß die Antwort nur bei ſehr wenigen wider mich ausfallen wird. Sind aber ſolche Ungeheuer ſo ſelten; iſt es richtig, daß auch die wenigen von dieſer Art, die auf dem ganzen Erdboden zerſtreut ſeyn mögen, das Tageslicht ſcheuen, und den Augen der beſſern Menſchen ſelten ſichtbar werden: wozu ſollt' es nützen, ſie aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen? Wer ſoll durch ihren Anblick beſſer werden? — Die Guten? — Ich geſtehe, daß ich nicht begreife, wie dieß zugehen ſollte. Mich wenigſtens demüthigt oder ermuntert der Anblick eines guten, eines vortrefflichen Menſchen unendlich mehr als der Anblick eines ſchlechten. — Die Böſen oder die Halbguten? — Dieſe gewiß noch weniger.

*) Phyſiognomiſche Fragmente, 1 Bd. S. 55.

Denn nicht nur ihre Eigenliebe, ſogar ihr Gewiſſen ſagt es ihnen, daß ſie ſo ſchlimm nicht ſind, wie dieſe Verruchten: Der Gedanke, daß es ſolche Ungeheuer gibt, macht ſie alſo mit ihrer eigenen Ungeſtalt nur deſto zufriedener, und ſie gewinnen durch die Vergleichung, wie ein häßliches Geſicht neben einem viel häßlichern beinahe ſchön wird. Ich kann alſo nicht finden, wozu dergleichen Caricaturen anders dienen können, als empfindende Seelen mit einem vergeblichen Ekel oder Grauen zu quälen, und der menſchlichen Natur, folglich am Ende ihrem Urheber ſelbſt, Schande zu machen.

Es geſchieht unzählige Mal unter Perſonen, die miteinander über Gegenſtände, die ſich nicht vollkommen beſtimmen, und folglich weder meſſen noch ausrechnen laſſen, diſcuriren, daß ſie in Worten einig, und dennoch in dem, was ſie bei dieſen Worten denken, weit von einander ſind. Dieß mochte wohl öfters der Fall zwiſchen mir und dem wackern Pfarrer zu *** während unſrer beiden Unterredungen geweſen ſeyn; gewiß war's im Betreff der Hogarthiſchen Caricaturen ſo, auf die der gute Mann einen großen Groll hatte, ohne den Grund davon ſich ſelbſt recht deutlich machen zu können; vermuthlich bloß, weil er ſich ſchon lange her angewöhnt hatte, die Menſchen für beſſer zu halten, als ſie, im Durchſchnitt genommen, jemals geweſen ſeyn mögen; — welches denn bei einem ſo gutherzigen Manne, der ſo wenig von der Welt geſehen, und ein ſo einförmiges Leben führte, nicht wohl anders möglich war.

Wir ſtritten uns noch eine Weile über Hogarthen. Denn, wiewohl ich zu ſeiner Eintheilung der Caricaturen, in wahre, übertriebene und phantaſtiſche, ſelbſt den Anlaß und Wink

gegeben, und sie daher auch ohne Widerspruch gelten ließ, so war doch meine Meinung gar nicht, ihm so leicht einzugestehen, daß die Hogarthischen Caricaturen auf der neunten Tafel (S. 100) in Lavaters physiognomischem Werke (auf die der Pfarrer zielte) unter die übertriebenen, und also unter diejenigen gehörten, die zur Beförderung wahrer Menschenkenntniß nichts beitragen können.

Der Pfarrer meinte, Lavater selbst bestätigte sein Urtheil, da er von dem Gesichte Nr. 3 in der obersten Reihe sagt:

„Wenn Hogarth dieß Gesicht gesehen, und diese Stellung copirt hat, so ist das Original ein Inbegriff von Teufeln. Hat er's erschaffen, so ist Hogarth — (selbst ein Teufel schwebte ihm vermuthlich auf der Zunge) — Nein! er hat's zusammengedichtet aus vorhandenen Gesichtern, und so ist er und das Menschengeschlecht gerettet."

Denn (sagte der Pfarrer) wenn Hogarth dieß abscheuliche Gesicht zusammengedichtet hat, so ist es als Individualgesicht übertrieben: etliche Bösewichter haben zwar jeder etwas dazu hergegeben; aber nie ist ein einzelner Mensch Teufel genug gewesen, so auszusehen. Gleichwohl hat Hogarth aus mehrern wirklichen Gesichtern, deren jedes lange nicht so abscheulich aussah, diese scheußliche Teufelslarve zusammengesetzt, und einem einzelnen persönlichen Menschen, der unter andern nach dem Leben geschilderten höchst verdorbenen Schousalen seine einzelne Rolle spielt, angedichtet. Er hat also dieses entsetzliche Bild wirklich erschaffen (denn wie kann der Mensch anders erschaffen als durch Zusammensetzen, Vergrößern und Verkleinern?); und sich also wirklich an der menschlichen Natur versündiget, weil er uns durch die stärkste sinnliche Darstellung verleitet, sie für verdorben genug zu halten, einen solchen Teufel hervorbringen zu können.

Ich erwiederte: bei Lavatern mag wohl hier und an mehr andern Orten des angezogenen Werkes die eigene Güte seines Herzens, ohne daß er es selbst gewahr werden kann, die Ursache seyn, warum der Anblick dieser Hogarthischen höchst wahren Caricaturen seine Seele so entsetzlich verwundet, und mit einer Art von äußerst schmerzhaftem Grauen so ganz erfüllt, daß er in allzu heftigen Ausdrücken davon spricht, und seinem Gefühl nach für teuflisch erklärt, was leider nur zu sehr menschlich ist. — Daß ich mich in dieser Vermuthung schwerlich irre, können Sie schon daraus abnehmen, weil er an einem andern, vorhin von Ihnen selbst angeführten Orte sagt: er glaube kaum, daß ein Maler den Menschen je so schön oder so schlecht gemalt habe, als er seyn könne. — Wie dem aber auch seyn mag (fuhr ich fort), davon bin ich überzeugt, daß die scheußlichste Hogarthische Caricatur immer noch verschönert ist. Wider Willen des Künstlers nämlich; der, auch wenn er Abbildungen machen will, in der That doch immer eine Art von Idealen macht. — Sobald es einen Menschen gibt, der fähig ist einen Christus zu geißeln, mit Dornen zu krönen, und noch dazu zu verspotten, oder der fähig ist, einer flehenden Mutter mit grimmig höhnischer Verachtung entgegen zu trotzen: so behaupte ich, es muß noch viel mehr Grausames, Schändliches, Scheußliches (zumal in demselben Augenblick) in seinem Gesichte seyn, als Hogarth copiren oder dichten konnte. Denn durch wie viele Stufen der Verderbniß, durch welche Gräuel und Unthaten, die ihre Spuren alle in seinem Gesichte zurücklassen mußten, war er schon gegangen, um endlich dieser ungeheuern Bosheit fähig zu seyn! Welcher Zeichner, welcher Maler, wie groß er auch sey, könnte das alles so lebend, so stark, so ganz, wie es in der Natur selbst seyn muß, zusammenfassen und hinstellen? —

Und gleichwohl ist dieser Mensch, so sehr er Scheusal ist, kein Teufel — denn er ist ein Mensch. Oder können wir zweifeln, ob es solche Menschen gebe? Nur zu gewiß hat es in Zeiten der höchsten Verwilderung der Menschheit, oder der äußersten Verderbniß derselben durch den Luxus, dergleichen Ungeheuer immer gegeben, gibt noch solche, und wird deren immer mehr geben, je tiefer die Sitten unsers Jahrhunderts die Menschheit herabziehen werden. *) Hogarth ist also gerechtfertiget. —

Auf Unkosten der menschlichen Natur, fiel mir der Pfarrer ein.

Wer kann dafür? versetzte ich: die Wahrheit ist auf seiner Seite; und die menschliche Natur gewinnt am Ende eben so viel dabei, als sie verliert. Denn die Menschheit könnte nicht solcher Herrlichkeit fähig seyn, wie sie ist, wenn sie nicht solcher Schändung fähig wäre; könnte nicht zum Teufel herabsinken, wenn sie nicht zum Engel emporsteigen könnte.

Gut, sagte der Pfarrer; aber wenigstens werden Sie mir doch zugeben, daß solche menschliche Ungeheuer höchst selten sind, und daß ihre Abschilderung aus dem von mir angeführten Grunde niemand nützen kann, und also besser gar unterbliebe.

Ich habe Verschiedenes gegen Ihre Vordersätze einzuwenden (erwiederte ich), und läugne die daraus gezogene Folgerung, auch wenn jene richtig wären. Wenn Sie von allem, was wir von hierher gehörigen Beispielen in unsern Zeiten gesehen und gehört haben, die Geschichte hinzunehmen, so wird sich finden, daß die menschlichen Ungeheuer, die mit

*) Eine Vorhersagung, die im vierten und fünften Jahre der Französischen Revolution nur zu sehr in Erfüllung gegangen ist. W.

Hogarths Caricaturen um den Vorzug der Häßlichkeit ſtreiten können, ſo gar ſelten nicht ſind. Und daß ſie noch ſo ſelten ſind, liegt mehr an den äußern Umſtänden, als an der innern Verkehrtheit mancher Menſchen. — Doch ſelten oder nicht, mehr oder weniger, genug ſie gehören in die Scenen, welche Hogarth aus menſchenfreundlicher Abſicht ſchildern wollte. Ohne ſie würde ſein moraliſches Gemälde kein Ganzes ſeyn. Geſetzt auch, daß weder die Guten noch die Böſen dadurch beſſer werden; gibt es nicht zwiſchen beiden äußerſten Enden eine Menge mehr oder weniger verderbte Menſchen, von welchen ſich hoffen läßt, daß ſie beim Anblick ſolcher Scheuſale einen Schlag ans Herz bekommen, und vor dem, was ſie ſelbſt noch werden könnten, erſchrecken möchten? Und iſt dieſes Schrecken, dieſes Schaudern, ohne welches man die Geſtalten nicht anſehen kann, nicht Nutzens genug? — Wer wollte mit ſolchen Ungeheuern nur den ſchwächſten Charakterzug gemein haben, wenn er's verhindern kann? Wer erſchräcke nicht vor dem bloßen Gedanken, mit ihnen zu leben, ja nur wenige Stunden mit ihnen allein zu ſeyn? „Wer würde (wie Lavater ſagt) nicht lieber alles thun, alles leiden wollen, was Tugend und Religion thun und leiden heißen können, um einer ſolchen Geſellſchaft zu entrinnen?" — Dieß ſind Gefühle und Gedanken, deren man ſich beim Anblick dieſer höchſt verderbten Menſchen ſchwerlich erwehren kann; und wenn dieß iſt, welchen größern moraliſchen Nutzen können wir von einem Gemälde verlangen?

Der Pfarrer (wie er denn ein geſunder und nicht ſtarrer Kopf war) fühlte das Wahre in dieſer Apologie für Hogarth; und empfand auch zugleich, daß ſich das Nämliche zur Rechtfertigung der Dichter, welche dergleichen häßliche, aber wahre moraliſche Caricaturen in Handlung darſtellen

und nach ihrem Innern ſchildern, ſagen laſſe; und daß es des Leſers, der dadurch geärgert wird, eigene Schuld ſey, wenn er die Abſicht des Dichters, oder die Ausführung ſelbſt, ſchief, und noch dazu durch ein falſches Medium und in widrigem Lichte anſieht, und dieſem falſchen Anblick zufolge verdammt, was er, wenn er richtig geſehen hätte, gebilligt haben würde.

Wir waren im Begriff, dieſe Materie zu verfolgen, als dem Pfarrer ein Brief gebracht wurde, der ihn zur ſchleunigſten Rückreiſe an ſeinen Ort nöthigte. Wir waren in der kurzen Zeit, da wir uns geſehen hatten, ſehr gute Freunde geworden. Es iſt doch eine herrliche Sache um Gegenwart, ums Sehen von Angeſicht zu Angeſicht! rief er aus, da wir uns ſcheiden mußten. Wie viel berichtigt ſich da in einer einzigen Viertelſtunde! — Er ſchien ſich ungern ſo bald von mir zu trennen; denn er liebte dergleichen Converſationen, und in ſeiner ganzen Gegend war, außer zwei oder drei wackern Pachtern und Bauern, keine vernünftige Seele, mit der ſich die ſeinige hätte beſprechen können. Ueberdieß intereſſirten ihn die Gegenſtände unſerer bisherigen Unterredungen, und er hatte noch Verſchiedenes in petto, worüber er gern Erläuterung gehabt hätte. Ich mußte ihm verſprechen, daß ich in einen Briefwechſel mit ihm treten, und ihm beſonders über die äſthetiſch-moraliſchen Probleme, deren ich zu Ende unſrer erſten Unterredung erwähnt hatte, meine Meinung ſchriftlich mittheilen wollte. Und ſo umarmten wir einander und trennten uns für dießmal.

X.

Xantippe.

1800.

Was der junge Lamprokles in dem Gespräch mit seinem Vater Sokrates (Xenoph. Mem. Socr. 2, 2.) von dem unerträglichen Wesen seiner Mutter sagt, bestätigt Aeschines, einer der wärmsten Anhänger des Sokrates, durch die Frage, die er in Xenophons Gastmahl an seinen Meister thut: „Wenn, wie du sagst, ein Mann seine Frau bilden kann wie er will, Sokrates, warum hast denn du die deinige, die von allen Widerbellerinnen, die ehemals lebten, jetzt leben und künftig leben werden, die unerträglichste ist, nicht zu einem zahmern und mildern Wesen umgebildet?" — Aber die scherzhafte Wendung,*) wodurch Sokrates eine directe und ernsthafte Antwort auf eine so unbescheidene Frage ablehnt, ob sich gleich aus ihr schließen läßt, daß er die gute Xantippe von dieser Seite für unverbesserlich gehalten habe, sagt doch

*) Wiewohl eine Menge platter Herren, die seiner Antwort erwähnen, sie für bittern Ernst nehmen.

deutlich genug, daß er selbst sich sehr wohl mit ihr habe vertragen können; und der Begriff, den man sich aus der Unterredung mit seinem Sohne von ihr zu machen bewogen wird, scheint mir nicht nur jene Verträgsamkeit ganz begreiflich zu machen, sondern überzeugt mich sogar, daß Sokrates vielleicht in ganz Attika keine Frau hätte finden können, die besser für ihn getaugt hätte, und ihm sogar für die Aufrechthaltung seines Hauswesens unentbehrlicher gewesen wäre als sie.

Xantippe scheint mir, bloß nach ihrem vornehmen Namen*) zu urtheilen, aus einem guten Hause in Athen gewesen zu seyn; aber vermuthlich ohne Vermögen, was sehr häufig der Fall aristokratischer Töchter zu Athen war, dafür aber, was nicht häufig der Fall war, so häuslich und wirthschaftlich erzogen, daß Sokrates, dessen ökonomische Umstände sehr übel zu einer Dame, wie etwa die Gemahlin des ehrlichen Strepsiades in den Wolken war, gepaßt haben würden, große Ursache hatte sich in ihr glücklich zu preisen. Ich stelle sie mir (nach einem Winke, den Sokrates in dem genannten Gespräch hierüber zu geben scheint) als eine Frau aus der Classe der Männinnen vor, die den Mangel an zarter Weiblichkeit und Grazie durch eine stattliche Amazonengestalt und eine derbe

---

*) Nach Gewohnheit der Athener bekam sie den Namen Xantippe entweder ihrem Vater, oder dem Großvater von väterlicher oder mütterlicher Seite, zu Ehren, deren einer Xantippos hieß; und daß dieß ein adeliger Name war, erinnern wir uns aus der ersten Scene der Wolken. Der Vater des Perikles führte diesen Namen, und es wäre nicht unmöglich, daß Xantippe eine Anverwandte von ihm, und dieser Umstand die Veranlassung gewesen wäre, daß Sokrates in seinen jüngern Jahren den Zutritt im Hause des Perikles erhielt, und mit Alkibiades, dem Neffen dieses großen Staatsmanns, in so vertrauliche Bekanntschaft gerieth.

rüſtige Leibesbeſchaffenheit erſetzen; von raſchem, leicht aufbrauſendem Temperament, etwas ſtreitluſtig und gern das letzte Wort behaltend; übrigens eine fleißige, emſige, auf alles aufmerkſame, ſtreng über gute Zucht und Ordnung haltende Hausmutter, die ihre liebe Noth mit drei ſolchen jungen Bengeln hatte, wie ich mir die Söhne des Sokrates vorſtelle, und täglich Gelegenheit genug bekommen mochte, ſich über ihre Unarten zu ereifern. Denken wir uns noch die ſehr knappen Umſtände eines Gelehrten hinzu, der weder Geld verdienen wollte, noch ſonſt auf eine zulängliche ſichre Einnahme rechnen konnte, und wie viele Sorgen eine brave Hausfrau in einer ſolchen Lage hat, um die Oekonomie im Gange zu erhalten, ohne einem Manne wie Sokrates mehr zuzumuthen als recht war; ſo begreift man um ſo leichter, wie eine Frau, auf welcher ſo viele Sorgen liegen, zu einer habituellen Säure kommen kann, die nur kleiner Veranlaſſungen nöthig hat, um alle Augenblicke in ungeſtüme Hitze aufzubrauſen, und ihrer übeln Laune durch Brummen und Schelten Luft zu machen. Sokrates, der ohnehin nicht viel zu Hauſe war, konnte ſich, bei ſeiner ihm eigenen Kälte und Gleichmüthigkeit, leicht gewöhnen, den Rauch um des Feuers willen zu ertragen, und einer Frau, die ſo weſentliche Verdienſte um ihn hatte, einige, wiewohl ſehr beſchwerliche Fehler, ihrer guten Eigenſchaften wegen zu überſehen: aber von einem jungen Menſchen, wie Lamprokles, der ſich wahrſcheinlich mehr auf ſeinen Vater einbildete als er durch ſeine wenige Aehnlichkeit mit ihm berechtigt war, und der (wie Herr Weiske*) wohl bemerkt) einen guten Theil von einer Mutter

*) In den Anmerkungen zu ſeiner Ueberſetzung der Sokratiſchen Denkwürdigkeiten.

Hitze geerbt haben mochte, war eine ſo weiſe Mäßigung nicht zu erwarten, und Sokrates fand es daher für nöthig, ihn ſeiner Kindespflicht mit Nachdruck und durch ſolche Vorſtellungen zu erinnern, die, wofern nur etwas Geſundes an ſeinem Kopf und Herzen war, wenigſtens einen ernſtlichen Vorſatz ſich zu beſſern bei ihm wirken mußten.

Anhang.

Neujahrwunsch.

1774.

Zum neuen Jahre Wünsche machen
Soll euch Merkur? Wohlan, es sey!
Die Mode will's. Sie zu belachen
Steht zwar dem weisen Manne frei;
Nur daß er nicht zu weise sey
Sie lachend gleichwohl mitzumachen!
Zwar ist, ich sag' es ohne Scheu,
Von allen wesenlosen Sachen
Womit wir bis in Charons Nachen
Uns unterm Mond zu schaffen machen,
Nichts Wesenloser's als ein Wunsch.
Und wenn bei ihrem Nektar-Punsch
Die Götter unsrer Wünsche lachen,
So haben sie, beim Kastor! recht.
Du schöne Harmonie der Sphären,
Wo bliebst du, würde Zeus dem irdischen Geschlecht
Nur Einen Wunsch auf jeden Kopf gewähren?
Nur Einen Wunsch — (wenn's euch gefällt
Fragt Eulern oder Pater Hellen!)
Mehr braucht es nicht, um eine Welt
Wie unsre auf den Kopf zu stellen.

Zum Glück für uns und für die Welt
Fällt aller unſrer Wünſche wegen
Kein Flöckchen Schnee, kein Tröpfchen Regen
Mehr oder weniger als fällt,
Wenn wir uns auf die Ohren legen
Und laſſen alles ſich bewegen,
Wie es dem lieben Gott gefällt.

Der Menſch hat ſeinen Kreis zum Wirken,
Und weh uns, wenn wir, ſtatt zu thun
Was unſers Thuns iſt, gleich den Türken
Auf einem Sopha gähnend ruhn,
Und hoffen, wahrend daß wir zu den Engeln lachen,
Es werd' etwa ein Geiſt der Lampe *) rüſtig ſeyn,
Und unſre Arbeit für uns machen.
Verlaßt euch drauf! Er wird ſo gütig ſeyn
Und ſeiner Wege gehn. Gerad' in dieſem Falle
Schlägt, glaubet mir, das Sprüchwort ein:
Für ſich ein Jeder, Gott für Alle!

Bei allem dem geſteh' ich ein,
Von allen unſern Albernheiten
Hat dieſe Wünſcheſucht am mind'ſten zu bedeuten.
Was man ſich wünſchet, hofft man gern,
Und iſt die Hoffnung nicht des Lebens Angelſtern?
Noch mehr, ein Wunſch, den wir verſchenken,
Iſt eine Art Wohlthätigkeit,
Falls euch beliebt, hinzuzudenken,
Der Wünſcher wäre ſehr bereit,

*) Aladdins Zauberlampe.

Wenn er der große Mogul wäre,
Noch mehr zu thun; — und kurz und gut,
Ein frommer Wunsch, bei warmem Blut,
Macht immer unserm Herzen Ehre.

Wohlan! was wünsch' ich dann — an diesem ersten Tag
Des Jahres, da man zählen mag
Von unsers Herrn Geburt Eintausend Siebenhundert
Und vier und Siebenzig — der werthen Christenheit?
Ich sehe wohl, die Deutschen wundert's,
Wie dieß sich enden wird? Verzeiht
Wenn es zu lange währt! Ich lieb' in allen Sachen
Den nächsten Weg, wiewohl er zweimal oft so weit
Als jener ist, den andre Wandrer machen.
Ein guter Weg ist einen Umweg werth,
Und minder ist oft mehr, wie Lessings Prinz uns lehrt. *)

Ihr kennt ja, denk' ich, die Töchter Schah Bambos, die Colifischetten,
Die Schattullösen, Dindonetten,
Und Blaffardinen, und wie die Chronik weiter sie nennt,
Die, einem Orakel zufolge, die ganze Welt durchrennt,
Vom Indus bis ins Land der Neger und Mulatten,
Zu suchen — und was? Natürlich, was sie nicht hatten.
Nun, dächt mich, wäre dieß ein Wunsch für jedermann:
Was einer nicht hat, ist just, was man ihm wünschen kann.

So wünsch' ich denn uns allen mit einander
Zufriedenheit, der Güter höchstes Gut!

*) In Emilia Galotti.

Den Galliern Geduld, den Polen frohen Muth,
Den Deutſchen attiſch Salz, den Britten leichtes Blut
Europen keinen Alexander,
Und Alexandern eine Welt,
Nur weit genug von der, worauf wir Armen ſchleichen!
Den Zwölfen, deren Hand der Parzen Scheere hält,*)
Sich ſtets in Güte zu vergleichen;
Dem deutſchen Bunde keinen Feind,
Dem beſten Kaiſer ſeinesgleichen,
Und jedem Fürſten einen Freund;
Den Philoſophen etwas Zweifel
An eigener Unfehlbarkeit:
Der Prieſterſchaft viel Duldſamkeit,
Und den Verdammungsgeiſt zum T . . l!
Den Schulkathedern Mutterwitz,
Den Klöſtern keine Fraticelli; **)
Und auf Sanct Peters heil'gem Sitz
Stets einen Papſt wie Ganganelli.
Den Dichtern viel Philoſophie,
Und ſehr viel Schlaf den Dichterlingen,
Und, heilt nichts ihre Phreneſie,
Die Kunſt in ſich hineinzuſingen.
Den Kritikern ein kleines Ohr,
Das deſto feiner hört und richtet;
Und Eicheln g'nug dem Bardenchor,
Das ſich und uns zu Gothen dichtet.
Den Sängern mehr Gefühl als Kunſt,

*) Den Europäiſchen Mächten nach damaliger Statiſtik, mit Anſpielung auf die 12 Olympiſchen Götter.

**) S. Bayle unter dieſem Artikel.

Den Malern reizende Modelle,
Und keiner Lais Fürſtengunſt,
Und jeder Schönen eine Seele.
Den Großvezieren Menſchlichkeit,
Viel Freiheit den Kosmopoliten;
Dem Höfling niemals lange Zeit,
Und ach! Verſtand den Abderiten!
Und jedem Autor einen Kopf,
Und Langſamkeit den Recenſenten,
Und ſeinen Deckel jedem Topf,
Und dem Merkur viel Abonnenten.

An Amelia Tiſchbein.*)

1775.

Der Grazien jüngſte zu ſchildern
Ergriff Amelia
Den Crayon; ein Himmel von Bildern
Stund vor ihr da.

Und aus dem Land der Ideen
Bringt ihr — ſo glaubt ſie zu ſehen —
Das Urbild Amor herab.
Und unter Ihrem Finger
Sehn Schweſtern Paſitheen
Die Liebesgötter entſtehen.

O, ruft die geflügelte Schaar,
Sie iſt es ganz und gar!
Dieß ſind ſie, die Herzenbezwinger,
Die Augen voll ſüßer Gefahr,

*) Die Tochter des Rathes und Profeſſors J. Heinr. Tiſchbein zu Kaſſel hatte ſich im J. 1775 zu Weimar aufgehalten, und daſelbſt auch Wielands Bekanntſchaft gemacht. Nach ihrer Zurückkunft in Kaſſel überſandte ſie dem Dichter als ein Andenken ihr von ihr ſelbſt gezeichnetes Bildniß, und er dankte ihr durch dieſe Zeilen.

Die Stirne! der Mund! die Wangen!
Man kann nichts Gleicher's verlangen!

Soll ich, ſprach Cypripor,
Euch meine Liſt geſtehen?
Ich hielt, ſtatt Paſitheen,
Ihr einen Spiegel vor.

An Pſyche.*)

1776.

Verwünſcht! in welchem Geſicht
Dieß Nütteln mich unterbricht!
Ihr holden Seelen,
Noch ſah ich euch kaum!
Wo ſeyd ihr? Ach Pſyche,
Es war nur ein Traum!
O laß dir'n erzählen
Den herrlichen Traum!

Mir träumt, auf einem Muſchelwagen,
Vor welchen Amor mit eigener Hand
Vier weiße Tauben der Venus geſpannt,
Würd' ich auf Wolken dahergetragen.
Ein Amorino mit goldnem Flügel
Stand vor der Muſchel, hielt die Zügel,
Regierte mit einem Lilienſtab
Die Täubchen Wolken auf und ab.
Es wallt' ein Nebel um Thal und Hügel;

*) Dieſelbe Julie-Pſyche, für welche Wieland ſein Gedicht: „die erſte Liebe," gedichtet hatte. S. Bd. 10.

Wir ſchwammen daher; der Nebel zerfloß;
Da ſtand auf einmal ein Feenſchloß
Vor meinen Augen. Erdwärts ſchlüpfte
Der Wagen; ich ſprang herunter, hüpfte
Dem Schloſſe zu, fand offen die Pforte,
Stieg — Doch wozu ſo viele Worte?
Der Himmel weiß, wie mir geſchah,
Genug, auf einmal war ich da.
Und rathe, wen ich zum erſten ſah
An dieſem zauberiſchen Orte?
O Freude! Pſyche auch Du warſt da!
Kamſt lächelnd mir entgegengegangen,
Und denke nur, Du Grazie — traun!
Ein kleiner Zwitter von Amor und Faun
Trotzig und lieblich anzuſchaun,
Mit blauen Augen und Lilienwangen,
Schmiegte ſich koſend wie Leda's Schwan
An deinen ſanften Buſen an.
Ein edler Ritter ſtand dabei,
Tapfer und bieder, wahr und treu,
Dem ſah man an den Augen an,
Daß er das Beſte dabei gethan.
Auch flog mir entgegen ein Fräulein zart
Von jener ächten Jungfrauen-Art,
Die ohne ihr Beſtreben noch Sinnen
Ganz ſachte das Herz uns abgewinnen;
Die ungekünſtelt, gut und rein,
Das Auge vielleicht, das Herz nie trügen,
Und in der Stille ſich begnügen,
Was andre ſcheinen wollen, zu ſeyn.

Von der Fee des Orts, sag' ich Dir nichts.
Die ist und bleibt ein Engel des Lichts!
Von Geist und Herz stets groß und kräftig,
Das Gute zu wirken stets geschäftig.
An Reiz ein Weib, ein Mann an Muth,
Ruhig und sanft, wie Aetna's Glut,
Ein Marmorbild bei eignem Leiden,
Und immer glücklich in andrer Freuden.
Allein, wozu noch Wasser ins Meer?
Wer kennt und liebt und ehrt sie mehr
Als Du? — Nun denke, wie selig ich war!
Wie alles so schön, so heiter und klar,
So lieb und wonniglich um mich her!
Als ob nun alles im Himmel, auf Erden
Und unter der Erden glücklich wär',
Und mit mir müßte glücklich werden.
Und wie die süßen Erinnerungen
Der Stunden, die ich einst zugleich
In diesem kleinen Himmelreich
Genossen, ihr holden Seelen, mit euch,
Durch all' mein Wesen wieder erklungen!
Und, Psyche, fühle dazu! es war
Der erste Tag im neuen Jahr,
In dem von hundert seligen Tagen
Die Ahnungen eingewickelt lagen!
Und als wir nun so um und um,
Eins in dem andern glücklich waren
Wie Geister im Elysium!
Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein Zaubrer! *) — Aber, denke nicht,

*) Goethe.

Er kam mit unglückſchwangerm Geſicht
Auf einem Drachen angeritten!
Ein ſchöner Hexenmeiſter es war,
Mit einem ſchwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein ächter Geiſterkönig, daher;
Und niemand fragte, wer iſt denn der?
Wir fühlten beim erſten Blick, 's war er!
Wir fühlten's mit allen unſern Sinnen,
Durch alle unſre Adern rinnen.
So hat ſich nie in Gotteswelt
Ein Menſchenſohn uns dargeſtellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menſchheit ſo in ſich vereinigt!
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken ſo ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Laſt,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Weſen ſich gräbt,
Und doch ſo innig im Ganzen lebt!
Das laß mir einen Zaubrer ſeyn!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden, wie augenblicks verſchwunden
Und wieder Augenblicke, ſo reich!
Am innern Werthe Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unſern Seelen?
Wer ſchmelzt wie er die Luſt in Schmerz?
Wer kann ſo lieblich ängſten und quälen?
In ſüßern Thränen zerſchmelzen das Herz?

Wer aus der Seelen innerſten Tiefen
Mit ſolch entzückendem Ungeſtüm
Gefühle erwecken, die ohne ihm
Uns ſelbſt verborgen im Dunkeln ſchliefen?

O welche Geſichte, welche Scenen,
Hieß er vor unſern Augen entſtehn!
Wir wähnten nicht zu hören, zu ſehn,
Wir ſahn! Wer malt wie er? So ſchön,
Und immer ohne zu verſchönern!
So wunderbarlich wahr! So neu,
Und dennoch Zug vor Zug ſo treu?
Doch wie, wie ſag' ich malen? Er ſchafft,
Mit wahrer mächtiger Schöpferkraft
Erſchafft er Menſchen; ſie athmen, ſie ſtreben!
In ihren innerſten Faſern iſt Leben!
Und jedes ſo ganz es ſelbſt, ſo rein!
Könnte nie etwas anders ſeyn!
Iſt immer ächter Menſch der Natur,
Nie Hirngeſpenſt, nie Caricatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überſpanntes Ideal!

Noch einmal Pſyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zaubrers Kunſt vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was es ſey nun ganz empfunden,
Wie wurd' er ſo ſchnell uns wieder neu!
Entſchlüpfte plötzlich dem ſatten Blick
Und kam in andrer Geſtalt zurück;
Ließ neue Reize ſich uns entfalten,
Und jede der tauſendfachen Geſtalten

So ungezwungen, ſo völlig ſein,
Man mußte ſie für die wahre halten!
Nahm unſre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu ſehen,
Und, wenn er immer glänzend und groß
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um ſeine Are zu drehen.

O Pſyche, warum iſt unſer Glück
Hienieden nur immer ein Augenblick?
In ſeligem Taumel genoß ich ihn kaum,
Weg war der zauberiſche Traum!
Und ich — wie weit von Dir verſchlagen!
In einem alten Rumpelwagen,
Nicht mehr durch luftiger Wolken Höh'
Leichtſchwebend von Amors Tauben getragen,
Gezogen durch ungebahnten Schnee,
Vom Nebel gebeizt, vom Froſt gezwickt,
Und immer weiter — Dir entrückt!

Zwar ſaß in dieſen Fährlichkeiten
Mir unſer Zaubrer noch zur Seiten;
Doch wenig half jetzt ihm und mir
Sein Noſtradamus! Er konnt', ums Leben,
Nur nicht den Pferden Flügel geben!
Da ſaßen wir große Geiſter, wir!
In Pelze vermummt als wie die Bären,
Und (unſern Genienſtand in Ehren!)
An Leib und Seele ſehr contract,
Und gähnten einander an im Tact.

Und ſtell' dir vor (dieß iſt kein Scherz!)
Daß ich, trotz meiner dicken Kruſte
Von Froſt und Dummheit um Kopf und Herz,
Dem Zaubrer — Mährchen erzählen mußte!*)

*) Zur Erklärung dient folgende Stelle aus einem Briefe Wielands an Sophie la Roche vom 11. Jan. 1776. „Drei wonnigliche Tage, die erſten in dieſem Jahre, haben wir zu Staden bei der Frau von *** (Gräfin von Görz?) und meiner Julie gelebt. Goethe war ſo gut, ſo lieb, ſo unſäglich lieb, daß wir alle, wie die Närrchen in ihn verliebt wurden.“

La Philosophie endormie.

1778.

Ein bekanntes Französisches Blatt nach Greuze, das weder mehr noch weniger als eine gute dicke Hausfrau en Dormeuse, die über ihrer Näthere in einem Lehnstuhl eingeschlafen ist, vorstellt, und unter welches dem Kupferstecher, Gott weiß warum? vermuthlich um das Blatt dadurch verkäuflicher zu machen, den sinnreichen Titel: La Philosophie endormie, zu setzen beliebte, hat zu diesem Schwank (wie's Hans Sachs nennt) in einer kleinen Gesellschaft Anlaß gegeben. Der Gedanke, die Modephilosophie unsrer Zeit schlafend vorzustellen, schien alles Beifalls würdig: aber der Einfall, sie in eine dicke phlegmatische Hausfrau zu verwandeln, wurde desto platter gefunden. Man glaubte, sie würde in Gestalt einer nach der neuesten Mode galantisirten Pariser Fille sich besser ausnehmen und richtiger charakterisirt seyn; und es wurde beschlossen, sie umzuschaffen, ungefähr so wie sie hier beschrieben wird.

Erſte Scene.

Ein Saal, an den eine Art von Boudoir ſtößt, wovon die Thür etwas mehr als halb offen iſt. Die Philosophie endormie liegt im Boudoir auf einer Bergère in einer ſo galanten Attitude als man ſich denken will.

Der **Abbé**, der **Mylord**, der **Marquis**, der **Baron** (ein Deutſcher) und der **Chevalier** treten mit ziemlichem Geräuſch in den Saal. Die Frage: wie und warum ſie hineingekommen? wird verbeten; genug daß ſie drinnen ſind.

(Die Scene iſt in einem Hotel garni.)

Der Abbé
(indem er die Schläferin gewahr wird, zum Mylord und Baron).

Sachte, ihr Herren au gros Bon-Sens,
ein wenig ſachte, darf ich bitten!
Ihr könntet mit euren plumpen Tritten
die Dame wecken, die dort — ſo lang
ſie iſt, in ihrer gebüfften Bergère
nach einem kleinen Komusfeſt
den Schlaf ſo wohl ſich ſchmecken läßt.

Der Baron (hinzuſchleichend).

Sie ſcheint nicht übel, bei meiner Ehre!

Mylord (wirft einen Blick auf ſie).

Für eine Kupplerin ziemlich jung!

Der Chevalier.

Ein wenig welk, doch gut genung
für einen Ausflug nach Cythere.

Baron.

Möchte wohl wiſſen wer ſie wäre.

Mylord.

Sie wird wohl von der Oper seyn.

Der Marquis

(lachend, als ob der Mylord eine Sottise gesagt hätte).

Ja doch, da schliefe sie gleich allein!

Mylord.

Vor mir kann ihre Tugend schnarchen,
So laut sie will — ich wecke sie nicht!

Der Abbé (faisant la petite bouche).

Die Herrn sind strenge Aristarchen!
Ich dächte doch, ihr Air verspricht?

Der Chevalier.

In diesen langen Wintertagen
ist einer oft über weniger froh.

Der Marquis.

Fy! solchen Espèces nachzufragen!
's ist keine femme comme il faut!

Der Abbé.

Ich will's den Herren auf einmal sagen —
Parbleu! es ist — die Philosophie!

Mylord.

Ah! respectabel! das hätt' ich nie
errathen! — Die Philosophie?

Der Abbé.

Nichts anders, Mylord — et endormie
comme vous voyez.

Mylord (mit großem Phlegm

Endormie

Natürlich! La Philosophie endormie —
't is plain!

Der Abbé.

In einem negligé
couleur de puce en couches.

Mylord.

Zum Henker!

Der Abbé.

Garnirt mit soupir étouffé —

Der Marquis.

Qu'y a-t-il là pour tant se récréer?

Mylord.

Nun laßt mir alle eure Denker
kommen! — Die ſchöne Philoſophie
à la façon de Barbarie!

Der Chevalier.

Au moins l'Allégorie
n'y manque pas. Wie viel esprit
auf ihrem Kopfe!

Mylord.

Beſſer für ſie,
ſie hätt' ihn drinn! —

Der Marquis.

Das wäre platt!
Jede petite bourgeoise hat
den ihrigen dort.

Der Chevalier.

Messieurs, ich dächte,
Die Damen bedienen ſich ihrer Rechte;
Es iſt am Ende Liſt wider Liſt,
Esprit und Eleganz und Schimmer,
ce Frillant, cet-enfin was Ihr wißt,
Und gibt's der Schneider; dem Frauenzimmer

gibts die Coëlleuse. Eh bien, was ist
dagegen zu sagen?

Mylord.

Man läßt sich bedeuten!
Es ist im esprit d'économie
von unsern aufgeklärten Zeiten.
Il y a du calcul là dedans.
Ich sind' es herrlich. Jedermann
versieht sich mit den Nothwendigkeiten
des Lebens so wohlfeil als er kann.

Der Abbé.

Und sehn Sie nur das air de Fée,
das air — von Geist, von Leichtigkeit,
von reizender Wackelhaftigkeit,
das air de Sylphide? —

Mylord.

O ja, ich sehe,
ich sehe was zu sehen ist,
und freue mich dessen was ich sehe,
als wär' ich — ein Oeconomist.
Denn sehn Sie, wenn Ein grain de folie
schon glücklich macht: wie glücklich muß
die Welt nicht werden vom Ueberfluß,
de ce grain-là! — Die Zeit der Kühe
des alten Pharaons am Nil
ist gegen die unsrige Kinderspiel!
Doch, auf die Philosophie endormie
zurückzukommen —

Der Baron.

Viel Danks, Mylord
für die Zurückkunft. (Er lacht laut.) Auf mein Wort,

wir möchten alle die Dame näher
kennen lernen — (Zum Abbé.) Monsieur Fatras,
Sie sind ja wohl ein Geisterseher?
(Er lacht noch lauter.)
Sie könnten uns von der Erscheinung da
vermuthlich die beste Nachricht geben!
Ich seh' sie heut in meinem Leben
zum erstenmal. — Hab' ehmals zwar
als Schüler von unserm Ludimagister
von ihr gehört. Er sprach als wüßt' er
sehr viel davou. Allein, es war
wohl eine andre — oder er kannte
sie auch vom Hörensagen nur.
Was er Philosophiam nannte
war eine gar wichtige Infante!
Sie hätte, sagt er, die wilde Natur
zuerst gebändigt und überwunden,
und in der Körper- und Geisterwelt
und in der — was weiß ich welcher? — Welt
alles gar nett zusammengebunden,
und Städte gebaut, das erste Geld
gemünzt; Kirchen und Schulen bestellt,
kurz alles gethan und alles erfunden,
sagt' er —

Mylord.

Mein Herr von Trutenhahn,
der Ludimagister war ein — Lümmel,
und wußte nicht was er sagte. Beim Himmel,
sie hat, seitdem sie athmen kann,
von allem dem just — nichts gethan.

Der Baron
(mit einer politischen Miene und sehr laut schreiend).
Ich sagte ja gleich, es müsse noch eine
Philosophie seyn —

Der Abbé.

Nicht so laut! —
Nein, Herr Baron, es gibt sonst keine;
in tausend Gestalten ist's immer nur Ein
Da sitzt sie in ihrer ersten Haut!
Hat freilich in ihren Lebenstagen
noch keinen Gänsestall gebaut;
(das können sie kecklich weiter sagen!)
noch jemals was erfunden — als
das Farbenclavier, und allenfalls
die Waschmaschine — Ihrenthalben
möchten wir noch auf Vieren gehn,
und Gras mit unsern Zähnen mähn,
und uns mit Thran und Schaffett salben.
Wohl uns, daß — wie bei jedem Thier —
Instinct und Glück das Beste thaten.
im Drang der großen Noth uns rathen
zu helfen. Denn ma foi, hätten wir
die Künste lernen sollen von ihr,
wir könnten noch keinen Apfel braten!
Die Kunst zu träumen bei hellem Tag,
und Fliegen zu fangen und Sterne zu zählen,
ist alles womit sie groß thun mag!

Der Baron.

Nun möcht' ich doch, bei meiner Seelen,
begreifen, wie sie zu ihrem Credit
gekommen seyn kann —

Der Marquis (zum Chevalier).

Gehſt du mit?

Der Chevalier.

Où?

Der Marquis.

Zur Comtesse de la Chouette.

Der Chevalier (avec un air fin.)

Ja, wer nicht was Beſtelltes hätte.

Der Marquis.

Mylord, j'ai l'honneur — Herr Baron, Ihr Diener.

Der Baron.

Wie? Sie gehen ſchon?
Ich wollte mir nur erzählen laſſen —

Der Marquis.

Grand bien Vous faſſe, Herr Baron!

(Er geht mit dem Chevalier hüpfend und pfeifend ab).

Zweite Scene.

Der Abbé.

Sie ſollen bedient ſeyn, Herr Baron;
Wir wollen uns kurz zuſammenfaſſen!

Mylord

(wirft ſich in einen Lehnſtuhl, ſchlägt die Beine über einander, und ſieht aus, als ob er ſehr ſcharf an — nichts denke, und gar nicht Acht gebe, was die Andern ſagen).

Der Baron.

Nach Ihrer Bequemlichkeit, l'Abbé.
Ich wüßte doch bis zum souper
ſonſt nichts zu thun — (ſieht nach der Uhr) erſt ſieben Uhr;

Eh bien — (er gähnt) contez, contez toujours,
j'aime les Contes à la folie.
Was wär's? Wo blieben wir ſtehen? — Recht!
Die Rede war?

Der Abbé.

Sie wollten die Mühe
nehmen, ſich von der Endormie
da was erzählen zu laſſen. —

Der Baron.

Recht!
Das war's! J'y suis! Nur fortgefahren!

Der Abbé.

In ihren erſten Jugendjahren —

Der Baron.

Ich hoffe, ſie iſt doch von altem Geſchlecht?

Der Abbé.

Sie kennen, als in den Geſchichten erfahren
unfehlbar das alte berühmte Geſchlecht
der Feen?

Der Baron.

Hab' irgendwo geleſen
es ſey in großem Flor geweſen
vor Zeiten. Allein, wie alles chängirt,
dermalen würde in meinem Lande
mit einer Fee ſchlecht probirt.
Parbleu, ich glaube ſogar Urgande
und Alquif würden nicht paſſirt!
Wir nehmen's ſcharf bekanntermaßen
Ha, ha! die gute Philoſophei!
Sie würde, trotz ihrer Feerei,
in keinem Stifte zugelaſſen!

Mylord (auffahrend).

God damm your Pedigree! laß den Abbé doch ſchwatzen.

Der Baron (laut lachend).

His Lordship, wie ich ſeh',
iſt nicht bei Laune — Weiter, Abbé.

Der Abbé.

Die Dame alſo, von der wir ſprechen
(wie jede Fee durch Schickſals Schluß,
ſo irgend was Tolles haben muß),
hat ein gewiſſes Naturgebrechen,
wogegen Muſtaſchens Zwickelbart —

Mylord (ungeduldig).

O laßt Muſtaſchens Zwickelbart,
und alle Vergleichungen dieſer Art;
zur Sache! zum Naturgebrechen!
Was iſt's?

Der Abbé.

In ewiger Pfleg' und Wart'
von einem Cicisbé zu ſtehen,
der ihrer Trägheit die Müh' erſpart
aus ihren eignen Augen zu ſehen.

Mylord

(ſchlägt die Beine übereinander, und läßt den Kopf auf den Rucken des Lehnſtuhl fallen).

Der Abbé (fortfahrend).

Das einzige was ſie ſich vorbehält,
iſt Freiheit, immer von einem zum andern,
ſobald es ihr zu wechſeln gefällt,
(und das iſt oft) herumzuwandern.
Langweile, Neugier, Paradoxie,

kurz, Grillen und Launen regieren sie
dabei. Doch, ist der Günstling erkoren,
flugs ist er ihr der größte Mann,
den je ein weibliches Weib geboren,
und nichts ist dann so närrisch, er kann
sie's überreden. Sie hält ihm Mohren
bleichen; und spräch er: zweimal Zwei
sey Fünfe! sie setzte ihre Ohren
dran, daß es in diesem Falle so sey.
Die's anders finden, schilt sie Thoren;
denn Recht zu haben und weise zu seyn
erlaubt sie nur ihrem Günstling allein;
und wer sich dagegen zu sperren wagt,
den schlägt sie mit einem Er hat's gesagt
als einem Kolben vor die Ohren.
Allein sobald ein neu Gesicht
ihr vorkömmt — ein Knabe, der mit Gewicht
aus einem neuen Tone spricht,
stracks ist der große Mann verloren:
der Mann und sein System ist weg,
er ist ein Träumer, ein schaler Geck,
und jeder darf ihm Esel bohren.

Der Baron

(aus einem Mittelstand zwischen Wachen und Träumen erwachend).

Ein Träumer, ein Eselgeborner Geck
wie — wie — wie meinten Sie das? —

Der Abbé.

Ei, Ihr Gewissen,
Herr Ritter, hört auch gar zu leis!
Es hat sie da ganz unhöflicher Weis'
aus Ihrem süßen Schlaf gerissen.

Ich dächte, Sie ſchliefen ruhig fort.
Mein Schwatzen hat Sie unterbrochen;
Verzeihen Sie —

Der Baron.

Nä! nur fortgeſprochen!
Sie ſehen, ich höre jedes Wort —

(Schläft wieder ein.)

Mylord.

Ich höre zwar da nichts Neues ſagen,
allein — man hört doch immer. — Nur fort,
nur fortgefahren, Abbé!

Der Abbé.

Mylord,
das Neue war ſchon in Salomons Tagen;
was Seltnes! — ich ſpreche von langer Zeit —
Was Neues, Parbleu, die Möglichkeit
was Neues zu ſagen, wird immer kleiner
Von Jahr zu Jahr. —

Mylord.

Locus communis! doch no offence!
Nur weiter!

Der Abbé (vor ſich).

Orandum est ut sit mens
sana. (Laut) Mylord, die ganze Geſchichte
iſt etwas lang, und auch, beim Lichte
beſehn, nicht allzu angenehm —
ich dächte —

Mylord.

Mir iſt alles le même.
La Philosophie endormie (im Schlaf).
Ah! cher Voltaire! cher vieillard!

Mylord (zum Abbé).

Was will die mit ihrem Knaſterbart?
Der wird doch (wie Freund Triſtram ſpricht)
in ſeinen alten Tagen nicht
noch eine Fackel in ihrem — *)

Der Abbé (ihm ins Wort fallend).

Still!
Sie ſehen ja daß ſie erwachen will!

La Philoſophie endormie

(ſtreckt ſich, reibt die Augen, und ſpricht, ohne die Herren gewahr zu werden).

Wo bin ich? Das ſüße Traumgeſicht!
So alt und noch ſo unermüdet!
So unerſchöpflich! das brauſt und ſiedet!
ja noch in meinem Dienſt; als wär'
ich — ſeine Pucelle. —

Mylord (vor ſich).

— und er
ihr edler langgeöhrter Galan!

Der Abbé (leiſe zu Mylord).

Sie fängt ein wenig feurig an! —
Ah! ſehn Sie die verſprechenden Augen!

Mylord.

Nur mehr fraicheur! So möcht's, mein Treu!
für einen Whim noch immer taugen!

Der Abbé

(nähert ſich indeſſen der Philoſophie endormie mit großen Verbeugungen, und flüſtert ihr ſehr vertraulich ins Ohr).

---

*) Mylord geruht auf eine Stelle im Triſtram Shandy anzuſpielen, die zwar ſehr philoſophiſch, aber eben nicht die delicateſte iſt. S. Vol. VIII. c. 5.

La Philosophie endormie
(auf Mylord deutend).
Wer ist, den Herr da?
Der Abbé.
Mylord Rund
(Mylord macht einen schlichten Reverence).
La Philosophie endormie.
Sein air of liberty macht ihn kund.
(Zu Mylord.) Mylord, mich freut die Ehre (zum Abbé) der Pinsel!
(Zu Mylord.) Hab' für die Herrn aus Ihrer Insel
immer ein kleines faible gehabt!
Mylord (kalt).
Viel Ehre für uns!
La Philosophie endormie (zum Abbé).
Abbé, was trabt
die Treppe herauf?

Dritte Scene.

Der Marquis und der Chevalier mit großem fracas zu den Vorigen.

Mylord (zum Marquis).
Aux François, einen Augenblick
half pfeifen — machte ich einen Nick
den tour herum — dann zur Chouette,
die fand ich auf ihrem Ruhebette
mit einem Gesicht à faire peur,
die Nerven noch alle von gestern her

en marmelade! — un mal de tête
affreux — und ſolch ein Schmachten im Blick!
Enfin — je fis une belle retraite;
und komme, wie Sie ſehn, zurück.
Die Urſach' läßt ſich leicht ermeſſen.

(Mit einer Verbeugung gegen die Philosophie sodormie.)

Der Abbé (vor ſich).

Der fat! — Des Mylords Abendeſſen
iſt wohl, die Herrn anzuziehn,
Magnets genug! (Zum Chevalier.) Und Sie, wohin
Herr Ritter geriethen Sie indeſſen?
Ei! was Beſtelltes ſo zu vergeſſen!

Der Chevalier.

Vous riez! es wäre lächerlich
an unſer Einem, in ſolchen Sachen,
den Mann von großem Gedächtniß zu machen —
der Fehler iſt morgen früh geſchwind
vergütet!

Mylord.

Genug die Herren ſind
willkommen zu einer Schale Punſch.

Der Chevalier (vor ſich).

Das war nun eben nicht mein Wunſch!

Der Marquis

(charmirt indeſſen mit der Philosophie sodormie. Der Abbé miſcht ſich in ihr Geſpräch).

Der Chevalier (zu Mylord).

Ha! ha! die fangen ſchon Feuer! Es wäre,
morbleu! von uns nicht ſehr galant,
den faden Stutzerchen da die Ehre
des Sieges zu laſſen.

Der Abbé.

Pshaw! Die Ehre
wird nicht so groß seyn. Die kleine Mahr
frißt einem ja Augenblicks aus der Hand!

(Vor sich.)

Und doch wär's Spaß, sie vor der Nasen
dem Gecken am Ende wegzublasen.

Der Chevalier (vor sich).

Den fürcht' ich nicht!

(Er nähert sich der Philosophie endormie mit einer Verbeugung.)

Ein Dritter, Madam
ist hoffentlich, nicht zu verwegen,
wiewohl er später als Andre kam,
sein Herz zu Ihren Füßen zu legen.

La Philosophie endormie.

Monsieur, vous êtes bien poli.

Der Marquis (zum Abbé).

Die allerliebste Philosophie!

Der Baron

(erwacht, sieht sich um, und stolpert mit affectirter bonne grace zur Gesellschaft hin).

Die Messieurs haben, wie ich seh,
die Dame bereits in Beschlag genommen;
's ist hohe Zeit dazwischen zu kommen! —
Nur nicht so hitzig drauf, Messieurs!
Ihr Sklave, ma belle!

La Philosophie endormie (zum Abbé).

Wer ist der?

Der Abbé (leise zu ihr).

Ein Wunderthier vom Nordpol her,
Vous voyez, ein ungeleckter Bär,

ein Oran-Utang — um Alles zu ſagen
mit Einem Wort, ein Deutſcher Baron.

La Philosophie endormie.

Abbé, ich bitte Reſpect zu tragen;
ich ehre, ſeit kurzem, die Nation.
's ſind Leute von guten derben Sinnen
und hausgeſponnenem Menſchenverſtand!
Sie zahlen unſern Fabriken-Tand
baar Geld, vertauſchen ihr Geld um Hackſel
und clinquant, verlieren noch gar im Wechſel
copient lourdement nos Travers;
ſind unſere tollſten Moden gewärtig,
und halten ſich ſelbſt nicht eher für fertig,
bis unſre Schneider und Friſeurs
ſie erſt zu Menſchen umgebildet,
und unſre Brodeuses ſie übergüldet.
Da ſpricht man: ſo ein Volk ſey dumm!
Ich preiſ' es klug, und weiß warum;
in ſtaatswirthſchaftlicher Betrachtung
verdient ihr Blödſinn die größte Achtung.

Der Baron.

(In großem Ernſt, und mit einer tiefen Verbeugung).

Madame, vous avez trop de bonté.

La Philosophie endormie.

Man kann für Sie zu viel nicht haben,
mein Herr Baron.

Der Marquis.

Ein Mann von Gaben!
Er kommt (wie Cäſar) und ſieht und ſiegt.

Der Baron (mit einer ſchlauen Miene).

Ich bin mit meinem Talent vergnügt,

hoffe, Sie werden Urſach' haben,
es mit dem Ihrigen auch zu ſeyn?

(Er lacht aus vollem Halſe.)

Der Chevalier.

Min Err Baron Locklockenſtein,
Ihr Liebsglück macht ſie übermüthig.

Der Abbé.

Fy donc! ein wenig ehrerbietig,
vor Damen! Wer wird gleich hitzig ſeyn!

Der Baron.

Ich bleibe, wie Sie ſehn, kaltblütig,
und lade Sie alle zur Tafel ein.
Hoffe, Madame, ſind ſo gütig —
Ein kleines souper, ſo gut mein Koch
es in der Eile zuſammenbrachte —

Der Chevalier (heimlich zum Marquis).

Das geht noch beſſer als ich dachte —

(Laut.)

Eh bien, Marquis, wir gehen doch noch
zur kleinen Duchesse?

(Sie thun als ob ſie gehen wollen.)

Der Baron.

Point de rancune,
Herr Ritter! die ganze compagnie
bleibt da! — Ma reine, befehlen Sie,
den Herren zu bleiben! Point de rancune!
Sind gute Freunde allerſeits!

La Philosophie endormie.

Ich, als die Helena dieſes Streits
werde wohl Friede machen müſſen.
Die Fehde wird bald geſchlichtet ſeyn.

Messieurs, belieben Sie dann zu wissen,
mes faveurs, gleich dem Sonnenschein,
sind Jedem eigen, und Allen gemein.
Ich werde Sie alle contentiren;
nur müssen die Herren so billig seyn
sich auch für mich zu employiren.

Omnes.

Sind alle bereit bei Tag und Nacht!

La Philosophie endormie.

Der Anfang sey dann damit gemacht,
Sie alle (ohne daß sie spüren,
daß ihnen im Leibe dabei was kracht)
zu Philosophen zu creiren.

(Die Herren schauen einander mit großen Augen an.)

Sie schütteln die Köpfe? Sind Sie klug?
Ist etwa da was zu risiren?
Sie nennen sich so — das ist genug
der halben Welt zu imponiren.

(Zum Marquis.)

Sie, Marquis, sind bei Hofe bekannt,
sind in der großen Welt mit Damen
und Herren liirt, und sehr im Stand,
zum wenigsten durch die dritte Hand,
uns Zutritt und Schutz von großen Namen
zu schaffen. — Ihr Fach ist, merken Sie,
Ihr Fach ist die Oekonomie!

Der Marquis.

Mein Fach? Madam, le diable m'emporte;
wenn ich in meinem Leben ein Wort
davon verstanden!

La Philosophie endormie.

— Verstanden? was wollen
Sie mit verstanden? Wie lächerlich!
Wer sagt denn, daß Sie verstehen sollen?
Tant mieux, mein Herr, je minder Sie sich
darauf verstehn! das ist für mich!
Sie werden nur desto dreister sprechen.
Nur tapfer über die Staatsgebrechen
und wider den luxe declamirt,
und neue Gesetze projectirt,
und gibt sich jemand damit die Mühe,
und zweifelt und analysirt,
frisch auf den Calcul provocirt!
Das Uebrige wird sich alles geben.

(Zum Chevalier.)

Sie, Ritter, in ihrem städtischen Leben,
Sie werfen zum Sittenlehrer sich auf —

Der Chevalier (erstaunt).

Zum Sittenlehrer, Madam? Worauf
beruht mein Titel? Auf meinen Sitten
doch wahrlich nicht?

La Philosophie endormie.

Mon Dieu! wie schwach!
Wo ist die Rede von Ihren Sitten?
Genug, mein Herr, es ist Ihr Fach!
Sie sind dazu recht ausgeschnitten!
Viel jargon, viel effronterie,
Witz quantum satis — was wollen Sie
noch weiter? Sie sollen mehr Proselyten
machen als Heloisens Freund
einst Schüler. Wie? die Moral der Spatzen

ist doch so schwer nicht, wie mir scheint?
Und gegen die préjugés zu schwatzen,
und aus dem Daseyn ein Narrenspiel
zu machen, und jedes Naturgefühl
entweder weg zu räsonniren
oder so lang und viel daran
zu schleifen und zu raffiniren,
zu drehn, zu feilen, zu ciseliren,
bis es ein Hauch verwehen kann:
als ob das große Künste wären?

Der Chevalier.

Ah, nun versteh' ich!

La Philosophie en forme!

C'est assez!

Der Markt wird uns schon krämen lehren.

(Zum Abbé.)

Nun kommt die Reih' an Sie, Abbé,
Sie sind ein Meister im persifliren;
Sie sollen bei unsrer kleinen Armée
die leichten Truppen commandiren;
Uns, und was wir zum Heil der Welt
erfunden, geträumt, ans Licht gestellt,
tagtäglich von Haus zu Haus prôniren,
und jeden, der uns nicht gefällt
verspotten, schinden und chansonniren.

(Der Abbé verbeugt sich: Zu Mylord.)

Sie, Mylord —

Mylord (ihr ins Wort fallend).

Miß, mich lassen Sie aus!
Sie wissen ich bin ein Insulaner,
und drum zu jedem andern Aner

verdorben — Wir haben bei uns zu Haus
zu thun genug — macht eure Sachen
so gut ihr könnt — je schlechter für euch
je besser für uns — mir gilt es gleich.

La Philosophie endormie (zu den Uebrigen).

Für itzt ist nichts mit ihm zu machen.
Mylord is in his humour — Well!
Das soll uns nicht aus unserm bringen!
England bleibt doch in allen Dingen
ou le goût n'entre pas, Modell!
Dieß Liedchen wollen wir ewig singen.

(Zum Baron.)

Und Sie, mein schöner Herr Baron,
Sie machen die Honneurs von ihrem Lande,
und nehmen uns — in Protection!
Nur kein souper à l'allemande,
das bitt' ich mir aus! Je suis friande
des ragouts fins — du goût, Monsieur!
und huile de perdrix bien perlé —
und den Tocay nicht zu vergessen!

Der Baron (dummtreuherzig).

Ich bin doch auch ein Philosoph!

La Philosophie endormie

Versteht sich! Wir machen Ihnen den Hof,
und Sie — Sie geben uns zu essen.
's ist eine Akademie, wovon
Sie der nutritor sind, Baron!
Sie sollen Ehre von uns haben!

Vierte Scene.

(Verſchiedene Herren in ſchwarzen Sammtkleidern treten auf.)

Der Baron.

Was wollen die? Sind mir feine Knaben,
mein Seel'!

La Philosophie endormie.

(zu den ſchwarzen Sammtboſen).

— Sie kommen eben recht,
wir wollten juſt zu Tiſche gehen.

(Zu den Uebrigen)

Mylords and Gentlemen, Sie ſehen
hier lauter Männer von meinem Geſchlecht,
mit denen Sie ſich befreunden müſſen;
Männer, die manch ſolch Hoſenpaar
in meinen Dienſten ſchon zerriſſen,
viel Raben und Gänſe darin fürwahr
entfiedert, viel Ballen Papiers beſchmiſſen!
Sind Weltverbeſſerer insgeſammt,
Politiker, Oekonomiſten,
Projectenſchneider, Journaliſten,
Cyklopädiſten und Antichriſten,
alle von Einem Geiſt entflammt!
Will ſie als Männer von ſeltnen Gaben
und hohem Verdienſt empfohlen haben.
Verbinden Sie ſich mit ihnen genau!
Arbeitet — mit vereinigten Kräften,
an unſerm Babyloniſchen Bau;
und wißt, von unſern Geheimgeſchäften
beruht der Erfolg und ganze Gang
allein auf unſerm Zuſammenhang.

Steht immer alle für Einen Mann!
Hat Einer ein Ei gelegt, ſo kündigt
es alle mit lautem Gagack an;
und wer an Einem ſich verſündigt,
ſey gleich von Allen in Bann gethan!
So wird mein Thron ſich hoch erheben,
ſo wird es dauern unſer Reich,
und die Philoſophie in Euch
dem Erdenball Geſetze geben!

(Die Herren machen einander Complimente.)

Ein valet de chambre des Baron.

Monsieur, est servi.

Der Baron.

Allons donc,
Madame, Messieurs —

La Philosophie endormie.

Mon cher Baron,
Vous êtes des nôtres?

Der Baron.

Ma belle fée
Vous me rendez bien orgueilleux!

La Philosophie endormie

(indem ſie den Baron beim Arme nimmt, und davon ſchlendert)

Votre Champagne est bien mousseux,
j'espère?

Der Abbé.

Voilà, ventrebleu,
une endormie bien eveillée!

„Unter unſern Großen iſt kein Alexander und
„kein Richelieu, der die Chörile und Colletets
„der Dürftigkeit entriſſe.“

1774.

Große Herren haben zuweilen ihre eignen Grillen. Karl der Zweite von England liebte die Cither eben ſo ſehr als Crebillons Tanzai die Leyer. Der Citherſchläger Francisco war eine Art von Günſtling, und ein neues Menuet von ihm machte damals am Hofe zu St. James mehr Redens als der prächtigſte Opern-Chor von Lulli. Ludwig XIV konnte die ſchönſten Stücke von Teniers nicht leiden, weil ſie nur gemeines Bauervolk vorſtellen; hingegen gibt es andre große Männer, die einen entſchiedenen Groll gegen alles Idealiſche haben, und eine wohlgenährte Flammändiſche Venus der Griechiſchen Niobe und ihren Töchtern vorziehen. Alexander war allerdings ein großer Geiſt. Er liebte, beſchützte und belohnte Künſte und Wiſſenſchaften. Er verſchonte, da er Theben zerſtören ließ, das einzige Haus, das Pindar ehemals bewohnt hatte. Er führte die Iliade in einem mit Edelſteinen von unſchätzbarem Werthe beſetzten Käſtchen mit ſich

berum. Er unterſtützte den Ariſtoteles mit großen Summen bei der Verfertigung einer Naturgeſchichte der Thiere. Lyſippus und Apelles, der größte Bildhauer und der ſinnreichſte und angenehmſte Maler ſeiner Zeit, der Maler der Grazien, ſtunden bei ihm in der vorzüglichſten Gnade. Bei allem dem hatte er, wie es ſcheint, nur einen ſehr mittelmäßigen Geſchmack in der Dichtkunſt; und zu eben der Zeit, da er keinem geringern Meiſter als Lyſippus und Apelles erlauben wollte, ſeine Figur nachzubilden, erlaubte er nicht nur dem Chörilus, einem ſehr ſchlechten Poeten, ſeine Thaten zu beſingen, ſondern belohnte auch den Verſemann ſo reichlich, als ob er ein Homer geweſen wäre, und ſo wie noch kein guter Dichter jemals belohnt worden iſt. Vielleicht gab es gerade damals keinen beſſern als dieſen Chörilus; oder vielleicht fand dieſer Beſſere, wenn es einen gab, keinen Weg zu Alexanders Ohr; vielleicht fielen auch die Verſe des Sängers Chörilus gut ins Gehör; aber Alexander, der keine Zeit hatte, darauf Acht zu geben, ob die Gedichte ſeines Hofpoeten im Ganzen gut oder ſchlecht waren, fand ſie vortrefflich, weil ſeine Thaten darin beſungen wären. Wären ſie gut geweſen, ſo hätte er ſie vermuthlich nicht deſto ſchlechter gefunden. Und wer weiß? vielleicht hatte dieſer Chörilus eine Schweſter, die einem Liebling Alexanders gefiel? Vielleicht hatte dieſer Chörilus ein Gedicht auf den Schooßhund einer Geliebten Alexanders gemacht? Vielleicht hatte er den Papagaien der Geliebten ſprechen gelehrt? Vielleicht erwies Alexander der Dichtkunſt die Ehre, ſelbſt Verſe zu machen, und dieſem Chörilus traf juſt das Glück, daß er dazu gebraucht wurde, ſie ihm ſchön ins Reine zu ſchreiben — und die ſechshalbfüßigen Herameter länger, oder die ſiebenfüßigen kürzer zu machen? Ein jedes dieſer Vielleicht iſt ſehr möglich; und ein

jedes davon war hinreichend, den glücklichen Chörilus, wenn er auch der erste Dummkopf seiner Zeit gewesen wäre, in den Augen des Fürsten zu einem Homer zu machen. Bei den Göttern dieser Erde kömmt sehr viel auf die kleinen Umstände an. Was den Cardinal von Richelieu betrifft, der den Advocaten und Poeten Colletet, wiewohl er beides gleich schlecht war, unter die Vierzig der neugestifteten Französischen Akademie aufnahm und immer mit vorzüglicher Gnade beehrte — diese Eminenz ist eine von den entscheidendsten Beispielen, daß ein sehr großer Staatsmann ein schlechter Kenner des poetischen Verdienstes seyn kann, und daß man darum keine bessern Verse macht, weil man eine Negotiation vortrefflich einzufädeln weiß. Vermuthlich wurde dem guten Colletet gerade das, was ihm bei der Nachwelt nachtheilig war — der Mangel an Talenten — von seinem Beschützer zum Verdienst angerechnet. Der Cardinal hatte die Grille, selbst ein Poet — das ist, das, wozu ihn die Natur am wenigsten gemacht hatte — seyn zu wollen. Es war also natürlich, daß die schlechtesten Dichter eben diejenigen waren, die am meisten bei ihm galten. Corneille war ein zu gefährlicher Rival, um Verzeihung dafür zu erhalten, daß er so vortrefflich war. Die Colletets, die Cotins und ihresgleichen waren klein genug vor dem anmaßlichen Musengotte zu kriechen, und zu klein, um seine Eifersucht zu erwecken. Dank also, und abermal Dank habe der Himmel, daß unter unsern Großen keine Alexander und keine Richelieu sind, welche die Chörile und Colletets der Dürftigkeit entreißen! Die Folgen einer so übel angelegten Freigebigkeit würden für unsere Literatur zu verderblich seyn. Da die Anzahl der Leute, die sich ohne Genie und Talent zu Dichtern aufwerfen, jetzt schon so groß ist; jetzt, wo auch ein Cervantes

und Arioſt ſo gut, als ehemals in Spanien und Italien, Gefahr liefe, ſeinen poetiſchen Lebenslauf in einem Hoſpitale zu beſchließen! was würde daraus werden, wenn die elenden Scribenten ſogar durch öffentliche Belohnungen aufgemuntert würden?

Woher, nach der Edda, die guten und schlechten Skalden oder Barden kommen?

1775.

„Die Götter in Asgard (in der Götterburg) hatten einstmals lange Weile. Da fiel ihnen ein, sie wollten mit einander einen Menschen machen. Der neue Mensch erhielt den Namen Kwaser und hatte so viel Verstand, daß man ihm keine Frage vorlegen konnte, auf die er nicht sogleich eine befriedigende Antwort gehabt hätte. Er zog auf der ganzen Erde umher, die Menschen Weisheit zu lehren, und sein Ruhm wurde fast sehr groß. Das verdroß gewisse neidische Leute; flugs bestellten sie zween Zwerge, die ihn verrätherischer Weise ermordeten. Die Zwerge faßten sein Blut in ein Gefäß auf, vermischten's mit Honig und machten ein Getränk daraus, das alle und jede, die davon trinken, zu Dichtern macht. Wie nun die Götter ihren Sohn Kwaser nicht mehr sahen, fragten sie bei den Zwergen nach, wo er geblieben wäre. Die Zwerge, um sich, so gut sie konnten, aus dem Handel zu ziehen, antworteten: Kwaser wäre an seiner eigenen Weisheit erstickt, weil niemand im Stande gewesen, ihm oft genug durch gescheidte Fragen Luft zu verschaffen. Damit mußten sich die Götter einstweilen beruhigen. Einige Zeit darauf zogen sich die Zwerge den Unwillen des Riesen Suttung zu, und kamen dadurch in so große Noth, daß sie endlich ihrem Leibe keinen andern Rath wußten, als dem

Riesen das herrliche Getränk, das sie aus Kwasers Blute bereitet hatten, für ihre Befreiung anzubieten. Der Riese ließ sich's gefallen, empfing das Gefäß mit besagtem Getränke, und gab's seiner Tochter Gunlöde in Verwahrung.

Die Götter, welche Wind von der Sache bekommen hatten, wünschten sehr diesen Schatz in ihre Gewalt zu bekommen; es war aber keine so leichte Sache, denn die Riesin Gunlöde wohnte mitten in einem Felsen, der ringsum ohne Oeffnung war. Die Frage war, wie man da hineinkommen sollte. Vater Odin nahm es auf sich, das Abenteuer zu bestehen. Er zog aus und kam auf eine große Wiese, wo er neun Tagelöhner sah, die im Mähen begriffen waren. Odin fand ein Mittel die Bursche auf eine listige Art dahin zu bringen, daß sie einander mit ihren eignen Sicheln in Stücke zerschnitten. Nun veränderte Vater Odin seine Gestalt, nahm den Namen Bolwerk an, und kam zu dem Riesen Bauge, Suttungs Bruder, den er sehr betrübt über den Tod seiner neun Mäher antraf. Bolwerk sagte ihm, er wolle ihre Stelle vertreten, und mit aller ihrer Arbeit in kurzer Zeit fertig werden, wenn Bauge seinem Bruder Suttung dahin vermögen wollte, ihm nur einen einzigen Schluck von seiner Poeten-Latwerge thun zu lassen. Sie wurden des Handels eins; Bolwerk mähte den ganzen Sommer durch, aber wie der Winter kam, wollte er seinen Lohn haben. Bauge versprach sein Bestes zu thun; sie gingen mit einander hin zu Suttung; aber dieser erklärte ihnen rund heraus, daß sie keinen Tropfen von seinem Nektar zu kosten kriegen sollten. Sie mußten also unverrichteter Dinge abziehen, und nun war guter Rath theuer. Wenn du mir helfen willst, sagte der verkappte Bolwerk zu Baugen, so will ich wohl durch List erhalten, was wir nicht erbitten konnten. Sogleich bracht'

ner einen Bohrer hervor, mit welchem Baugi ein Loch in den Felsen bohrte, wo den Schatz verwahrt ward. Bolwerk kroch in Gestalt eines Wurms hinein, aber kaum war er in der Höhle, so nahm er seine eigne Gestalt wieder an. Und in dieser mußte er sich bei Gunlöden so wohl einzuschmeicheln, daß sie ihm endlich verstattete, drei Züge von dem Wundertranke zu thun, der ihrer Hut anvertraut war. Aber wie Odin einmal angesetzt hatte, war er so tüchtig, daß mit dem dritten Zug das ganze Gefäß rein ausgeleert war. Alsbald nahm er die Gestalt eines Adlers an, und flog was er konnte in den Asgard zurück, um den Schatz, den er in seinem Magen trug, je eher je lieber in Sicherheit zu bringen. Aber Suttung, der ein Zauberer war, hatte den Possen gemerkt, eilte ihm ebenfalls in Adlergestalt nach, und erreichte ihn schier, da er nicht mehr weit von der Pforte des Asgards war. Die Götter, welche merkten, daß Odin, wegen der Schwere des bei sich tragenden Getränks nicht schnell genug fliegen konnte, um dem nachjagenden Suttung zu entrinnen, setzten ihm flugs so viel Gefäße unter als sie in der Eile finden konnten. Odin fand diese Vorsicht so wenig überflüssig, daß er augenblicklich den ganzen Vorrath, den er im Leibe hatte, von sich gab, und damit alle Gefäße anfüllte. Große Freude unter den Göttern! Aber wie man die Sache näher besah, wurde man gewahr, daß er nur einen Theil der Mixtur, rein und unverdorben, durch den Schnabel von sich gegeben hatte. Die wenigen damit angefüllten Gefäße wurden sogleich aufgehoben; und aus diesen erlaubt Odin, aber selten, den Barden zu trinken, die er mit dem wahren Dichtergeist erfüllen will. Eine weit größere Portion hatte der göttliche Adler mit einem guten Theile ungleichartiger Materie versetzt, durch eine andre Oeffnung von sich gegeben. Die damit

angefüllten Gefäße gab er den Dichterlingen und Leyermännern preis. Die Preſſe war ſtark um die Gefäße her, und iſt es noch; daher (ſagt die Edda) die abſcheuliche Menge von elenden Verſemachern und elenden Verſen! In Erwägung der Quelle, aus der ſie gefloſſen ſind, können ſie nicht beſſer ſeyn!

Die Löſung des Problems iſt höchſt glücklich, wie man ſieht. Sie iſt der Sache ſo angemeſſen, daß man ſich, däucht mich, völlig dabei beruhigen kann, ohne jemals eine beſſere zu ſuchen.

Logogryph.

1776.

Der Logogryph ist eine Art von Witzspiel, wo es darum zu thun ist, ein Wort zu errathen, aus welchem, durch dessen Zergliederung und Versetzung der Buchstaben, eine Anzahl andrer Wörter herauskömmt, die von allgemein bekannter Bedeutung sind, oder doch unter die Anzahl derer gehören, die man als bekannt voraussetzen darf; dergleichen z. B. die Namen mythologischer und historischer Personen, und die der Länder, Gebirge, Flüsse, Städte u. s. w. sind.

Ordentlicher Weise nimmt man zu einem Logogryphen ein Wort aus der Sprache, worin er geschrieben ist. Es ist aber auch erlaubt, den Namen einer Person oder Sache dazu zu nehmen, aus welcher Sprache er seyn mag, insofern man nur diese Person oder Sache als unter diesem Namen bekannt voraussetzen kann.

Der Logogryph ist also eine Art von Räthseln, deren hauptsächlichstes Verdienst darin besteht, daß einiger Grad von Menschenverstand und Kenntnissen dazu gehört, um sie errathen zu können; und daß man es dem Liebhaber, der sich daran versuchen will, weder zu leicht, noch zu schwer mache. Das letzte geschieht, wenn die Umschreibungen, in welche man die Namen der Worte, die man errathen soll,

einhüllet, allzu dunkel; das erste, wenn sie gar zu deutlich und handgreiflich gegeben sind. Wiewohl es nichts schaden kann, wenn, zum Ersatz für diejenigen, die etwas mühsamer zu finden sind, andre dem Suchenden desto williger in die Hände laufen.

Feine, scherzhafte oder satyrische Züge und Wendungen sind ein Salz, dessen diese Art von Gerichten mehr als irgend eine andere bedarf. Je mehr von dieser Würze daran ist, je besser.

Der Gebrauch will, daß Logogryphen allezeit in Versen abgefaßt werden; weil man mit gutem Fug geglaubt hat, daß sie der Annehmlichkeit, die sie dadurch erhalten, nicht wohl entbehren könnten. Je ungezwungener, fließender, wohlklingender die Verse und Reime sind, desto besser für den Logogryphen, und den Leser! Das versteht sich.

Alles zum Besten der Logogryphen Gesagte gilt auch von den Räthseln; — oder vielmehr: diese haben gar keine Apologie vonnöthen. Machten sich nicht vor Alters die Könige und weisen Männer der berühmtesten Völker ein Geschäft daraus, Räthsel zu erfinden, und einander zum Errathen zuzuschicken? Kam nicht die Königin von Saba, — aus deren Liebesgeheimnissen mit dem König Salomo noch die heutigen Beherrscher von Abyssinien entsprossen zu seyn stolz sind, — mit großem Pomp ausdrücklich nach Jerusalem, um den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des jungen Fürsten, wovon der Ruhm sich schon in allen Ländern gegen Morgen und Mittag verbreitet hatte, durch Räthsel auf die Probe zu stellen? Rettete Oedip nicht das ganze Thebanische Land vom Untergang, indem er das berühmte Räthsel der Sphinx errieth? Was braucht es weiter Zeugniß? Wir werden uns doch nicht einbilden wollen, zu weise für ein Spiel zu seyn,

woraus Leute wie die Königin von Saba, die Könige Salomon und Amasis und die sieben Weisen aus Griechenland, sich ein ernsthaftes Geschäft machten?

Nachschrift.

Mein Gewissen dringt mich aber, lieben Brüder! Laßt uns offenherzig gegen einander seyn! Logogryphen sind — was auch mein Freund, vielleicht aus bloßer Schalkheit, zu ihren Gunsten sagen mag — beim Lichte besehen, doch nur ein Spiel für Kinder. Deßwegen setzt man sie auch in Reime, weil Kinder ihre Freude daran haben, wenn's immer am Ende einer Zeile so hübsch klappt. — Aber was thut das? Wissen wir nicht alle längst, worin der eigentliche Unterschied zwischen den kleinen jungen Menschlein und den großen alten Menschen liegt? — Es lautet freilich nicht fein, wenn uns ein weiser Mann sagt, was jener Aegyptische Priester dem Solon sagte: ihr Griechen seyd und bleibt doch immer Kinder! — Aber zuweilen ein Kind zu seyn, ist eine Sache, deren sich weder Sokrates, noch Agesilaus, noch Cornelia, die Mutter der Gracchen, noch irgend ein weiser Mann oder eine weise Frau, je geschämt hat. Also lassen Sie sich ja nicht durch falsche Schamhaftigkeit abhalten, wenn Ihnen etwa die Lust ankäme, Logogryphen zu machen oder zu errathen; falls Sie NB. sonst nichts Besseres zu thun wissen; welches freilich nur so, so, wäre — aber doch manchmal dem Klügsten begegnen kann.

Demoiſelle oder Fräulein?

1794.

Vor der Revolution war Demoiſelle (das Diminutivum von Dame) der gewöhnliche und kanzelleimäßige Titel der unverheiratheten Töchter des Franzöſiſchen Adels. Da nun unſer Deutſches Wort Fräulein das Diminutivum von Frau iſt, ſo iſt klar, daß es, nach dem Franzöſiſchen Sprachgebrauch, mit dem Worte Demoiſelle von völlig gleicher Bedeutung iſt, und alſo dieſes letztere, ins Deutſche überſetzt, nicht anders als durch Fräulein gegeben werden kann. Wofern demnach nicht etwa beſondere Urſachen vorhanden ſind, welche den Vorſchlag, „das Wort Fräulein bei allen Gelegenheiten, wo bisher das Franzöſiſche Demoiſelle im Deutſchen gebraucht wurde, an deſſen Statt zu ſetzen," unſchicklich machen: ſo wäre in der Sache ſelbſt nicht nur der mindeſte Grund, warum der Gebrauch des Franzöſiſchen Demoiſelle länger beibehalten werden ſollte; ſondern es wäre vielmehr ſehr ungereimt, aus bloßem Eigenſinn auf dem Gebrauch, oder, richtiger zu reden, auf dem Mißbrauch eines fremden Wortes beſtehen zu wollen, für welches wir das völlige Aequivalent in unſrer eigenen Sprache beſitzen.

Die Entſcheidung der ſtreitigen Frage beruhet alſo, wie es ſcheint, lediglich auf der Erörterung eines Präliminarpunkts;

ob nämlich besondere Ursachen, welche die Vertauschung des Wortes Demoiselle (inwiefern es vornehmlich im nördlichen Deutschland seit ungefähr einem halben Jahrhundert zu Qualificirung der Jungfrauen vel quasi aus den höhern Classen des sogenannten Bürgerstandes gebraucht wird) gegen das Deutsche Fräulein unschicklich machen, wirklich vorhanden sind, oder nicht.

Viele Gegner dieser neuerlich in Vorschlag gekommenen und seit einiger Zeit in verschiedenen Blättern des k. p. Reichsanzeigers theils empfohlenen, theils bestrittenen Vertauschung glauben, daß dadurch ein frevelhafter Eingriff in die Vorrechte des Deutschen Adels geschehen würde; als dessen unverheirathete Töchter sich bisher in ruhigem ausschließlichem Besitze des Prädicats Fräulein befunden hätten.

Aber dieser Einspruch im Namen unserer bisher sogenannten Fräulein scheint aus folgenden Rücksichten ohne hinlänglichen Grund zu seyn.

1) Unsere altadeligen oder diplomatisch geadelten Fräulein können einen ungestörten und im ganzen heil. Röm. Reich stattfindenden ausschließlichen Besitz dieses Prädicats so wenig zu Recht erweisen, daß vielmehr, zum Beweis des Gegentheils in einigen vordern Reichskreisen, und vornehmlich in der Kaiserstadt Wien, schon lange gewöhnlich ist, unverheirathete Personen bürgerlichen Standes, aus den Classen, die man unter der allgemeinen, Honoratiores, zu begreifen pflegt, im gemeinen Umgang Fräulein zu nennen, wiewohl sie sich weder durch Stammbaum noch Adelsbrief zu diesem Ehrentitel legitimiren können. Warum sollte denn also, was in Wien und überhaupt in den Oesterreichischen und einigen angränzenden Landen, ohne den geringsten Widerspruch des Adelstandes,

ſtattfindet, nicht auch in andern Städten und Ländern des Deutſchen Reichs angehen?

2) Noch viel weniger können diejenigen, in deren Namen man ein ausſchließliches Recht an das Prädicat Fräulein in Anſpruch nimmt, einen rechtsbeſtändigen Titel für daſſelbe erweiſen. Denn bekanntermaßen war eine Zeit, wo nur die Töchter der Könige und Fürſten ausſchließlich Fräulein, die Töchter der übrigen Edeln, Herren und Ritter hingegen Jungfrauen (ſo wie die Söhne derſelben Junker) hießen, und dieſe Titulatur findet ſich noch im 16ten Jahrhundert. Wie lange es eigentlich her iſt, und wie es zugegangen, daß die adeligen Jungfrauen zum ausſchließlichen Beſitz des Ehrentitels Fräulein, wenigſtens in einem großen Theil des Deutſchen Reichs, gekommen ſind, dürfte wohl ſchwer zu beurkunden ſeyn: ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß ſie weder durch ein Reichsgeſetz, noch durch ein kaiſerliches Privilegium in dieſen Beſitz geſetzt worden ſind; daß alſo ihr angebliches Recht an dieſes Prädicat ſich auf eine bloße Gewohnheit gründet, deren Urſprung ſich nicht genau beſtimmen läßt, und welche unſern, kraft einer gleichmäßigen Gewohnheit, zu Demoiſellen geſtempelten und dafür anerkannten, bürgerlichen Jungfern an ihrem gerechten Anſpruch an dieſe dem Franzöſiſchen Demoiſelle gleichgeltende Deutſche Titulirung nichts benehmen kann.

3) Man könnte zwar im Namen der adeligen Fräulein einwenden: „es gebühre ſich doch, ſo lange der geſetz- und verfaſſungsmäßige Unterſchied der Stände in Deutſchland noch beſtehe, daß auch im gemeinen Leben ein gehöriger Unterſchied zwiſchen den adeligen und nichtadeligen Jungfern gemacht werde.“ Ich, meines Orts, erkenne dieß für eine ganz

billige Forderung: aber ich ſehe nicht, wie aus derſelben ein ausſchließliches Recht an das Prädicat Fräulein gefolgert werden könne. Oder ſind denn etwa die adeligen Jungfern durch das gewöhnliche von, durch das Beiwort gnädig — welches zwar ehemals nur den Fürſtentöchtern zukam, aber nun vor ihrem Geſchlechtsnamen, und durch einen zum allgemeinen Gebrauch gewordenen höflichen Mißbrauch, allen adeligen Jungfern im gemeinen Leben gegeben wird — ſind ſie durch beides nicht hinlänglich genug unterſchieden? Wenn alſo die bürgerlichen Demoiſellen ſchlechtweg Fräulein, die adeligen hingegen ausſchließlich gnädige Fräulein geſcholten würden, wo wäre die Unſchicklichkeit? und mit welchem Grund könnten ſich die Adeligen beſchweren, daß ſie mit den Bürgerlichen in eine Linie geſtellt würden?

Aus dem bisher Geſagten ſcheint ſich alſo zu ergeben: daß auf Seiten des Adelſtandes nicht der mindeſte gültige Grund vorhanden ſey, warum die adeligen Töchter auf einem ausſchließlichen Recht an das Prädicat Fräulein beſtehen ſollten. Auch iſt kaum zu zweifeln, daß diejenigen, welche die längſten und glänzendſten Ahnenregiſter vorzuweiſen hätten, gerade die erſten ſeyn würden, die vorgeſchlagne neue Mode mitzumachen, wofern nicht andre Urſachen in Betrachtung kämen, welche (meines Bedünkens) dieſe Neuerung unſchicklich und beinahe ganz unausführbar machen.

Denn, geſetzt nun, es beliebte einer anſehnlichen Majorität in allen Städten Deutſchlands, das Wort Fräulein an die Stelle des zeither üblichen Demoiſelle und Mamſell zu ſetzen; ſo entſtünde ſogleich (wie auch von andern bereits bemerkt, aber noch von niemand hinlänglich beantwortet iſt) die Frage: „ſollen alle, die dermalen theils in ruhigem Beſitz des

Mamſellentitels ſind, theils einen mehr oder minder begrün-deten Anſpruch darauf machen, künftig Fräulein heißen; und im verneinenden Falle, bei welcher Subdiviſion der bürger-lichen Claſſe (die an Subdiviſionen und Sub-Subdiviſionen ſo ſehr reich iſt) ſoll der Strich gemacht werden? Jede dieſer Subdiviſionen ſteht zwar nur um eine kleine Stufe höher als die nächſt angränzende, würde ſich aber dennoch ſelbſt lächer-lich finden, wenn ſie ſich etwas über dieſe nächſte an ihr heraus-nehmen wollte. Schon aus dieſem einzigen Grunde iſt klar, daß das Prädicat Fräulein entweder irgend einer dieſer Sub-diviſionen willkürlich und widerrechtlich verweigert, oder am Ende allen gegeben werden müßte. Denn bürgerlich iſt nun einmal bürgerlich, und es iſt zwiſchen dem höchſten und nie-drigſten Bürgerlichen keine ſolche Kluft befeſtiget, wie zwiſchen ihnen und den Adeligen. Der bürgerliche Geheimerath iſt, ſo lang' er bürgerlich bleibt, weder mehr noch weniger roturier als ſein Schneider, und Mamſell N. N., die Tochter des Geheimenraths, die Hauben ſteckt, oder Mamſell N. N., die ihre ſeidnen Strümpfe wäſcht, hat ſo viel Recht Fräulein zu heißen als jene; und wiewohl es ihr ſelbſt (anfangs wenig-ſtens) etwas widerſinnig vorkommen würde, ſich Fräulein ſchelten zu hören, ſo würde ſie es doch auch ſehr unbillig fin-den, wenn ſie ſich des Mamſellentitels, den ſie wenigſtens am Sonntag in ihrem Kirchenſtaate von manchem Ehrenmann, der ſie kannte oder nicht kannte, zu hören gewohnt war, nun auf einmal unverſchuldeter Dinge entſetzt und mit der Jung-fer Tochter eines Holzhackers oder Scheerenſchleifers in eine Linie geſtellt ſehen ſollte.

Ich müßte mich ſehr irren, oder die natürliche Folge von der Unmöglichkeit die Gränze des Mamſellentitels a parte post zu beſtimmen würde ſeyn, daß entweder gewiſſe Claſſen

vor wie nach Mamſellen blieben (und alſo die Abſicht, dieſes undeutſche Wort aus unſrer Sprache zu verbannen, verfehlt würde), oder daß es dem armen Wörtchen Fräulein wie dem einſt ſo vornehmen Wort Frau erginge, welches von ſeiner ehemaligen hohen Würde nach und nach (wenigſtens in den Landen, wo das Sachſenrecht gilt) ſo tief herunter geſunken iſt, daß es, zum großen Aergerniß Schwäbiſcher Ohren, in jenem Lande nicht nur Waſchfrauen, Scheuerfrauen, Butterfrauen, Milchfrauen gibt, ſondern ſogar das zerlumpteſte Bettelweib kein Bettelweib, ſondern eine Bettelfrau iſt.

Wenn dieſe Betrachtungen (wie es mich, salvis melioribus, bedünken will) von hinlänglichem Gewichte ſind, die Einführung des Wortes Fräulein in den Bürgerſtand für unſchicklich und unthunlich zu erklären: ſo wäre dann meine unmaßgebliche Meinung:

Es entweder mit der Demoiſelle und Mamſell, Einwendens ungeachtet, beim Alten zu laſſen — (wie wir es ja mit ſo vielen andern, ungleich wichtigern Mißbräuchen, Unformen und Inconſequenzen im menſchlichen Leben auch beim Alten laſſen müſſen; wenn wir nicht etwa, um der Spinnen, Wanzen und Mäuſe los zu werden, lieber das ganze Haus in Brand ſtecken wollen) oder dieſe in der That unſre edle Sprache verunzierenden, fremden und reſpective barbariſchen Wörter ganz und gar abzuſchaffen, und ſtatt derſelben das ehrliche altdeutſche Ehrenwort Jungfer wieder in ſeinen ehemaligen Gebrauch einzuſetzen; ohne ſo viel Werth auf Unterſcheidungszeichen zu legen, die in den Augen des Vernünftigen keinen Sinn haben, und auf Seiten derer, die nach ſolchen kleinfügigen Diſtinctionen geizen, eine Engbrüſtigkeit und Armſeligkeit des Geiſtes verrathen, bei deren Anblick

man ungewiß iſt, ob man ſie belachen oder beweinen ſoll.*)

*) Wie viel zwanzig Jahre nicht ändern können! — Unter den Folgen der Franzöſiſchen Revolution iſt auch die, daß ein anſehnlicher Theil unſerer Demoiſellen zu Fräulein wirklich avancirt iſt. Wer hätte ſich vor zwanzig Jahren denken können, daß das Deutſchthum ſolche Fortſchritte machen würde! Derjenige ſelbſt, welcher den erſten Vorſchlag zu dieſer Verdeutſchung that — er führt jetzt den ſehr undeutſchen Titel eines General-Conſuls — hatte ſich dieß wohl kaum eingebildet, und Wieland würde jetzt ſchwerlich ſo leichtſinnig über eine Sache ſprechen, die ganz unläugbar eine ſo große politiſche und diplomatiſche Wichtigkeit gewonnen hat, daß man wahrſcheinlich nach wiederum zwanzig Jahren unterſuchen wird, ob nicht gar hier die Quelle aller demagogiſchen Umtriebe verborgen war.

Reflexionen.

„Wenn kein Gott wäre, ſagt Voltaire, ſo müßte man einen erdichten.“ — Gut, daß es nicht nöthig iſt! Möchte nur die Zerſtörung der Götzen, womit ſich das arme Menſchengeſchlecht behilft, leichter zu bewerkſtelligen ſeyn als ſie iſt!

Sobald der Unglaube herrſchend wurde, folgte ihm faſt immer der thörichtſte und ausſchweifendſte Aberglaube. Was haben ſich Caglioſtro, Mesmer, die Martiniſten, die Swedenborg'ſchen Jünger in unſern Tagen für Anhang gemacht, und wie leicht iſt ihnen ihr Succeß geworden! Aber wie lange wird er dauern? Der Succeß der Vernunft iſt unſcheinbarer, aber dauerhaft; die Triumphe der Schwärmerei ſind nur das berühmte Abderitenfieber; es mußte austoben, und hörte dann von ſelbſt auf.

Man wird es bald müde, nichts mehr zu glauben.

Ohne Ermüdung, ohne Anſtrengung würden wir nur ſehr wenig, und unendlichmal weniger thun, als wir ſollen.

Ein Philoſoph muß nie mit Worten — ſpielen.

Menſchen können immer nur von Menſchen, und müſſen alſo von ihresgleichen abhangen; das Unglückliche dabei liegt bloß darin, wenn derjenige, von welchem wir abhangen, entweder durch keine Geſetze eingeſchränkt iſt, oder — was im Grunde eben daſſelbe iſt — ſich über die Geſetze wegſetzen kann, ſobald es ihm, oder denen, von welchen er abhängt, beliebt. Macht und Reichthum geben, faſt überall, auch Privatperſonen, dieſe den Schwächern und Aermern ſo drückende Art von Unabhängigkeit und deſpotiſcher Willkür. Es gibt nur Ein Mittel gegen den Mißbrauch, den die Fürſten, Ariſtokraten und Demagogen, in der Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie, und überhaupt die Mächtigen und Reichen überall, im kleinſten Dorfe ſo gut wie in der größten Königsſtadt, von ihrem Uebergewichte machen, und dieß einzige Mittel ſind Geſetze, die gegen den Mächtigſten und Reichſten eben ſo unerbittlich ſind als gegen den Aermſten und Schwächſten, und deren Handhabung ſo weislich eingerichtet und verwahrt wird, daß ſie eben ſo wenig durch Liſt und Betrug umgangen, als durch Gewalt überſprungen werden können.

Liebenswürdige Beſcheidenheit und edler Stolz vertragen ſich ſehr gut in einem und demſelben Subjecte; nur jedes an ſeinem Ort und zu ſeiner Zeit. Wenn Beſcheidenheit auch ſonſt zu nichts gut wäre, als den Glanz gar zu großer Vorzüge zu mildern, ein zu ſehr hervorragendes, andere zu ſehr demüthigendes Verdienſt weniger verhaßt zu machen; ſo dürfte ſie ſchon darum allein dem wahren Verdienſte nicht

gleichgültig seyn. Aber zu weit getriebene Bescheidenheit wird (wie jede übertriebene Tugend) zur Untugend, und zu einer desto tadelnswürdigern, weil sie nicht nur uns selbst schädlich ist, sondern auch macht, daß wir andern weniger nützlich werden können.

Mich däucht, ich wollte ziemlich einleuchtend beweisen können, daß Cato und Brutus im Ganzen ihres Lebens mehr Mäßigung gezeigt haben als Camillus und Scipio, ungeachtet Camillus sich von den Thränen und Beschwörungen seiner alten Mutter endlich erbitten ließ, sein Vaterland seinem gereizten Stolze nicht aufzuopfern, und Scipio eine ihm aus der Beute zugefallene Numidische Königstochter lieber ihrem Bräutigam zurückgeben, als seine Beischläferin zu sein nöthigen wollte; eine That, von welcher man nie so viel Aufhebens hätte machen sollen.

Man kann ein Kind, das früh zur Reinlichkeit geneigt wird, als ein Kind von guter Hoffnung ansehen; wenigstens ist es ein Zeichen einer feineren Organisation, und beinahe die erste Gelegenheit, wo die Seele Gewalt über ihren Körper ausüben lernt. Es ist nicht zu sagen, von wie vielen Tugenden diese erste Entwicklung der Humanität der Keim ist.

Mit guten Nerven und gesunder Vernunft hat eine Seele immer so viel Federkraft, als sie braucht, um sich so viel drücken zu lassen und so viel zurückzudrücken, als zu ihrem Wohlbefinden

nöthig ist; ohne diese beiden Requisite weiß ich ihr keinen Rath.

A. Philosophen, behaltet eure stolze Weisheit für euch; gebt mir dafür meine süßeste Hoffnung wieder! Wäre sie auch nichts als Täuschung, so würde sie mir doch tausendmal lieber seyn.

B. Vorausgesetzt, daß ich nicht wüßte, oder zu wissen meinte, daß sie nur Täuschung sey. Es gibt wissentliche Täuschungen, die uns amüsiren, aber keine, die uns zum Trost, zur Stütze dienen könnte.

P. Bouhours und Friedrich II haben Recht: wir Deutschen sind trop bêtes, um jemals den rechten Geschmack an dem flüchtigen Salz eines solchen Quasigedankens zu finden, wie sie an den weiland berühmten Soupées der Madame Geoffrin bei Tausenden zum Vorschein kamen. Man müßte uns ein Buch schreiben, so dick wie das große römische Brevier, oder vielmehr, man müßte ganz neue Instrumente für uns erfinden, um das unendlich kleine Partikelchen von Wahrem oder Denkbarem, was darin ist, aus der insipiden Vehikel, worin es schwimmt, für uns herauszufischen; und dann ärgerten wir uns, wenn wir fänden, daß es der Mühe nicht werth gewesen sey.

Shakespeare's Geist? — Unsre jungen Herren geben sich die Miene, als ob sie auf sehr vertrautem Fuße mit diesem Geiste lebten, und ihn citiren könnten, so oft es ihnen einfiele. Ich

möchte wohl sehen, wie ihnen zu Muthe würde, wenn ihnen Shakespeare's Geist wirklich die Ehre anthäte, und in seiner Heldengröße vor sie hinträte! Es möchten wohl wenige von ihnen seine Gegenwart ertragen können.

Voltaire sagt: plus la langue est décente, plus les moeurs sont corrompues. Voltaire könnte aber vielleicht auch hier, was ihm nicht selten begegnet, Unrecht haben. Solche Sätze sind, als allgemeine Urtheile ausgesprochen, selten wahr, und leiden meistens so viele Ausnahmen, daß ihre Gültigkeit fast ganz dadurch entkräftet wird. So war z. B. die Sprache zu Karls IX Zeiten in Frankreich sehr indecent (vid. Brantome und seinesgleichen), aber auch die Sitten waren damals in jeder Rücksicht sehr verdorben, und gewiß weit zügelloser als in unsern Tagen irgendwo.

Ehre jedem rechtschaffenen Staatsmann, um so mehr, je größer die Schwierigkeit ist, hier die Klugheit immer glücklich mit der Sittlichkeit zu verbinden! Aber ist nicht darum ein Lord Chatham, ein Bernstorf — unsterblich?

Es gibt ritterliche Verfechter der alten Mißbräuche, welche bloß darum für die alte Ordnung der Dinge eifern, weil sie die alte Unordnung, und die Mißbräuche, die ihnen und ihren Vorfahren so vortheilhaft waren, von denselben unzertrennlich glauben.

Es iſt Pflicht, von der menſchlichen Natur gut und groß zu denken: aber wer von den Menſchen, die er vor und um ſich hat, immer das Beſte denkt, läuft Gefahr, der Narr ſeiner guten Meinung zu werden.

Einem Irrenden auf den rechten Weg helfen, iſt Pflicht der Humanität; einen Irrthum, der dem allgemeinen Beſten Gefahr droht, beſtreiten, unnachläßliche Schuldigkeit des Weltbürgers ſowohl als des Staatsbürgers.

National-Poesie.

1773.

Die Ursachen, warum die Deutsche Nation keinen so ausgezeichneten National-Charakter haben kann wie die Französische und Englische, sind bekannt genug. Sie liegen in unsrer Verfassung; und können also auch nur mit unsrer Verfassung aufhören. Die Deutsche Nation ist eigentlich nicht Eine Nation, sondern ein Aggregat von vielen Nationen, so wie die alten Griechen, unter welchen Korinther, Spartaner, Thebaner, Athenienser, Megarenser, Thessalier u. s. w. viel zu verschieden von einander waren, um sich anders als durch sehr allgemeine, folglich wenig auszeichnende Züge, zu gleichen. Wenn die Griechen überhaupt zur Zeit ihres größten Flors unter allen übrigen bekannten Völkern hervorragten; so kam es bloß daher, weil die übrigen Völker alle, mehr oder weniger, Sklaven oder Barbaren waren. Wäre schon damals der größte Theil von Europa auf einen hohen Grad polizirt gewesen, so würden sie sich bei weitem nicht so stark ausgenommen haben. Bei allem dem hatten die Griechen doch überhaupt einen National-Charakter, und wir Deutschen haben den unsrigen. Man lasse (wenn wir selbst zu parteiisch seyn sollten davon zu urtheilen) einen Schweden oder Russen, der so viel Geschmack und Kenntnisse hat, als zu einem solchen Urtheil erfordert wird, eine Vergleichung der besten Deutschen

Dichter und Proſaiſten mit den beſten in Italien, Frankreich und England anſtellen, und dann den Ausſpruch thun, ob er keinen Erdgeſchmack, wenn ich ſo ſagen darf, an unſern Schriftſtellern wahrnehme? Ob ſich nicht in jedem Zuge finden, welche den Deutſchen Schriftſteller von dem Wälſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen unterſcheiden, und die auf Rechnung des National-Charakters geſetzt werden müſſen? — Und dieß, däucht mich, iſt alles, was man vernünftiger Weiſe in dieſem Stücke fordern kann. Aber hieran genüget, wie es ſcheint, gewiſſen von vermeintlicher Vaterlandsliebe brauſenden Köpfen nicht. Sie verſtehen unter dem National-Charakter, den ſie unſrer Dichtkunſt, oder überhaupt unſern Werken des Genie's geben möchten, etwas mehr: aber beinahe ſollte man zweifeln, ob ſie in dem, was ſie fordern, ſich ſelbſt recht verſtehen. Iſt ihre Meinung, wir Deutſchen ſollten eine National-Dichtkunſt haben, die ſich eben ſo auszeichnete, uns eben ſo eigenthümlich wäre, wie ehemals die Griechiſche und Celtiſche den Griechen und Celten eigen war, und durch ſtarke Nationalzüge contraſtirte: ſo haben ſie vermuthlich nicht bedacht, daß ſie etwas verlangen, was weder nach der heutigen Verfaſſung der Welt möglich, noch in irgend einer Betrachtung wünſchenswürdig iſt. Würden die Römer zu Trajans Zeiten nicht lächerlich geweſen ſeyn, wenn ſie den Verluſt ihrer alten eigenthümlichen Poeſie, ihrer Feſcenninen und Saturniſchen Verſe beklagt, und von ihrem Virgil, Horaz, Ovid, Catull u. ſ. w., als Nachahmern der Griechen, mit gerümpften Naſen geſprochen hätten? Würden wir es weniger ſeyn, wenn wir unſre Dichter nicht für einheimiſch erkennen wollten, weil ſie ſich, anſtatt nach den Barden der alten Celten, nach Muſtern derjenigen Europäiſchen Nationen, welche früher als wir beleuchtet und verfeinert worden ſind, gebildet haben?

Jede Nation hat ihre urſprüngliche, von der Natur allein hervorgebrachte Poeſie, und es iſt unläugbar, daß dieſe, bei aller ihrer Wildheit, Schönheiten hat, welche die Kunſt nicht erreichen kann; eine Stärke, die nur in einem Stande der Freiheit, wo ſie noch alle ihre Kräfte ungebändigt und unerſchöpft beiſammen hat, möglich iſt; ein Feuer, ſo heftig und ungeſtüm, wie die Leidenſchaften kindiſcher Seelen in Herculiſchen Körpern. Aber gewiß, um unſrer Poeſie dieſe wilden Schönheiten, dieſe nervichte Stärke wieder zu verſchaffen, werden wir die Zeiten, in welchen der große Oſſian dichtete, nicht zurückrufen wollen. Doch wir können uns ja durch Anſtrengung unſerer Einbildungskraft in ſie verſetzen? O! warum nicht? Dieß können wir ſo gut, als man ſich kitzeln kann um zu lachen. Aber wozu ſollen wir das? Unſre Verfaſſung, unſre Lebensart, unſre Sitten, unſer ganzer Zuſtand iſt, Dank ſey dem Himmel! ſo ſehr von dem verſchieden, was unſre Vorfahren zu den Zeiten der Barden waren, daß kaum ein gewiſſeres Mittel wäre, unſre Poeſie unbrauchbar und lächerlich zu machen, als wenn wir ſie in eine Velleda verkleiden wollten. Ich dächte, auch in dieſem Falle wären wir doch immer nur Nachahmer, die jenen rohen Waldgeſang, den die Natur ihre Söhne lehrte, durch Kunſt erzwingen wollten. Und wenn wir denn ja nachahmen wollen, oder müſſen, warum ſollten wir unſre Modelle nicht lieber von einer Nation herholen, in deren Schooße jede edle und ſchöne Kunſt, die den Menſchen in den Beſitz ſeiner Vorrechte über die Thiere ſetzt, bis zur Vollkommenheit getrieben wurde? Sind die Griechen nicht die Lehrmeiſter aller übrigen polizirten Völker der ganzen Welt geweſen? Haben wir neuern Europäer ihnen weniger zu verdanken als die ehmaligen Römer? Wem anders, als dem Geiſt, den ſie in uns angefacht,

dem Lichte, das ſie uns mitgetheilt, den Muſtern, die ſie uns hinterlaſſen, haben wir unſre Verwandlung in geſittete Menſchen, unſre beſſern Verfaſſungen, unſre beſſere Polizei, unſre Künſte, unſern Geſchmack, unſre Verfeinerung zu danken? Sind es nicht die Dichter, die Künſtler, die Philoſophen, die Aerzte, die Redner, die Staatsmänner, die Feldherren der Griechen und Römer, die uns ſeit mehr als zweihundert Jahren die größten Männer in allen dieſen Klaſſen gebildet haben? Und nun, nachdem wir ihres Unterrichts, ihrer Beiſpiele, ihrer Muſter ſo lange genoſſen, wollten wir uns einfallen laſſen, in der Poeſie — und in dieſer allein (denn in welcher andern Kunſt wollten wir wohl die alten Celten, Germanen, Gothen und Vandalen zum Vorbild nehmen?) die gebahnten Wege zu verlaſſen, und in den Wäldern der alten Deutſchen herumzuirren, und in unſern Geſängen einen National-Charakter zu affectiren, der ſchon ſo lange aufgehört hat, der unſrige zu ſeyn?

Je mehr ich die erſte Pflicht der Menſchen, ſich einander zu nähern, ſich mit einander zu verbinden, und als Glieder Einer großen von der Natur ſelbſt geſtifteten Geſellſchaft mit zuſammengeſetzten Kräften an ihrer gemeinſchaftlichen Vervollkommnung zu arbeiten, überdenke: je mehr glaube ich Gründe zu finden, es für einen ſtarken Fortſchritt auf dem Wege, der zum Ziel der öffentlichen Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes führt, zu halten, daß wenigſtens die Nationen in Europa immer mehr von dem verlieren, was ehmals den Charakter einer jeden ausmachte, und wodurch jede ſich mehr oder weniger von dem Charakter aufgeklärter und geſitteter Völker entfernte. Je ungeſelliger ein Volk iſt, je mehr es, wie die alten Aegyptier, und wie noch jetzt die Chineſer und Japaner, für ſich ſelbſt und von allen andern abgeſchnitten

lebt: je beſſer erhält es ſich freilich in ſeinem Nationalcharakter; aber deſto unvollkommner bleibt auch ſein Nationalzuſtand. Hier ſcheint von ganzen Völkern eben das wahr zu ſeyn, was der Verfaſſer der Betrachtung über die Widerſprüche in der menſchlichen Natur (D. Merk. 2 St. S. 162) von einzelnen Menſchen behauptet — ſie erlangen durch dieſe Abſonderung und durch die Sorgfalt, ihre Begriffe und Sitten nicht mit fremden zu vermiſchen, eine Art von Individualität, die oft an die Caricatur gränzt; und ſo, wie (nach eben dieſem Verfaſſer) der Umgang mit Menſchen von allen Ständen, von allen Ländern, von allen Denkarten, den Begriffen des einzelnen Menſchen Ausdehnung und ſeinen Sitten Eleganz gibt; ſo läßt ſich dieß auch von den Völkern behaupten, aus welchen, als aus eben ſo viel moraliſchen Perſonen, die allgemeine menſchliche Geſellſchaft zuſammengeſetzt iſt. Die Natur hat ſchon dafür geſorgt, daß jede Nation ihre eigne Bildung, ihr eignes Temperament, ihre eignen Vorzüge und Mängel habe. Alle die äußerlichen phyſiſchen und ſittlichen Urſachen, die auf den Menſchen wirken, wirken bei verſchiedenen Völkern auf ſo verſchiedene Art, in ſo ungleichem Grade nach ſo mancherlei Richtungen, daß man gar nicht zu beſorgen hat, ſie könnten ſich durch die Wirkungen der Geſelligkeit und einer gegenſeitigen Mittheilung deſſen, was jede an den Produkten der Natur und der Kunſt Eigenes hat, eine der Vollkommenheit nachtheilige Einförmigkeit zuziehen. Aber das Harte, zu ſtark Abſtechende, einen widrigen Mißton im Ganzen Verurſachende wird ſich dadurch verlieren; und die Mitteltinten und ſanften Abſtufungen, die aus der Brechung der, einer jeden Nation eigenen Farbe entſtehen, werden dem großen lebenden Gemälde der polizirten Welt eine Schönheit und Harmonie geben, bei deren Erblickung (wenn wir uns

eines Homerischen Ausdrucks bedienen dürfen) ein Gott im Fluge verweilen möchte, um sich am Anblick eines so schönen Schauspiels zu ergötzen.

Der Dichtkunst wahre Bestimmung ist die Verschönerung und Veredlung der menschlichen Natur; und wenn sie auf diesen großen Zweck in Vereinigung mit der Philosophie und mit ihren andern Schwester-Künsten, den bildenden sowohl als den musikalischen, hinarbeitet, wer kann die Gränzen des wohlthätigen Einflusses ziehen, den sie auf die menschliche Gesellschaft haben könnte? Aber damit sie diesen Zweck erreiche, muß sie sich über die bloße Nachahmung der individuellen Natur, über die engen Begriffe einzelner Gesellschaften, über die unvollkommenen Modelle einzelner Kunstwerke erheben, aus den gesammelten Zügen des über die ganze Natur ausgegossenen Schönen sich ideale Formen bilden, und aus diesen die Urbilder zusammensetzen, nach denen sie arbeitet. Dieß ist, wenigstens nach meiner völligsten Ueberzeugung, die beste Art zu verfahren, und das allgemeine Grundgesetz der Kunst, das den Welschen, Französischen, Englischen, Deutschen und jeden andern Dichter gleich stark verbindet. Das ganze Reich der Natur und der Kunst steht ihm dazu offen, und indem jeder sich nach seiner Art aus diesen Schätzen zu bereichern sucht, wird er sich endlich einer Vollkommenheit nähern, die den gemeinschaftlichen Charakter der poetischen Virtuosen ausmacht, zu welcher Zeit und bei welchem Volke sie gelebt, und in welcher Sprache sie gearbeitet haben mögen. Schülerhafte, sklavische Nachahmer, Affen der großen Meister, eingeschränkte Köpfe, welche sich an das Einzelne und Eigene eines gefallenden und berühmten Artisten halten, und ihm gleich zu seyn glauben, wenn sie seine Manier (ihrer Einbildung nach, denn eigentlich hat der große Meister keine

Manier) ängſtlich abcopiren — ſolche Leute wird es in den ſchönen Künſten immer geben. Dieſe Leute werden ſich, je nachdem ſie durch zufällige Umſtände beſtimmt werden, bald an einheimiſche, bald an ausländiſche einzelne Muſter halten, und dann werden Kunſtrichter von eben ſo eingeſchränkten Begriffen kommen, und in ſchwankenden, bald zu viel, bald zu wenig ſagenden Ausdrücken über den Mangel einer National-Dichtkunſt, Nationalmuſik u. ſ. w. ſchreien, ihrer Gewohnheit nach den Wetteifer des Genies mit der Nachahmung des mechaniſchen Arbeiters vermengen, und am Ende wohl gar nur demjenigen den Preis der Vortrefflichkeit zuerkennen, der, aus Begierde Original zu ſeyn, Dinge ſagt, die niemand vor ihm geſagt hat, und niemand nach ihm ſagen wird.

Viele ſtehen in der Meinung, daß unſre Dichtkunſt durch Bearbeitung einheimiſcher Gegenſtände, Abſchilderung einheimiſcher Sitten, und beſonders durch unmittelbare Beziehungen auf unſer National-Intereſſe, und auf große für das ganze Deutſchland wichtige Begebenheiten, unendlich viel gewinnen, und erſt durch eine ſolche Anwendung eine wahre Nationaldichtkunſt werden könnte. Dieſe Materie iſt wichtig; aber die Aufgaben, welche ſie zur Löſung darbietet, ſind ſehr verwickelt.

Seit Tuiskons, oder, um nicht ſo weit auszuholen, ſeit Hermanns und Thusneldens — Karls des Großen — Heinrichs des Erſten — Otto's des Erſten — Heinrichs des Vierten — Friedrichs des Zweiten — Ludwigs des Fünften Zeiten — und nur ſeit den Epochen Friedrichs des Dritten — Karls des Fünften — Ferdinands des Dritten — Karls des Siebenten — ſind mit dem Germaniſchen Staatskörper nach und nach ſo große, ſo mannichfaltige, ſo weſentliche

Veränderungen vorgegangen, daß (wenn wir auch von dem Unſchicklichen, welches, aus dem unendlichen Contraſt unſrer Verfeinerung mit der rohen Natur der Enkel Teuts, über jeden Verſuch uns als ſolche zu behandeln, ſich ausbreiten muß, gänzlich abſtrahiren wollten) bloß der unermeßliche Unterſchied der gegenwärtigen Verfaſſung von Europa und Deutſchland von dem, was beides zu den Zeiten der Barden war, es in mehr als einer Betrachtung unräthlich macht, die Sprache Hermanns mit uns zu reden, und uns die Geſinnungen der alten Katten und Hermunduren einflößen zu wollen. Den unbändigen Enthuſiasmus für eine Art von Freiheit, die wir zu unſerm Glücke längſt verloren haben, den kriegeriſchen, blutdurſtigen Geiſt und die patriotiſche Wuth dieſer alten Barbaren durch die Magie der Dichtkunſt verſchönern, und zu Tugend und Heldenthum adeln, heißt einen Gebrauch von dieſer edlen Kunſt machen, der bei allem, was er Blendendes hat, nicht weniger gefährlich iſt, als wenn ſie zum Werkzeug der Ueppigkeit und ausſchweifenden Lüſte mißbraucht wird. Wir leben in einer Zeit, wo die Aufklärung der Europäiſchen Nationen über ihr wahres Intereſſe täglich zunimmt und ſie immer mehr den Grundgeſetzen nähert, welche die Natur der menſchlichen Gattung vorgeſchrieben, und an deren Beobachtung ſie die öffentliche und Privatglückſeligkeit unzertrennlich gebunden hat. Die Muſen, als treue Gehülfinnen der Philoſophie, ſind dazu beſtimmt, die Seelen, welche dieſe erleuchtet, zu erwärmen; ungeſtüme Leidenſchaften nicht anzuflammen, ſondern zu beſänftigen und in Harmonie mit unſern moraliſchen Pflichten zu ſtimmen; und den Werth der häuslichen Glückſeligkeit und den Reiz der Privattugenden, die uns derſelben fähig machen, in rührenden Gemälden vorzuſtellen; uns den Geiſt des Friedens, der Duldung, der Wohlthätigkeit und

allgemeinen Glückſeligkeit einzuflößen; den Menſchen durch die Allmacht des Gefühls einzuprägen, daß ſie Brüder ſind, und nur durch Vereinigung und Zuſammenſtimmung glücklich ſeyn können; den Fürſten — nicht zu ſchmeicheln — ſie nicht in dem Wahne zu beſtärken, daß ſie alles dürfen, was ſie wollen — daß die Kunſt zu unterdrücken, zu würgen und zu erobern ſie zu Helden mache — daß es Recht ſey, wenn ſie zur Befriedigung ihrer Privatleidenſchaften und Launen ihre Provinzen entvölkern, glückliche Länder verwüſten, und mit dem Leben der Menſchen ein grauſames Spiel treiben; ſondern, daß ſie entweder wohlthätige Väter und Hirten der Völker, oder haſſenswürdige Tyrannen ſind u. ſ. w. Dieß iſt, däucht mich, in den Zeiten, worin wir leben, mehr als jemals die wahre Beſtimmung der Dichtkunſt, und zu dieſer Beſtimmung fordern wir uns ſelbſt und alle Prieſter der Muſen auf!

Verſchiedenes über die Leſer.

1.

Witzling und Kennerling, Dichterling und Leſerling, ſind von jeher Correlata geweſen, deren eines ſich in dem andern ſpiegelt, und eines des andern werth iſt; und ſo groß auch aus mancherlei Urſachen, die innerliche Zwietracht des Reichs der Dummheit iſt: ſo iſt doch immer etwas, das ſie bei jeder Gelegenheit gegen den gemeinſchaftlichen Feind unter Eine Fahne vereinigt. Daher die mancherlei Coterien und Bureaux d'Esprit, worin man für oder wider einen berühmten Mann Partei machte, und wo man Abrede nahm, wie viel oder wenig Werth man auf ein neuerſchienenes Werk legen wollte; wo es ſchlechten Schriftſtellern nie an Mitteln fehlen konnte, ſich Bewunderer und Beſchützer zu erwerben, und nur die guten, die ſolcher Unterſtützungen nicht nöthig zu haben dachten, ſich unvermerkt ohne Freunde, und dem unverſtändigen oder bämiſchen Tadel eingebildeter Kenner, die ſich verachtet, oder kleiner Nebenbuhler, die ſich verdunkelt glaubten, preisgegeben ſahen.

Der Unverſtand der Leſer iſt immer die Sicherheit unverſtändiger oder übelwollender Tadler; und es iſt nichts Leichter's, als das ſchiefſte Urtheil einer Menge von Leuten einleuchtend zu machen.

2.

Wie man lieſt.

Eine Anekdote.

Es würde wenig helfen, dem Publicum eine Confidenz von meinen eignen Erfahrungen, wie man geleſen wird, zu machen; viele davon würden hinlänglich ſeyn, den entſchloſſenſten und harthäutigſten Autor auf ewig abzuſchrecken — „Und haben euch gleichwohl nicht abgeſchreckt,“ grinzt mir ein Satiro maligno zu. — Ich bekenne gerne, daß ich ihm lieber nichts antworten, als die Schuld auf das Schickſal ſchieben will. Aber dieſer Tage las ich in einem Franzöſiſchen Buche eine Anekdote dieſen Artikel betreffend, womit ich — wie ſich alles Gute gerne mittheilt — meine Leſer, zu eignem beliebigen Nachdenken, regaliren will. Facta ſind immer lehrreicher als Declamationen. Der Autor — ſein Name thut nichts zur Sache, aber er iſt, in meinem Sinne, noch einer von den beſten, die ſich jetzt zu Paris von der Bücherfabrik nähren — ſpricht von dem mannichfaltigen Ungemach, dem die Schriftſteller ausgeſetzt ſind, bis der Tod ihrem Leiden ein Ende macht, und die Zeit entweder ihre Werke in den Abgrund der Vergeſſenheit geſtürzt, oder, zu ſpät für den armen Autor! mit Preis und Unſterblichkeit krönt. Das Unglück, obenhin, unverſtändig, ohne Geſchmack, ohne Gefühl, mit Vorurtheilen, oder gar mit Schalksaugen und böſem Willen geleſen zu werden — oder, wie die meiſten Leſer, die nur zum Zeitvertreib in ein Buch gucken — oder zur Unzeit, wenn der Leſer übel geſchlafen, übel verdaut, oder unglücklich geſpielt,

oder ſonſt Mangel an Lebensgeiſtern hat — oder geleſen zu werden, wenn gerade dieſes Buch, dieſe Art von Lecture unter allen möglichen ſich am wenigſten für ihn ſchickt, und ſeine Sinnesart, Stimmung, Laune, mit des Autors ſeiner den vollkommenſten Contraſt macht — das Unglück, ſo geleſen zu werden, iſt, nach der Meinung des beſagten Autors, keines von den geringſten, welchen ein Schriftſteller (zumal in Zeiten, wie die unſrige, wo Leſen und Bücherſchreiben einen Hauptartikel des Nationallurus ausmacht) ſich und die armen ausgeſetzten Kinder ſeines Geiſtes täglich und unvermeidlich bloß geſtellt ſehen muß. Unter hundert Leſern kann man ſicher rechnen von achtzig ſo geleſen zu werden; und man hat noch von Glück zu ſagen, wenn unter den zwanzig übrigen etwan Einer ganz in der Verfaſſung iſt, welche ſchlechterdings dazu gehört, um dem Werke das man lieſ't (und wenn's auch nur ein Madrigal wäre) ſein völliges Recht anzuthun. Was Wunder alſo, wenn den beſten Werken in ihrer Art, und in einer ſehr guten Art, oft ſo übel mitgeſpielt wird? Was Wunder, wenn die Leute in einem Buche finden, was gar nicht drin iſt; oder Aergerniß an Dingen nehmen, die, gleich einem geſunden Getränke in einem verdorbnen Gefäße, bloß dadurch ärgerlich werden, weil ſie in dem ſchiefen Kopf oder der verdorbnen Einbildung des Leſers dazu gemacht werden? Was Wunder, wenn der Geiſt eines Werkes den meiſten ſo lange, und faſt immer unſichtbar bleibt? Was Wunder, wenn dem Verfaſſer oft Abſichten, Grundſätze und Geſinnungen angedichtet werden, die er nicht hat, die er, vermöge ſeines Charakters, ſeiner ganzen Art zu exiſtiren, gar nicht einmal haben kann? Die Art, wie die meiſten leſen, iſt der Schlüſſel zu allen dieſen Ereigniſſen, die in der literariſchen Welt ſo gewöhnlich ſind. Wer darauf Acht zu geben Luſt oder innern

Beruf hat, erlebt die erſtaunlichſten Dinge in dieſer Art. Die ungerechteſten Urtheile, die widerſinnigſten Präventionen, die oft für eine lange Zeit zur gemeinen Sage werden, und zuletzt, ohne weitere Unterſuchung, für eine abgeurtheilte Sache paſſiren, wiewohl kein Menſch jemals daran gedacht hatte, die Sache gründlich und unparteiiſch zu unterſuchen — haben oft keine andre Quelle als dieſe. Der Autor und ſein Buch werden, mit Urtheil und Recht, aber nach eben ſo feinen Grundſätzen, nach einer eben ſo tumultuariſchen und albernen Art von Inquiſition, kurz mit eben der Iniquität oder Sancta Simplicitas verdammt, wie ehemals — die Hexen verbrannt wurden. Hier iſt das Exempelchen, womit wir dieſe kleine vorläufige und vergebliche Betrachtung krönen wollen.

Rouſſeau's neue Heloiſe war vor kurzem ans Licht getreten. In einer großen Geſellſchaft behauptete jemand, Jean-Jacques hätte in dieſem Buche den Selbſtmord gepredigt. Man holte das Buch herbei; man las den Brief von St. Preux, wo die Rede davon iſt. Alle Anweſenden ſchrien überlaut, man ſollte ein ſolches Buch durch den Henker verbrennen laſſen; und den Autor — es fehlte wenig, daß ſie nicht auch den mit ins Feuer geworfen hätten. Indeſſen, da J. J. Rouſſeau gleichwohl für einen großen Mann paſſirt, ſo fangen ſich einige, denen es billig dünken wollte, ehe man zur Execution ſchritte, die Sache näher zu unterſuchen. Sie laſen den vorhergehenden Brief, und dann den folgenden: und da fand ſich, daß gerade dieſer Brief ganz entſcheidende Gründe gegen den Selbſtmord gab, und daß J. J. Rouſſeau über dieſen Punkt ganz geſunde Begriffe hatte. Aber die Sage des Gegentheils hatte nun einmal überhand genommen; die Gansköpfe hielten feſt, und fuhren fort mit ihrer eignen Dummdreiſtigkeit zu verſichern, Jean-Jacques predige auf der

und der Seite seines Buchs den Selbstmord, wiewohl er auf der und der Seite just das Gegentheil that.

„Was ist nun mit solchen Leuten anzufangen?“ Nichts.

„Was soll ein Schriftsteller, der das Unglück hat in einen solchen Fall zu kommen, zu Rettung seiner Unschuld und Ehre sagen?“ Nichts.

„Was hätte ihn davor bewahren können?“ Nichts.

„Sollte denn kein Mittel seyn?“ O ja, ich besinne mich — er hätte selbst ein Gauskopf seyn — oder auch gar nichts schreiben — oder, was das sicherste gewesen wäre, beim ersten Hineingucken in die Welt den Kopf gleich wieder zurückziehen und hingehen sollen, woher er gekommen war —

„Das sind Extrema —“ So denk' ich auch.

Ja, freilich ist der Menschen kurzes Leben
Mit Noth beschwert, wie Avicenna spricht.

Mit den Autoren ist kein Mitleiden zu haben — und den Lesern ist nicht zu helfen. Aber gleichwohl wäre zu wünschen, daß die Leute besser lesen lernten.

3.

Ein Gespräch zwischen Autor und Leser.

Leser. Ehe wir weitere Bekanntschaft miteinander machen, sagen Sie mir, wer sind Sie eigentlich, und was haben Sie für Absichten bei diesem Buche?

Autor. Ich dächte, das wäre sehr unnöthig zu wissen, so wenig als bei einem Kaufmann, ob er katholisch oder lutherisch ist? Ich bin ein Autor, so wie der Kaufmann

Kaufmann ist, und das wäre wohl genug, um mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu erlauben.

Leser. Bei einem Autor ist es aber höchst wichtig zu wissen, was er noch neben diesem seinem Handwerke treibt, wie und warum er Autor geworden ist; ob aus Noth oder Lust, ob er ledig oder verheirathet, Kanonikus oder Kreis-Steuereinnehmer ist?

Autor. Dieß ist eine neue Art, Kunstwerke zu beurtheilen. Also kommt viel darauf an, wenn man den Canal zu Bromberg sieht, zu wissen, daß der Autor davon Ober-Consistorialrath in Berlin ist?

Leser. Allerdings kommt viel auf die äußern Verhältnisse an, und wenn ich weiß, daß der Autor ein Student ist, so kann ich ihm wohl zum voraus sagen: Herr, ich verbitte mir von Ihnen alle Scenen der großen Welt, alle Gemälde der feinen Lebensart, alles was Sie mir von Falten des weiblichen Herzens, Spiel großer Leidenschaften u. dgl. auftischen wollen; denn Sie haben's erfunden und nicht gesehen, und ich führe hier, als ein Mann der gelebt hat, eine Summe Erfahrung, zur täglichen Ausgabe, in meiner Tasche, womit ich Ihr ganzes Patrimonium auskaufen kann.

Autor. Ich sehe, Sie werden warm, als ob eben höchstwichtige Angelegenheiten zwischen uns beiden vorfallen sollten. Lassen Sie uns in ganz weitläuftigen Verhältnissen bleiben. Der eine ist Käufer und der andere Verkäufer; und hier kommt es auf keine Berechnung der Vermögensumstände beider Theile an. Der kleinste Tabatieren-Händler in Spaa kann an Lord Clive von seiner Waare verhandeln, was diesem Vergnügen oder Bequemlichkeiten verschafft, und was der Lord wirklich nicht besaß, ehe er die Bekanntschaft

des kleinen Krämers machte. Der Lord kann beim Handel gewonnen haben, so klein er ist, und der Krämer auch, ohne daß dieser zu viel bezahlt, und der andre reich davon geworden ist.

Leser. Aber derjenige, der zu viel für eine Waare bezahlt hat, passirt er nicht, wenn's herauskommt, in der Welt für einen Sot?

Autor. Ich sehe nach und nach ein, mit welchen Augen Sie das Verkehr betrachten, das zwischen uns vorwalten könnte. Die Achtung, die Sie mir als Autor geben, sehen Sie als ein Stück von Ihrer eignen an, worin nach und nach ein Deficit entstände, je mehr Sie davon gegen mich ausgäben. So wie ich von Ihrem Beifall einstecke, denken Sie, Sie verlören, und jetzo sammelte ich mir ein Capital bei Ihnen ein, das ich nach und nach wieder zu Markte brächte. Etwas ist wahr an der Sache. Freilich bekomme ich überall etwas, nur das Etwas besteht in so kleiner Currentmünze, die es unsägliche Mühe kostet in Gold umzusetzen; zudem sind die Sorten oft verrufen, aus so vielen Ländern, von so vielerlei Gepräge, welches niemand nehmen will, daß, bis sich Einer von uns etabliren kann, beim Umsetzen so viel verloren geht, als wenn ein Hananischer Officier in der Amerikanischen Gefangenschaft zwei wirkene Hemden mit acht Pfund Sterling Papiergeld bezahlen muß.

Leser. Aber Herr, das Etwas, das Sie von mir verlangen, mag so klein seyn als es will, so müssen Sie wissen, daß ich allezeit der Mann bin, der es Ihnen versagen kann. Es ist außerdem keine Kleinigkeit, die Sie mir abfordern. Der Beifall, den ich Ihnen geben soll, ist eine Ehrensache, worüber mich jeder Sachkundige zur Rechenschaft zieht. Es

ist eine Art Paß, den ich unterschrieben habe, ein Certificat, für das ich haften muß, wenn Unwahrheiten darin vorkommen; ein Wechselbrief, mit dem Sie handeln können, und wobei meine Unterschrift und Petschaft bei mehrern oder wenigern respectirt wird.

Autor. Ich bitte, bitte, fahren Sie ein wenig sachte! Ihre Vergleichungen gehen endlich über Berg und Thal mit Ihnen durch. Sehen Sie nur das Ding an, das Sie für meine Waare geben können! Es ist weder ein respectabler Paß, der in fremden Ländern, noch ein Giro-Wechsel, der auf großen Plätzen gilt, sondern ein klein Stückchen Scheidemünze, dem's kein Mensch ansieht, wer es ausgegeben hat, und das, wenn's nichts taugt, oder durch irgend ein Mandat für falsch erklärt worden ist, nur seinen jetzigen Besitzer verdächtig macht.

Leser. Es muß aber doch seinen Werth haben, weil Sie's von mir verlangen — seinen sehr großen Werth?

Autor. Ich dächte, der Fall könnte sowohl den Werth des Dinges, als die Philosophie desjenigen beweisen, der sich mit so wenigem begnügen kann. Doch wir wollen nicht weiter streiten! Ihr Urtheil kann mir sowohl höchst wichtig, als höchst entbehrlich seyn, und ich kann's doch von Ihnen heischen. Vielleicht aus Phantasie, vielleicht aus Neugierde, vielleicht aus Liebe zum Menschenstudium. Sie können mir nichts Neuer's sagen, als die Wirkung, die mein Werk auf ein Individuum der Menschen-Varietät macht, worunter Sie gehören. Der Besitzer des Vermögens kann doch wohl am sichersten seine eigene Bilanz ziehen? So lange die Autoren nicht gehalten sind, sich selbst zu recensiren, werden alle Bücher sehr gelinde mit dem Tadel wegkommen, weil er

selten auf die rechte Stelle trifft, deren schwache Seite der Eigner besser kennt, als irgend ein Sterblicher.

Leser. Das ist höchst lustig zu hören. Ich glaube am Ende, um etwas recht Absurdes behaupten zu lernen, muß ein Mensch ein Autor werden. Ich denke bald, Sie gehören zu den Spaßmachern von Profession, zu den sogenannten Belletristen. Sie haben wohl in Ihrem Leben keine Zeile geschrieben, weßwegen Sie ein ehrlicher Mann einem großen Herrn mit gutem Gewissen in ein Collegium recommandiren könnte. Also wenn Sie mir Spaß gemacht hätten, und ich hätte Sie dafür überall als einen schönen Geist ausgegeben, und es käme nachher heraus, der Spaß taugte nichts, ich wäre also s. v. betrogen, so wäre das bloß aus Liebe zum Menschenstudium geschehen, um zu sehen, was für Wirkung das auf ein Individuum wie meine Wenigkeit in der Welt hervorbringen möchte. Armuth und Bettelstolz ist, wie die Philosophen sagen, von Gott sehr weislich gepaart.

Autor. Es gibt noch mehr Dinge in der Welt, die Gott sehr weislich gepaaret hat, und darunter gehört der Scharfsinn, womit sich die Dumpfheit zu helfen weiß, wenn ihr irgend ein eminentes Talent als zu groß auf ihrem Weg aufstößt. Also alles, was geigt, ist bei Ihnen ein Fiedler, und der Virtuose, der Sie in einer Stunde durch eine Welt von Empfindungen führt, ist Ihnen Eins mit demjenigen, der Ihnen bei Tische im Wirthshause aufspielt?

Leser. Ich dächte, Einen, der vor meine Hausthüre kommt, und was von mir haben will, den kann ich behandeln, wie mir's gut dünkt. Amusirt mich einer von den Herren, so ist's gut; aber dafür kann er doch nicht prätendiren, daß ich ihn als einen meinesgleichen tractiren soll.

Autor. Sie haben Recht ſo zu denken, denn Ihre Hausthür liegt in Deutſchland, wo man nicht glaubt, daß etwas zur Fruchtbarkeit des Landes beitragen kann, das nicht ſogleich in der Geſtalt als Miſt erſcheint. Man glaubt bei uns ſo wenig an den Einfluß des Intellectuellen, als der Bauer an die Gegenwart der Luft denkt, wenn der Wind nicht geht. Verzeihen Sie, daß ich ſo geradezu ſpreche. Die Ironie iſt eine Pflanze, die bei uns noch immer ſo wenig gedeihen will, als die Theeſtaude in Schweden.

00099809

Digitized with financial assistance from
Government of Maharashtra
on 30 January, 2020